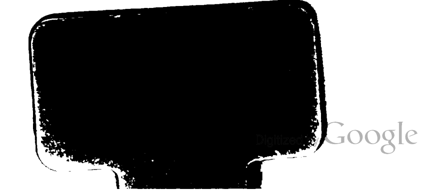



DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA
Taylor Institution.
1858.



Skizzen
aus dem
Alltagsleben.

Von

Frederike Bremer.

Aus dem Schwedischen.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1848.

Nina.

Von

Frederike Bremer.

Aus dem Schwedischen.

Erster Theil.

Dritte, verbesserte Auflage.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

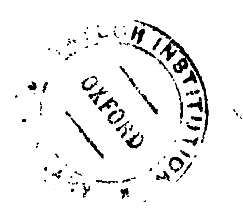
1848.

„Früher waren die Widerwärtigkeiten von grober Art, jetzt sind sie von einer gefühlvollen.“

Ehrensvärd.

„Das Leben ist die Entwickelung eines herrlichen Dramas.“

B.



Vorwort.

Als die selige Demoiselle Rönnquist an der unseligen Cholera in den letzten Zügen lag, empfing ich von ihr ein Paquet nebst folgenden Worten:

„Da Du die beste Freundin bist, die ich auf Erden besessen habe, so übergebe ich Dir einige Bemerkungen, welche ich über eine Familie aufgezeichnet habe, in der ich den besten Theil meiner Tage verlebte. Sie können mit einiger Ausarbeitung eine Fortsetzung meiner Erzählung „die Töchter des Präsidenten" bilden. Wenn Du findest, daß diese Papiere etwas Lesenswerthes enthalten, so bin ich gewiß, daß Du es übernimmst, sie zu ordnen und sie zu einem Ganzen zusammenzusetzen. Mit dem Alter der handelnden Personen, mit der Zeit für die Begebenheit, mit localen Verhältnissen kannst Du getrost nach Gutdünken und ebenso frei, wie ich es gethan habe, verfahren. Alles dieses ist von geringer Bedeutung in einem kleinen Buche, welches nur mit der Geschichte des Herzens zu thun hat. Gern überlasse

ich Dir die Ausführung meiner schwachen Entwürfe. Du wirst es vermuthlich besser machen, als ich selbst; denn Du bist älter — und das Leben ist eine Lehre, ein Schulbuch, wo jedes Jahr mehr das Versetzen in eine höhere Klasse mit sich führen muß. Auch ich gehe jetzt einer höheren Versetzung entgegen, gehe, zu lernen, obgleich vielleicht nicht mehr zu schreiben. Lebe wohl bis — zu einem helleren Morgen!

Deine Emma."

Ich habe gethan, was Emma Rönnquist gewünscht hat; wie — magst Du beurtheilen, Leser.

Und wer ist die „ich"? könntest Du fragen. Freundlicher Leser, ich bin, wenn Du gut bist, besonders wenn Du unglücklich bist — von ganzem Herzen

Deine Dienerin.

Alte Bekannte.

„Seid ihr jetzt Alle hier versammelt?“
Bellmann.

Wir treten in ein Zimmer, wo weiche Sophas, schöne Matten, klare Spiegel, zierlich drapirte Fenster u. s. w. dieses Gemälde von „Comfort“ bilden, welches der große Componist der Jetztzeit, der Nutzen, vorzugsweise für die Welt zu gründen strebt. Mit dem etwas echauffirten Kopfe über ein Schachbret geneigt sitzt im Sopha der wohl conservirte Präsident, jetzt Excellenz G. Vor ihm sehen wir seine Tochter Edla, damit beschäftigt, sich von ihrem Vater matt machen zu lassen, theils weil sie schon ein Spiel von ihm gewonnen hat, theils weil die Excellenz gerade nicht bei der allerbesten Laune ist. Aber das Spiel und die Laune des Präsidenten klären sich jetzt auf einmal auf.

„Edla,“ bemerkt er, „die Königin ist eine kostbare Pièce. Ohne sie kein Leben im Spiele. Du mußt jetzt entschuldigen, daß ich die deine kneife, um Schach zu sagen und .... matt!“

„Matt? Ja, unrettbar matt!“ wiederholte Edla. „Das war in der That ein vortreffliches Manoeuvre. Wie einfältig meine Läufer dastehen!“

Die Excellenz rümpfte die Nase, schnaubte und konnte für sein Leben nicht ein herzliches Lachen über das bestürzte Aussehen der Tochter unterdrücken, worauf er sehr freundlich sagte: „Mein gutes Kind, wenn du nun nicht gar zu schachmatt bist, so gib mir eine Tasse Thee.“

„Gleich,“ sagte Edla froh-bereitwillig.

Der Präsident streckte sich wohlbehaglich auf dem Sopha.

In einiger Entfernung von ihnen sehen wir am Fenster eine andere Gruppe. Ein junges, sehr schönes Frauenzimmer ist damit beschäftigt, einige frische Blumen abzuzeichnen, die in einem Glase vor ihr stehen. Ein anderes Frauenzimmer, nicht jung und noch weniger schön, aber mit äußerst ausgesuchter Toilette, sitzt neben ihr und stickt eine Hirtin in Tapisserie. Vor ihnen, den großen, scharfen Blick unablässig auf das Madonnenantlitz der Jüngern geheftet, steht ein stattlicher und vornehm aussehender Mann.

Der Präsident — ich kann mir's nicht abgewöhnen, ihn so zu nennen — war nach dem Schach und dem Thee in eine liebliche Gemüthsstimmung gerathen; — etwas aufgeregt betrachtete er die Gruppe am Fenster und sagte zu Edla:

„Man muß gestehen, daß ein schöneres Paar als Nina und Graf Ludwig kaum denkbar ist. Es kann Einem in der Seele wohl thun, wenn man sie nur ansieht. Wenn ich daran denke, daß Nina mich bald verlassen wird, und daß auch du, meine beste Edla, bald einen Gatten glücklich machen dürftest, so fühle ich .....“

„Das kommt bei mir gar nicht in Rede, mein guter Vater. Ich wünsche meine Stellung im Leben nicht zu verlassen. Ich fühle mich glücklich und werde meinen Vater nie verlassen.“

„Das,“ sagte der Präsident, „kann ich unmöglich zugeben. Ich kann nicht erlauben, daß du dich so für mich aufopferst. Nein, mein Kind! So glücklich mich auch deine Zärtlichkeit gemacht hat, so glücklich sie mich auch immer machen wird, so darf ich doch kein Hinderniß für

dich sein, deinem Berufe zu folgen. Und ich ..... ich werde ....."

„Mein guter, mein bester Vater," unterbrach ihn Edla gerührt, „rede nicht davon! Ich versichere, daß ich nur dem Rufe meines Herzens folge, wenn ich in meiner gegenwärtigen glücklichen Lage zu bleiben wünsche. Ich suche weder, noch kann ich ein für meinen Sinn passenderes Glück finden, als das ich in dem Hause meines Vaters finde."

„Du bist die beste Tochter —, aber dieses Haus kann eine Veränderung erleiden; hum. — Mit Nina's Verheirathung wird es vermuthlich nicht lange dauern — und ich ..... und ich .... und mein bestes Kind, eine solche Partie wie Professor A., ein Mann so reich, so gelehrt, so angesehen und der dich liebt, kommt nicht alle Tage. In der That, ich glaube, du thust Unrecht, seine Hand auszuschlagen."

„Ich schätze A. innerlich," sagte Edla, „er bleibt immer mein Freund, mein bester Freund; aber eine nähere Verbindung mit ihm würde mich nicht glücklich machen. A. thut mir oft nicht wohl. Seine Zweifelsucht — denn so kann man wol sein fast eigensinniges Zweifeln an den wichtigsten und höchsten Interessen der Menschheit nennen — hat etwas unendlich Peinliches. Ich habe ihm für so manches Licht, für so manche nützliche Lehre zu danken; aber er hat auch viele Unruhe, viele Qual in meiner Seele geweckt. Sein grübelnder, unruhiger und widersprechender Geist stört die Ruhe meiner Seele und ich habe oft ganze Tage lang Mühe, den Eindruck zu überwinden, den das Gespräch einer Stunde mit ihm auf mein Gemüth hervorgebracht hat."

„Aber, mein liebes Kind, das wird vergehen, wenn du ihn alle Tage und Stunden sehen und sprechen wirst. Du mit deinen Kenntnissen und deiner festen Ueberzeugung wirst ihn leicht von seinen verirrten Ideen abbringen. Du wirst ihn bekehren, wirst ihn zum Proselyten machen."

1*

„Ach, mein Vater," sagte Edla seufzend und lächelnd, „das ist eine Arbeit, die weit über meine Kräfte geht! Außerdem fürchte ich, daß man schwerlich den Zweifler an Gott und Unsterblichkeit durch Argumente zum Glauben führen wird. A. bedarf einer Gattin, welche durch ihre schöne Seele, ihre Frömmigkeit und ihre Liebe ihm ein lebendiges Gefühl der Wahrheit einflößt, welche zu fassen sein Verstand sich weigert. Sie wird nicht mit ihm disputiren, aber ihr inniger Glaube wird ihn anstecken. Er wird den Himmel durch ihren Blick sehen. Ich weiß, daß ich das nicht bin, Dasjenige nicht habe, was A. bedarf. Ich würde ihn nicht glücklich machen können."

„Nun wohl; wenn A. nicht in Rede kommen kann, so haben wir noch Staatsrath P. zu betrachten, welcher sich wol bei erster Gelegenheit erklären wird. Er hat schon mit mir in so hohen Ausdrücken von dir gesprochen. Er hat sich neulich ein Haus auf Drottninggata gekauft und weiß wirklich dich zu schätzen."

„Ich bin ihm wegen seiner guten Meinung von mir dankbar, aber ich glaube nicht, daß er an mich als seine Gattin denkt; auch ich kann in dieser Eigenschaft noch weniger an ihn als an A. denken."

„Höre, meine beste Edla, mein gutes Kind, ich sehe, wie es steht! Du kannst an sie nicht denken, weil du zu viel an mich denkst. Aber ich versichere dich, ich habe Kraft, zu entbehren — ich habe überdies gedacht .... Ja, mein Kind, deinethalben und um dir vollkommene Freiheit zu gewähren, habe ich selbst ..... ich bin wol nicht mehr jung und das Grab ....."

„O, mein Vater, mein guter Vater, reden Sie nicht davon!" bat Edla warm, indem sie seine Hand zwischen die ihrigen nahm. „Sie sind ja noch in Ihren besten Jahren und werden noch lange für das Glück Ihrer Kinder leben. Was mich betrifft, so kann ich nur wiederholen, daß ich mich in meiner jetzigen Lage so glücklich fühle, daß ich mir keine andere wünsche. In meinen Jahren

bricht man nicht so leicht alte, liebe Gewohnheiten. Sie, mein Vater, und die stillen Beschäftigungen, woran ich mich schon lange gewöhnt habe, erfüllen Alles, dessen meine Seele bedarf. Lassen Sie mich hoffen, bester Vater, sagen Sie mir, daß es nicht Unzufriedenheit mit mir ist, was Sie heute für meine Verheirathung reden läßt."

„Nein, mein Gott, nein! Wie du sprichst! Wie sollte ich mit dir unzufrieden sein können, Edla? — Na" — fuhr er mit einem Ausdruck, worin Zufriedenheit und Mismuth stritten, fort, „es mag denn so bleiben, wie du willst. Mir ist es nur leid um jene armen Männer, sowie auch um dich; denn man mag sagen, was man will, so ist der Mensch doch dazu da, um in der Ehe zu leben. Indessen fürchte ich, du wirst dich in Zukunft langweilen, wenn Nina verheirathet sein wird. Ich habe gedacht, daß du gern eine angenehme Gesellschafterin haben möchtest, und deinetwillen — wollte ich gern ...."

Der Präsident hielt inne, Edla ward aufmerksam, aber jede weitere Mittheilung zwischen ihnen ward unterbrochen; denn jetzt ward Staatsrath P. angemeldet und der Präsident ging ihm mit großer Artigkeit entgegen und hieß ihn aufs freundlichste willkommen. Der Staatsrath war ein fröhlicher und gesprächiger Mann. Er sprach mit dem Präsidenten, aber sichtlich für Edla, auf deren Miene und Blick er gar oft Acht gab. Ueberhaupt gab er durch sein Benehmen gegen sie wirklich starken Anlaß, zu glauben, daß er ihr sein Haus und sich selbst anzubieten gedächte.

Wir wollen jetzt einen Besuch am Fenster abstatten und hören, was dort vorgeht.

Die Freiherrin Alexandrina, etwas beschränkt, etwas eingebildet, etwas geziert, mit Einem Worte, etwas mittelmäßig, macht einige mittelmäßige Reflexionen über die Zeichen der Zeit und darüber, daß man Alles so „aufrühren" und nichts in Ruhe lassen wolle.

Ihr Vetter Graf Ludwig, etwas stolz und etwas kurz

gegen sie, antwortet darauf vornehm und abweisend, oder auch gar nicht.

„Die Herren," sagt Alexandrina mit einer süßen Stimme, „wollen immer schalten und walten, und dabei wenden sie die Welt um und um. Sie entzünden blutige Kriege, nur um ihren Ehrgeiz zu befriedigen, und denken wenig an alles Elend, das sie verschulden, oder an uns arme Frauenzimmer, welche dabei in die Klemme kommen."

„Wenn ein mächtiger Wille sich Bahn bricht," antwortete Graf Ludwig, so müssen kleine Rücksichten weichen, und es ist nicht die Sache des Helden, während des Streites für das Wohl von Millionen danach zu fragen, ob einige Katzen miauen oder einige Weiber schreien."

„Herr Gott, wie Vetter Ludwig spricht! Nina, was sagst du dazu?"

„Daß ich glaube, er hat Recht," antwortete Nina mit schüchterner, melodischer Stimme, „aber ......"

„Nun wohl, aber ....."

„Aber daß es hätte besser gesagt werden können," fuhr Nina tief erröthend fort.

Auch Graf Ludwig erröthete flüchtig, indem er sagte: „Fräulein Nina gehört nicht zu den Weibern, von denen dieser Ausdruck gelten kann. Sie würde sich dem Nothwendigen ruhig zu unterwerfen wissen."

„Ich weiß nicht ..... ich fürchte, ich bin so schwach wie irgend Jemand; — und die Nothwendigkeit des Krieges scheint mir bitter. Warum muß er eine Nothwendigkeit sein? Warum muß es Unterdrücker und Unterdrückte geben?"

„Weil es so der Lauf der Welt ist," antwortete Ludwig kalt, „und wir ihn nicht ändern können."

„Wenn ihr nur noch mit den Türken Krieg führtet," sagte Alexandrina; „sie sind ein häßliches Volk, das aus Europa vertrieben werden müßte. Ihre abscheuliche Religion erlaubt ihnen ja, Frauenzimmer zu ertränken, welche einen Fehltritt begangen haben! Hu, Nina, hast du

die Anekdote im letzten Modejournal gelesen? — sie störte wirklich meine Nachtruhe."

„Vielleicht gefällt Ihnen eher die Humanität und Freiheit der Sitten, welche in dem allerchristlichsten Frankreich zur Zeit des Orleans und Ludwig's des Funfzehnten herrschte," sagte Graf Ludwig mit bitter ironischem Lächeln. „Ich gestehe, daß ich es in dieser Sache lieber mit den Ansichten der Türken halte."

Nina ward wieder von Alexandrina aufgerufen, weigerte sich aber, sich zu äußern. Im Stillen fragte sie sich, ob es keinen Mittelweg gebe zwischen Schlaffheit und Grausamkeit, und Graf Ludwig's Worte und Ausdrücke flößten ihr jetzt, wie oft, ein Gefühl von Niedergeschlagenheit ein.

Mehr Fremde kamen. Man bat Nina, zu singen. Sie that es sogleich und ihre Stimme, schwach, aber von einer unbeschreiblichen Lieblichkeit, weckte eine unwillkürliche Rührung bei den Zuhörern und veranlaßte einen von ihnen zu sagen: „Fräulein Nina hat eine Thräne in ihrer Stimme."

Und in der That konnte dieser Ausdruck für hr ganzes Wesen passen, welches lieblich, aber wehmüthig war und an ein überirdisches, aber von seiner himmlischen Heimat verbanntes Wesen denken ließ, d. h. Diejenigen, welche einen Duft von Poesie in sich hatten, dachten so, und wir bekennen, daß Einer von der Gesellschaft, welcher gar zu viel Körper hatte, sie nur „schlecht aussehend" fand, womit er jetzt wohlmeinend seine Gedanken über ihre Gesundheit andeutete. Als jedoch Nina einige Worte mit ihm sprach, konnte er nicht umhin, entzückt und glücklich auszusehen. Uebrigens schien Nina sich gern und leicht nach den Wünschen Aller zu fügen; man konnte geneigt sein, zu fragen, ob sie einen eignen Willen habe, ob sie ihrer selbst wegen da sei.

Nachdem die Eindrücke des Gesanges verklungen waren und die Mitglieder der Gesellschaft ihre gewöhnliche Gemüthsstimmung wieder erlangt hatten, entspannen sich

Gespräche über die Angelegenheiten des Staates und bald auch Dispüte. Edla schwieg wie gewöhnlich während derselben, aber indem sie mit Theilnahme den Streitenden ihr Ohr lieh, folgte ihr Auge Nina mit mütterlicher Unruhe. Als die Stimmen lauter und das Geräusch im Zimmer stärker wurde, sah sie diese plötzlich erbleichen und ihren Kopf gegen die Wand lehnen. Bald war Edla an ihrer Seite und flüsterte: „Du bist müde?"

„Ja!" war Nina's matte Antwort. Schweigend nahm Edla ihren Arm unter den ihrigen und entfernte sich mit ihr. Bald kehrte Edla zur Gesellschaft zurück, aber nur die Hälfte ihrer Seele war da, die andere weilte bei Nina. Graf Ludwig näherte sich ihr und fragte mismuthig:

„Was war es nur wieder?"

„Eine Schwäche; — sie ist noch nicht gewohnt, unter so vielen Leuten zu sein, sie erträgt nicht das Geräusch so vieler Stimmen."

„Aber glauben Sie nicht, daß Einbildung einen großen Theil an diesen nervösen Anfällen hat und daß etwas Zwang, um sie daran zu gewöhnen, sich zu überwinden, heilsam wäre?"

„Nein — Nina braucht nicht gezwungen zu werden. Sie ist zu wahr, zu einfach, um sich etwas über sich und ihre Gefühle einzubilden; zu gut, um sich nicht zu überwinden, wenn sie könnte, da sie Andern damit Vergnügen machen würde. Zeit, Geduld, eine liebevolle und kluge Behandlung werden sicher, wenn auch langsam, wirken."

„Sie verstehen es am besten," sagte Graf Ludwig, „aber ich fürchte ....."

„Was, was?"

„Daß Sie durch zu viele Nachgiebigkeit Nina ihr Leben verträumen lassen. Ohne Anstrengung gewinnt man die Fähigkeit nicht, sich zu überwinden. Ich fürchte, Sie verweichlichen Nina."

Graf Ludwig's Worte gingen Edla zum Herzen; kein Vorwurf konnte ihr schmerzlicher sein und der Eindruck

desselben machte vielleicht, daß einige Strenge sich in die Unruhe mischte, womit sie, nachdem alle Fremde weggegangen waren, Nina wieder aufsuchte.

Nina hatte ihr weiches, helles Haar aufgelöst, schien aber zu vergessen, es für die Nacht zu ordnen. Sie hatte das Gesicht in ihre Hände geneigt und stützte die Ellbogen auf den Tisch. Das Haar floß in reichen Wogen über die fein gerundeten, schneeweißen Arme. So saß sie lange da, mehr träumend als denkend, und halb erstickte Seufzer hoben ihre Brust. Ihr Anblick rührte Edla, die Strenge schmolz in ihrem Herzen. Nina merkte Edla's Hereinkommen nicht, aber eine Hand, welche leicht und liebkosend über ihren Kopf fuhr, ließ sie aufsehen und ihr Auge begegnete Edla's freundlich forschendem Blicke. Es lag etwas ungewöhnlich Zärtliches in Edla's Ausdrucke und in Nina's Brust gab es eine Saite, welche bei der geringsten freundlichen Berührung widerhallte. Sie ließ ihren Kopf auf Edla's Arme ruhen und sah zu ihr auf mit ihrem engelschönen, aber blassen Gesichte, auf welchem Vertrauen und eine Art wehmüthiger Freude gemalt waren.

„So gedankenvoll und weshalb?“ fragte Edla und ihre ruhige Stimme, ihr klares und bestimmtes Wesen bildete einen merkwürdigen Contrast zu dem Nina's, das in Lieblichkeit und Wehmuth fast aufgelöst war.

„Ich weiß selbst nicht ....“ antwortete Nina; „ich wollte, du machtest es mir klar. Es ist mir, als gingen Wolken über meine Seele. Sie beunruhigen mich.“

„Und diese Wolken, haben sie eine bestimmte Gestalt, eine Bedeutung?“

„Nein! — wenigstens keine klare; aber sie kommen oft. Ich möchte, daß ich sie durchdringen könnte; sie verhüllen mir eine Klarheit, die ich ahne. Ach, Edla, sage mir, was ist das Leben? Was heißt leben?“

Edla zog ihren Arm sanft unter Nina's Kopf hervor und setzte sich still neben sie.

„Das Leben, mein gutes Kind, ist ein Kampf. Leben heißt: seine Kraft, seine Güte entwickeln.“

„Aber die Glückseligkeit, Edla, was ist Glückseligkeit?“

„Sich selbst besitzen —, der Seele Freiheit und Frieden.“

„Aber, Edla, was ist Genuß, was ist Freude? Wie wird sie empfunden? Woher kommt sie? Ich fühle zuweilen gleichsam einen Durst danach und weiß doch nicht, was es ist. Ich möchte das Leben leicht fühlen, ich möchte glücklich sein.“

„Werde gut, werde klar!“ sagte Edla mit Innigkeit.

„Glücklich, glücklich! Wenn ich den kleinen Vogel singen höre, so fühle ich, daß er froh ist. Ich habe die Gesichter der Menschen sich wie ein seliger Tag aufklären sehen, ich habe junge Mädchen voll von Lachen und Scherz gesehen; sie sind glücklich, sie fühlen das Leben leicht. Ich möchte wie sie fühlen.“

„Es ist nicht schwer, Nina; aber es gibt etwas Höheres als dieses Glück, Etwas, was dieses leicht entbehrlich macht. Möchtest du Diesem nicht ähnlich werden?“ Edla zeigte Nina ein Bild des versuchten Heilands, in dem Augenblicke, wo er die Freuden der Erde von sich weist.

Nina sah lange auf das herrliche Bild. „Dies ist groß,“ sagte sie; „ja, dies ist mehr als die Freude, die Glückseligkeit — oder vielleicht ist gerade die Glückseligkeit für den Kraftvollen. Aber, Edla, die Kraft ist verschieden, so auch der Genuß; gibt es nicht manche Glückseligkeit, die weniger hoch und doch gut, doch unschuldig ist?“

„Ich weiß keine, Nina, welche des bessern Menschen würdig wäre, als die, welche in der Tugend, in der wirksamen Liebe für unsere Nebenmenschen, in dem Streben nach Kenntnissen und Güte liegt.“

Nina stützte ihren Kopf auf die Hand und eine Wolke von Wehmuth lagerte sich über ihr schönes Antlitz. „Ich muß wol recht schwach sein, Edla!“ sagte sie. „Ich fühle nicht in mir die Kraft, von welcher du redest und welche du besitzest. Ich bewundere und liebe sie —

aber warum sehne ich mich insgeheim mehr nach dem fröhlichen Genusse des Lebens, als nach der Tugend und Vollkommenheit? Edla, meine zweite Mutter, verstehst du mich?"

„Ja — und es gab eine Zeit, wo ich ebenso wie du fühlte; aber das ist traurige Schwäche. Ich habe sie überwunden."

„Edla, du hast so fühlen können und hast so überwunden! Du bist so ruhig und stark! Wie überwindet man seine Schwäche, Edla?"

„Dadurch, daß man sich an ein stärkeres, ein höheres Leben anschließt — an Gott oder an einen klaren und kraftvollen Menschen."

„Edla, behalte mich lieb! Laß mich immer bei dir bleiben. Ich werde mich dann niemals unglücklich fühlen; ich werde stärker werden, ich werde, wie du willst, werden."

Edla barg die Bewegung, mit welcher sie diese Worte hörte, und sagte: „Ich glaube, Nina, daß du bald eine bessere Stütze als mich erhalten wirst, eine Stütze, an deren Seite du nützlicher für deine Nebenmenschen wirken wirst .. Graf Ludwig liebt dich ......"

Ein leichter Schauder durchbebte Nina. Edla merkte es und sagte mit Unruhe: „Du hast doch keinen Widerwillen gegen ihn, Nina?"

„Nein; aber er ist so streng, so kalt, ich fühle etwas wie Furcht vor ihm."

„Streng? kalt?" wiederholte Edla. „Meine beste Nina, in unserer weichlichen Zeit scheint leicht Jeder so, der einen mit sich einigen und kraftvollen Willen hat und sich nicht nach den Launen Anderer beugt. Was ich fürchte, was mir im Innern zuwider ist, ist gerade die Schwäche oder Schlaffheit, welche jetzt in so vielen Gemüthern herrscht; es ist diese Dämmerung in den Seelen, welche macht, daß man nicht weiß, was man will, nur für den Augenblick wirkt, Alles halb kraftlos, unvollkommen thut ... und welche das ganze Leben zu einem Schattenspiel macht ...

Wie ganz anders ist nicht Graf Ludwig — wie fest, wie klar, wie geregelt thätig! Ich kenne Ludwig seit seiner Kindheit und weiß keinen bessern, keinen edlern Menschen; aber das Leben ist rauh gegen ihn gewesen und die schmerzlichsten Erfahrungen haben sein Herz verwundet und etwas wie Bitterkeit in sein Herz geworfen. Er verdient es wohl, daß ein mildes und liebenswürdiges Weib ihn mit dem Leben aussöhnt und ihn lehrt, die Menschen zu lieben, für deren Wohl er doch beständig arbeitet. Will nicht meine Nina sein guter Engel werden?"

„Ich will, was du willst, Edla," sagte Nina, indem sie mit den Lippen den Arm der Schwester berührte. „Rede von ihm mit mir, sage Etwas, was mich ihn lieben lehren wird. O, wenn er unglücklich, wenn er einsam im Leben gewesen ist, von Niemand geliebt und ohne Jemand, den er lieben konnte, so werde ich Zärtlichkeit für ihn fühlen und werde thun, was ich kann, damit er glücklich werden möge!"

Edla legte gerührt die Arme um die zarte Schwester; als sie aber das Zittern fühlte, welches bei Nina so leicht einer Aufregung ihrer Gefühle folgte, zog sie sich zurück und sagte, indem sie sich ruhig neben sie hinsetzte: „Was ich von Graf Ludwig's Leben weiß, will ich dir sagen. Er kann es nicht übel nehmen, und er bedarf und verdient einen Freund, der ihn besser, als er es selbst kann, bei dir vertritt. Du weißt, daß er der älteste Sohn einer der reichsten und vornehmsten Familien unseres Landes ist; Pracht, aber keine Freude, keine Zärtlichkeit umgab seine Wiege. Fast von der Stunde seiner Geburt an ward er von seiner Mutter nicht gelitten. Sein heimatliches Haus war ein freudenloses und unglückliches Haus; Eitelkeit, Sittenlosigkeit und ein launenvoller Despotismus herrschten dort mit allen den Unannehmlichkeiten, zu denen sie Veranlassung geben. Seine Eltern waren sich gegenseitig zur Plage und sie rächten sich deshalb an dem Kinde Ludwig. Gewalt und Ungerechtigkeit waren die ersten Erfahrungen,

die er vom Leben hatte. Aber inmitten dieser Beispiele elender Schlaffheit, inmitten dieses grausamen Druckes wurden Herz und Gemüth des köstlichen Knaben gehärtet. Er fing frühzeitig an, Wahrheit und Ordnung zu lieben. Er befestigte sich in einer Richtung, welche derjenigen, die er um sich sah, ganz entgegengesetzt war; und ward er dabei gar zu verschlossen und streng, so kam dies daher, daß er unter den Verführungen einsam dastand. Aber bald stand er nicht mehr einsam da; er bekam einen Freund, arm zwar und von geringem Stande, gegen den aber die Natur freigebig gewesen war und der, milder als Ludwig, die Tugend warm und stark wie er zu lieben schien. Ludwig sah in ihm einen überlegenen Menschen und gab sich ihm mit ganzer Seele und ganzem Herzen hin.

„Graf Ludwig hatte einen jüngern Bruder. Dieser ward durch die Härte des Vaters im Wachsthum behindert, sowol körperlich als geistig. Auch bekam er eine Schwester und der männliche Knabe ward frühzeitig ein Beschützer des zarten, schönen Kindes. Er saß neben der Wiege der Schwester, küßte ihre kleinen Füße und verjagte die Fliegen, die ihren Schlaf störten. Sein Herz verlangte zu lieben. Als sie aufwuchs, suchte er sie gegen die Eltern zu schützen, deren Zärtlichkeit und Härte gleich tyrannisch waren. Die Mutter starb und Graf Ludwig mußte auf Befehl seines Vaters um seine Erziehung zu vollenden, eine Tour durch Europa machen. In Verzweiflung darüber, daß er die Schwester zu einer Zeit verlassen mußte, wo sie der Stütze eines Freundes am meisten bedurfte, und in der Absicht, sowol ihr als dem Bruder einen Beschützer und eine Stütze zu geben, führte er in der Eigenschaft eines Lehrers für den Bruder den oben erwähnten Freund in das Haus seines Vaters ein. Die Festigkeit seines Charakters, seine glücklichen gesellschaftlichen Gaben, seine ungewöhnliche Liebenswürdigkeit würden, so hoffte Ludwig, ebenso glücklich auf den Vater wie auf die

Geschwister einwirken, und er überließ seiner Obhut das Theuerste, was er auf Erden besaß.

„Nach einem Jahre kam er zurück; seine einzige, geliebte Schwester war verführt, aus dem väterlichen Hause geraubt und das Opfer eines schrecklichen Todes geworden. Sein Vater, durch die Hand eines Verräthers gefährlich verwundet, lag auf dem Krankenbette und Derjenige, der alles Dieses verübt hatte, der Verführer, der Mörder und außerdem der Räuber ansehnlicher Geldsummen — war sein Freund, der Freund, den er so zärtlich geliebt hatte, an den er mehr als an sich selbst geglaubt hatte! Ach, Nina, nicht geringe Kraft, nicht geringe Tugend wird erfodert, nach solchen Erfahrungen noch in dem Guten fest zu bleiben, noch für das Wohl der Mitmenschen zu arbeiten!“

„Graf Ludwig's verbrecherischer Freund war festgenommen und konnte sich von den Verbrechen, deren er beschuldigt ward, nicht reinigen. Das Todesurtheil schwebte über seinem Haupte — da verschwand er plötzlich aus dem Gefängnisse. Graf Ludwig verfolgte ihn nicht — er suchte ihn zu vergessen — das war seine Rache.“

„Der Schwester Tod ließ tiefe Spuren in seiner Seele zurück. Ich habe ihn während jener Zeit häufig gesehen, wo in Folge dieses Unglücks eine finstere Hypochondrie sich seiner ganzen Seele bemächtigt hatte. Ich sah auch damals, wie dein Anblick auf ihn wirkte, wie er in deiner Nähe ruhiger und freundlicher ward. Du warst noch sehr jung, als Ludwig seine Schwester verlor, und ich glaube nicht, daß irgend eine Kunde von diesem schrecklichen Ereignisse zu deinem Ohr gelangte. Ludwig hat mir mehr als einmal gesagt, daß du von dieser Zeit an sein schützender Engel warst, daß er durch dich allein noch freundlich für das Leben und die Menschen fühlte. Oft hat er mir seinen innigen Wunsch geäußert, dich seine Gattin nennen zu dürfen, und nur deine noch so schwache Gesundheit, nur meine Bitten haben ihn abgehalten, sich gegen dich

und deinen Vater zu erklären. Aber sage mir, Nina, ist dieser Mann nicht werth, hochgeschätzt zu werden, ist er nicht werth, glücklich zu werden?"

„Er ist es, o, er ist es, Edla! Ich möchte würdig sein, ihn glücklich zu machen! Ich will es werden. Ich werde ihn lieben lernen. Aber, Edla, laß ihn jetzt nicht meine Hand begehren. Ich bin noch so jung. Trenne mich noch lange, lange nicht von dir. Leite mich, verlaß mich nicht. Es liegt wie ein Nebel über mir, ich sehe zuweilen nichts deutlich, ich verstehe das Leben nicht, verstehe mich selbst nicht."

„Du wirst einen wirksamen Antheil am Leben nehmen, Nina, und dann wird es dir klar werden."

„Und werde ich glücklich werden? Werde ich das Leben leicht, fröhlich fühlen?"

„Nina! Ich wünschte, daß du nicht so viel darnach fragtest. Haben sie darnach gefragt, die ausgezeichneten Menschen, welche wir in der Jetztzeit und in der Geschichte bewundern, welche für das Gute allein, für die besseren Tage der Erde, für den Himmel leben?"

„Ich bin schwach," sagte Nina, indem sie mit dem Finger eine hervorquellende Thräne zerdrückte.

„Du bist es!" sagte Edla mit einem Ernste, der an Strenge grenzte. „Aber, Nina, wir sollten uns unserer Schwäche schämen und alle unsere Kraft anwenden, sie zu bekämpfen. Nur die Erbärmlichkeit jammert über sich selbst, ohne sich zu erheben. Es ist schrecklich, die eigne Misachtung zu verdienen; aber dies wird das Loos des schwachen Weibes. Sie weiß nicht, was es heißt, sich zu beherrschen; sie kennt die Seligkeit nicht, zu den Zufälligkeiten des Lebens sagen zu können: „Ihr könnt mich nicht verwirren!" zum Schmerze: „Du kannst mich nicht zermalmen!" Sie bereut heute den Fehler, den sie gestern beging; sie begeht ihn morgen wieder. Sie möchte sich erheben und stark werden, aber die Zeit vergeht in Trägheit und lahmen Wünschen. Sie weiß nicht, was Kampf ist, sie weiß

auch nicht, was siegen heißt; sie sieht den Abgrund, hat aber nicht die Kraft, sich davon zu entfernen. Wie beklagenswerth .... wie verächtlich ..... Nina, du wirst bleich ....."

„Es ist nichts! Es geht vorüber ....; Edla, deine Worte ..... Edla, verachte mich nicht!" Und sie sah zu ihr empor angstvoll und mit gefalteten Händen.

„Sei still, sei ruhig, mein gutes Kind!" sagte Edla mit zärtlichem Ernste, indem sie aufstand. „Du bist nicht die Schwache, welche ich geschildert habe, und wirst es niemals werden. Ich wollte den Tag nicht erleben, wo du diesem Bilde ähnlich würdest. Sammle Kraft, um es zu verabscheuen und es weit, weit von dir zu entfernen."

„Ich will, ich werde es!" sagte Nina, indem sie die Arme gegen die Schwester ausstreckte; aber in demselben Augenblick sanken die ausgestreckten Arme herab, ihr Haupt fiel zurück, die Augen schlossen sich, sie schlief. Ihre Stirn war klar, kein Schmerz entstellte die reinen Züge, aber Todtenblässe bedeckte das Gesicht und die Glieder waren unbeweglich und steif. Es war der Tod in seiner schönsten Gestalt. Edla kannte diesen Schlaf, welcher der Krankheit angehörte, wovon Nina als Kind oft Anfälle gehabt hatte. Seit vielen Jahren war sie jedoch davon frei gewesen und um so erschreckender war dieser Augenblick für Edla. Mit der Besinnung, die ihr eigen war, wandte sie sogleich die Mittel, die in ihrem Besitz waren, an, um den schauerlichen Schlaf aufzuheben, und sie hatte die unbeschreibliche Freude, Nina nach Verlauf einer Stunde aufwachen zu sehen.

„Was war es?" fragte Nina mit Unruhe. „War ich wieder krank wie früher? Es kam eine Mattigkeit über mich, Edla. Wie viele Unruhe, wie vielen Kummer mache ich dir nicht!"

„Es war nichts," antwortete Edla ruhig. „Deine physische Schwäche ist nicht gefährlich. Mit der Zeit, bei einem wirksamen Leben, unter Sorgen für Andere wird sie

vergehen und auch deine Seele wird dabe stärker werden. Glaube mir!"

„Ich glaube dir. Wie sollte ich auch nicht? Warst nicht du es, die mir zum zweiten Mal das Leben gab? Habe ich seitdem nicht durch deine Fürsorge gelebt, durch deinen Gedanken gedacht? O, als ich schon in meinem Sarge lag und Alles um mich her still und finster und mein kurzes Leben auf der Erde aus war; als du dann kamst und mich mit deinen Thränen erwärmtest und mich mit deinen Worten erwecktest, als ich wieder warm ward und die Augen öffnete und das Licht und dich schaute — da, Edla, ward ich dein, mein Leben war dein Geschenk und ich fühlte, daß meine Zukunft in deiner Hand liege. Und so ist es, Edla; ich kann mir nicht denken, deinem Willen nicht zu folgen und dir nicht in Allem zu gehorchen!"

„Du bist mein gutes Kind!" sagte Edla freundlich; „aber wir haben heute Abend einander aufgeregt und das ist nicht gut. Geh' zur Ruhe. Ich bin nicht schläfrig; ich werde mich an dein Bett setzen und laut lesen, bis du einschläfst." Nina gehorchte, froh über das Versprechen.

Und was war es wol, was Edla Nina vorlas? „Ohne Zweifel eine Predigt, um sie moralisch einzuschläfern, oder sie nahm aus dem Bücherschrank «die Asen*)», um die schwache Schwester recht kräftig zu stärken!" sagte vielleicht hier Fräulein Witzig.

Sei witziger, du Witzige! Edla las lebhaft aus Madame Lenngren's**) lebenden Schriften und Nina schlief mit einem Lächeln auf den Lippen ein.

---

*) Asanne (die Asen), ein Epos des schwedischen Dichters Ling, der vorzüglich die kräftige nordische Vorzeit zum Gegenstand seiner (größtentheils dramatischen) Dichtungen machte.

Anmerk. des Uebers.

**) Anna Lenngren, ausgezeichnete schwedische Dichterin st. 1817.

Anmerk. des Uebers.

Da schwieg Edla und wandte sich zu der Schwester, mit Entzücken ihr engelgleiches Gesicht betrachtend, wo Unschuld und Ruhe sich in diesem Augenblicke vereinigt hatten, um den lieblichsten Ausdruck hervorzurufen. Unwillkürlich falteten sich ihre Hände und sie betete mit brennendem Herzen:

„O, mein Gott, wache über sie! Verleih ihr Stärke! Behüte sie! Gib mir Kraft, sie zum Guten zu leiten, zu dem Leben, welches dein ist. Sie ist das Kind meines Herzens, meiner Sorgen; laß mich die Schwäche unterdrücken, welche ich für sie fühle, laß mich sie zu dir führen, wenn auch durch Leiden — — —“

Hier bewegte Nina ihre Arme, welche auf der Decke ruhten, und flüsterte bittend: „Mina, Mina, komm!“ Es war etwas in diesen Worten, was Edla weh that; sie fuhr fort zu beten:

„Mache, daß sie mich liebt! Wenn es möglich ist, so laß sie für mich etwas von der Zärtlichkeit fühlen, welche ich für sie hege.“

„Mina, komm!“ bat Nina wieder mit Angst.

Edla fuhr fort: „Laß mich wo möglich ihr immer nahe sein, immer über sie wachen, wie jetzt. Lege, o Gott, auf meine Schultern das Kreuz, welches sie tragen sollte, gib, wenn es möglich ist, mir ihr Leiden — ich bin stärker als sie. Behüte sie! Segne sie!“

„Edla!“ sagte jetzt Nina mit einem Ausdrucke von Zärtlichkeit.

„Laß ihre Tage klar werden, ihren Weg eben, o Allgütiger! Gib ihr Glückseligkeit, wo möglich auch auf der Erde! Aber siehst du, daß es nicht gut für sie ist, o so stärke sie durch Prüfungen, durch Leiden, mache, daß sie dein ist, Vater, in Lust und Noth, im Leben und Tod! Mache nur, daß sie dein ist!“

Nina's Schlaf war unruhig. Edla ging auch zu Bett, aber kein Schlaf kam in ihre Augen; sie brachte die Nacht damit hin, an Nina zu denken, sich ihretwegen zu

beunruhigen, ihrem Athemzuge zu lauschen. Einige Male glaubte Edla, daß er schwächer würde; leise stand sie auf und ging zum Bette der Schwester, und als sie beim Scheine der Nachtlampe die Farbe auf Nina's Lippen sah und ihren frischen, leichten Athem wie einen Segen auf ihrer Wange fühlte, da kehrte sie um und dankte Gott.

Laßt uns jetzt mit ihr den Morgen begrüßen und etwas Neues vorbringen.

Neues.

„Was Neues? Was Neues?“
Ennuyé.

Der Morgen kam und mit ihm ein Brief an Edla, der sie in Erstaunen setzte; denn die Aufschrift war von der Hand des Präsidenten. Der Inhalt desselben war für Edla noch überraschender. Ihr Vater theilte ihr seine Verlobung mit der Gräfin Natalie M. mit. Der Präsident schrieb, daß er den Tag über abwesend sein werde und daß er am liebsten schriftlich eine Neuigkeit ihr mittheilen wolle, welche, wie er fürchte, ihr im ersten Augenblicke unangenehm kommen würde. Uebrigens äußerte er sich gegen seine Tochter mit einer liebenswürdigen Aufrichtigkeit über einen Schritt, welchen er vielleicht bei sich nicht für so ganz übereinstimmend mit der Klugheit und Consequenz hielt, auf deren Beobachtung er sein ganzes Leben hindurch so viel Gewicht legte. „Es gibt Vieles,“ schrieb der Präsident, „was sich macht, man weiß kaum wie. Aber ist es einmal geschehen, so ist die einzig kluge Wahl, das Beste, was man nur irgend kann, daraus zu machen. Ich kann nicht hoffen, mein bestes Kind, ein angenehmeres Haus zu erhalten, als deine sorgfältigen Bemühungen mir geschenkt haben und ich hoffe, du wirst fortfahren, für dasselbe zu sorgen —; aber die Talente und Reize der liebenswürdigen Gräfin M. werden

demselben einen größeren Glanz geben. Ihr Reichthum wird mich in den Stand setzen, meiner geliebten Nina eine angemessene Aussteuer zu geben. Die Gräfin M. ist über sie entzückt, und glücklich, sie in Allem wie eine wirkliche Tochter betrachten zu können. Endlich, meine beste Edla, hoffe ich, daß du selbst in der Gräfin M. eine Freundin finden werdest, und eine Gesellschafterin, ebenso erfreulich für dich, wie es ihr deine Freundschaft sein wird. Ich danke Gott, wenn ich denke, daß Liebe und Freundschaft noch schöner als bisher meinen Familienkreis beleben und einen hellen Glanz über meine alten Tage verbreiten werden. Solltest du, meine gute Tochter, in den Ehestand zu treten wünschen, so siehst du, daß du meinetwegen ruhig sein kannst. Thust du es nicht, wünschest du mir immer nahe zu sein, so kann ich dir wohl sagen, daß auch dies meines Herzens Wunsch ist und eine wirkliche Freude für deinen

dankbaren Vater."

Edla küßte warm die letzten Worte im Briefe, und so lebhaft war in ihr das Gefühl der Befriedigung über dieselben, daß sie am Anfange einen großen Theil des unangenehmen Eindrucks vernichteten, den die Nachricht von der Verlobung hervorbrachte. Dieser kehrte jedoch bald zurück und Edla konnte nicht ohne tiefe Unruhe dieser unerwarteten, großen Veränderung entgegensehen. Sie kannte die Gräfin M., sie wußte, daß diese, reizend und herrschsüchtig, überall die Gebietende zu werden verstand, obgleich niemals die Ordnende, die Gemächlichkeit Gebende, und daß das Leben, welches sie verbreitete, Niemanden Glückseligkeit verlieh. Edla zitterte für ihres Vaters Zufriedenheit, für Nina's Wohl; aber schon längst gewohnt, dem Unvermeidlichen nur die stille Kraft der Resignation entgegenzustellen, ward sie auch jetzt bald ruhig und als der Präsident Abends nach Hause kam, ging sie ihm entgegen, umarmte ihn zärtlich und wünschte ihm Glück. Der Präsident fühlte eine Thräne auf seine Wange fallen,

und dies Zeichen eines warmen Gefühls, so ungewöhnlich bei Edla, rührte ihn tief. Zugleich gerührt und verlegen, wollte er einen halb gefühlvollen, halb muntern Ton annehmen, scherzte und seufzte abwechselnd und wußte eine Zeitlang nicht recht, wie er es anstellen sollte. Uebrigens wiederholte er ungefähr, was Edla am Morgen in seinem Briefe gelesen hatte, sowie, daß er mit Rücksicht auf seinen hohen Rang, und um ihn mit Würde bekleiden zu können, mehr Gesellschaft bei sich sehen zu müssen, sich hervorthun zu müssen glaubte u. s. w. Ferner, daß sein eignes beschränktes Vermögen ihm dies nicht erlaubte, daß er Edla mit einem Leben nicht habe bemühen wollen, welches ihrem Geschmacke so fern liege und ihren Lieblingsbeschäftigungen so hinderlich sein würde, und deshalb .... und deshalb ..... und deshalb ..... hatte er es für das Beste gehalten ..... hatte er es als seine Schuldigkeit angesehen, sich mit der Gräfin M. zu verheirathen, auf deren Charakter und Talente er außerdem einen so unendlich hohen Werth legte. Edla sagte nichts, sie blieb still und schweigend; aber als auch der Präsident in einem gewissen verlegenen Husten stecken blieb, fühlte sie das Bedürfniß, ihn mit sich selbst auszusöhnen.

„Möge sie meinen Vater glücklich machen!“ sagte Edla, „so wird die Gräfin M. uns Allen lieb werden; und gewiß wird manche Annehmlichkeit unserm Hause daraus erwachsen. Jetzt erhält Nina einen ganz andern Meister im Italienischen und im Harfenspiel, als man ihr für Geld hätte verschaffen können! Die Gräfin M. soll eine ausgezeichnete Künstlerin sein.“

„O göttlich! göttlich!“ rief der Präsident aus, der jetzt Luft bekam und für seine Tochter unerhörte Vortheile in dieser Verbindung sah. Er ließ sich darüber weiter aus, ward aufgeräumt und glücklich; ja, er war beinahe auf dem Wege, selbst zu glauben, daß er seine Ruhe für die Erziehung seiner Tochter aufgeopfert hätte.

O ihr lieben Kleinigkeiten, die ihr mit kleinen wie

mit großen Thorheiten aussöhnt, dem Gehaltlosen Bedeutung gebt, das Bittere versüßt — die ihr selbst das Unglück angenehm macht und uns in gutes Einverständniß mit uns selbst setzt; ihr süßen Kleinigkeiten und kleinen Worte, wie liebenswürdig seid ihr, wenn ihr im Dienste eines wohlwollenden Herzens steht, das euch zur rechten Zeit anwendet! Ihr seid die kleinen Pagen der Königin Güte, und aufgeweckt und schön seid ihr wie Liebesgötter. Wenn du diese Zeilen liesest, gute H., so denke, daß sie dir gewidmet sind!

Als die Verlobung des Präsidenten in der Stadt bekannt wurde, erregte sie viel Aufsehen und einige Verwunderung. Mann rieth hin und her, was ihn wol zu dieser Heirath in seinen alten Tagen vermocht hätte. Einige sagten, die Gräfin M. habe selbst gefreit, und der Präsident sowol aus Ueberraschung als Artigkeit Ja gesagt. Andere sagten, das alte Fräulein (Edla) sei unfreundlich gegen ihn, vergesse über ihren Büchern ihren Vater u. s. w. Noch Andere sagten, der Präsident gehe diese Verbindung ein, um „seinen derangirten Angelegenheiten" aufzuhelfen (ein Ausdruck, welcher ganz zeitgemäß ist). Wir, die wir vom Hergang der Sache einige Kenntniß haben, flüstern dem Leser das wahre Verhältniß ins Ohr: Der Präsident hatte wirklich eine unangenehme Geschichte mit dem kleinen Cupido vorgehabt — der Schelm hatte ihn verwundet.

Einige wunderten sich über die Gräfin M, welche, so reich und noch so jung, einen alten Mann heirathen wolle. Andere sagten, sie mache diese Partie, um das Tabouret zu erhalten; noch Andere sagten, sie heirathe, um einen gar zu lange zaudernden Freier zu bestrafen. Fräulein Sentiment versicherte, daß es eine alte Inclination wäre, welche sich schon von den zarten Kindheitstagen der Gräfin und des Präsidenten herschriebe und welche jetzt zur Hochzeitsflamme auflodere. Wir glauben — mit Verlaub gesagt — daß, um sich zu verheirathen, gar nicht so starke Gründe nöthig sind, ja, daß es zuweilen gar

keiner Gründe bedarf; wir glauben, daß man sich oft verheirathet, weil man nichts Anderes zu thun hat.

In gewissen Heirathsgeschichten, besonders unter Leuten „comme il faut," ist so unendlich wenig von der Liebe und der Freierei zu sagen, daß man nicht schnell genug zur Hochzeit kommen kann. Dieser Fall trifft hier ein. Also zur

Hochzeit.

„Sieh die Braut, wie geputzt,
Und den Bräutigam, wie verliebt!"
Hochzeitsgast.

Confect und Lichter und viele Leute, Trauung, Priester, Aufwärter, recht vornehm und etwas steif, Gratulationen und Complimente, Bowlen und Gesundheiten, das ist die Geschichte einer Menge von Hochzeiten — und auch dieser.

„Was, sollen wir wieder so kümmerlich und gewöhnlich abgespeist werden?" höre ich von den Lippen meiner Leserin. „Du schmeicheltest uns damit, jetzt gerade einen guten Bissen zu erhalten, und nun wird es wieder ein Alltagsgericht!

Du Allertheuerste! Ich habe gegen dich und den Präsidenten gesündigt; aber — ich kann nun einmal nicht helfen — des Lebens Feste, Krönung, Hochzeit u. s. w. haben keine recht lebhafte Farben in meiner Seele. Eine einsame Morgenstunde beim Aufgang der Sonne, ein Seufzer aus der Brust des auf Lebenszeit Gefangenen, der Handschlag zweier Freunde in der letzten Stunde des Lebens, — das gibt Gedanken ein, das läßt das Herz schlagen und die Feder fliegen, aber....

„Aber eine Hochzeit?! ein Moment, wo zwei Herzen, zwei ewige Geister auf ewig im Namen des Himmels vereinigt werden?!"

Amen! Das ist gewiß göttlich! Wenn sie nur nicht heute Ja zu einander sagen, um später das ganze Leben

hindurch Nein zu sagen. Aber ich sündige immer ärger, denn nun gilt es gar die gute Menschen-Natur. Zur Ordnung, zur Hochzeit wieder; und was diese bieten kann, sollst du, o Leserin, erhalten!

Bewundere die Braut! Bei ihren fünfundvierzig Jahren (jetzt begehe ich Hochverrath gegen sie! Gott sei allen meinen Sünden gnädig!) ist sie noch bewundernswerth schön. Der Wuchs ist majestätisch und schlank, die Farbe von einer blendenden Weiße, etwas gehoben durch einen Duft echten Karmins (Aj! Aj! ich bin heute auf gutem Wege). Ihre Haltung ist edel; man sieht, sie ist dazu geschaffen, zu gefallen und zu befehlen. Ihr Anzug ist äußerst prachtvoll, Juwelen strahlen im Haare, Juwelen strahlen auf Brust und Armen, und was Spitzen, was — ich weiß nicht alles was! Mit welcher Anmuth beugt sie nicht das Knie bei der Trauung, mit welcher Majestät erhebt sie sich nicht wieder! Eine stille Würde herrscht in Allem, was sie thut und läßt; gegen ihren Ehemann zeigt sie eine milde Herablassung. Ihre Augen ruhen oft mit einem Ausdruck von Zärtlichkeit und Bewunderung auf Nina, welche, in weißen Flor gekleidet und ihr helles Haar wie von einer Feenhand geordnet, unwillkürlich an „einen Engel" denken läßt. — Die Braut will beständig, daß Nina neben ihr sitzen solle, und scheint sie jetzt als eine Art Eigenthum zu betrachten.

Der Präsident nimmt sich nicht übel aus. Er ist noch ein hübscher Mann, hat eine vortreffliche Haltung und der etwas ansehnlich gerundete Magen bestimmt ihn wol schwerlich schon zum Greise. Ueberhaupt bringt das blaue Band in dieser Beziehung Illusion hervor. Brillanten glänzen im Sterne und Liebe in den Augen des glücklichen Bräutigams. Er hält sich nahe an seine Gemahlin, er hält ihren Shawl, er hält sie sehr lieb, aber Alles mit *Haltung*. Er gibt den Augenzähnen der Satire keine Blöße. Nu, nu, er ist nicht umsonst Excellenz, und sie vornehm und schön! Edla ist auch festlich gekleidet und

zwar mit Geschmack und auch mit Aufwand. Sie weiß, daß es ihrem Vater Vergnügen macht. Sie ist ruhig und klar in ihrem Benehmen gegen Alle, freundlich gegen ihre Stiefmutter, welche so viel wie möglich „insinuante“ gegen sie ist. Edla's Augen verweilen mitunter auf Nina. Sie sucht dann einen Ausdruck von Unruhe zu verscheuchen. Professor A. ist ihr nahe und plaudert mehr für sie, als mit ihr.

Die übrige Gesellschaft bilden verschiedene schweigsame Gruppen. Wir wollen uns an eine weniger schweigsame halten, welche dem Leser aus früheren Zeiten wol noch bekannt ist.

Baron H. setzt sich so gemächlich wie möglich in einen Lehnstuhl neben Fräulein Greta, welche, obgleich etwas älter und etwas beleibter als damals, wo wir sie zuletzt sahen, noch eine ganz schöne und ganz stattliche Dame ist, welche unter den Widerwärtigkeiten dieser Welt, von der Zeit unangefochten, ihre schönen Zähne, ihre weißen Hände und ihre gute Laune sich erhalten hat.

Baron H. sucht noch immer eine Frau mit Geld, oder im Gegentheil, sagt er; hat noch zärtlichere Besorgtheit für seinen Körper, einen noch schärfern Blick für die Welt und ihre „Sorten“ und noch mehr Güte und Munterkeit als früher. Baron H. und Fräulein Greta sind sehr erfreut, einander zu treffen.

„Nun, mein gnädigstes Fräulein!“ sagt Baron H., nachdem die ersten Begrüßungen vorbei waren, „wer von uns erwartete wol, als wir vor vierzehn Jahren an diesem Tage beim seligen D. zusammen waren, daß wir uns an demselben Tage, in demselben Monate, aber vierzehn Jahre später, bei einer Festlichkeit wie diese treffen würden? Damals war Fräulein Adelaide — jetzt Gräfin Alarich B. — in ihrer schönsten Blüte. Aber, mein Gott, warum ist sie nicht hier? Wie meinen Sie? Abhaltung? Ja so! ha, ha! Ich verstehe! Das ist ganz in der Ordnung! Nu, nu! ich gratulire. Und die kleine

gutmüthige Mamsell Rönnquist — eine vortreffliche Person, wo ist sie? Hat auch sie Abhaltung? Wie meinen Sie? Ja so, sie ist bei der Gräfin Alarich; wartet ihr und ihren Kindern auf; — recht gut. Mir gefällt es, daß man Charakter hat, daß man consequent ist, und sie hatte schon vor vierzehn Jahren die Gräfin Adelaide lieb, als wäre es ihr eignes Kind gewesen. Aber à propos, was halten Sie von ihrer Schwester, dem Fräulein Nina?"

„Ich gestehe," sagte Fräulein Greta, „daß sie mir das Schönste zu sein scheint, was Gott erschaffen hat, — nur gar zu ätherisch, gar zu wenig Mensch. Es ist Einem, als ob sie, ehe man sich's versieht, in einer Wolke verschwinden könnte."

„Durchaus so, durchaus so. Mir gefallen die Menschen mit etwas Fleisch und Blut. Ich möchte keine Frau haben, von der ich fürchten könnte, sie würde entzwei gehen, wenn man sie nur anfaßt. Aber wahr ist es doch, daß etwas Bezauberndes in Fräulein Nina's Wesen liegt. Das Auge folgt ihr mit Bewunderung und der Gedanke will sich von ihr nicht trennen. Es liegt über ihr wie ein Schleier von Wehmuth. Man möchte ihn in die Höhe heben und dieses liebenswürdige Geheimniß aufdecken; denn so lieblich erscheint ihre Traurigkeit, daß sie das Herz mit einer wunderbaren Anmuth bewegt. Man sieht, daß es kein Schmerz der Gegenwart ist, der sie verursacht. Sie gleicht der Erinnerung an Widerwärtigkeiten, deren Kelch schon längst geleert ist, oder einer dunkeln Ahnung von kommenden Leiden. Gott behüte sie! Der müßte ein Teufel sein, der ihr Böses zufügen könnte. Es ist Schade, daß sie so bleich ist — sie ist marmorweiß, — aber zuweilen geht es wie Wolken über sie — sehen Sie, sowie jetzt! — Wolken, die von einer aufgehenden Sonne rosenroth gefärbt werden."

„Nein," sagte Fräulein Greta lachend, „jetzt geht es zu weit! Ich rathe Ihnen ernstlich, Baron, sie nicht gar zu viel anzusehen, denn sonst werden Sie ganz gewiß be-

hext. Sie sprechen schon so poetisch, daß ich Sie kaum wieder erkenne. Sehen Sie lieber auf ihre Nachbarin."

„Gar zu gern! Na, meine Gnädigste, wer ist denn das junge Frauenzimmer, das so nett und tranquil aussieht? — Ein ganz angenehmes Aeußere,.... etwas ganz besonders Ebenmäßiges."

„Sie sind ausnehmend gütig heute Abend. Ich glaube gewiß, sie ist eine recht gute Person, aber etwas schwerfällig und langweilig kommt sie mir vor. Ich verkehre am liebsten in der Entfernung mit ihr. Clara S. ist eine Art Vermächtniß, das meine Cousine — die Braut heute Abend — von einem ihrer gelehrten Freunde erhalten hat, einem Manne, der vor einigen Monaten gestorben ist. Das Mädchen besitzt auf der Welt nichts und die Gräfin G. beabsichtigt, eine gute Partie für sie zu suchen und ihr eine schöne Mitgabe mitzugeben."

„Gar nicht zu toll! Eine recht gute Idee! Und das Mädchen ist, meiner Seele! recht gut. Es könnte gerade eine Frau für mich sein, wen sie NB. so klug ist und mich haben will. Sie sieht mir aus, als könnte sie eine recht gute, recht verständige Frau und Hausfrau werden. Und wenn man sie genau ansieht, so ist auch etwas recht Schönes an ihr — Etwas, was man anfangs übersieht — etwas Heiliges!....."

„Nein, nein, Baron! So geht das nicht an! Sie verlieben sich in jedes Frauenzimmer, das Sie ansehen, und machen Engel und Heilige aus den gewöhnlichsten Menschen. Nehmen Sie ein Glas Eis und kommen Sie zur Vernunft, Baron!"

„Ganz wie Sie befehlen! Aber ich muß doch die junge Dame und ihre beispiellose Ruhe bewundern. Sie scheint in dem „goldenen Alter" zu leben, wie la Bruyère es nennt. Sie sucht sich Niemanden bemerklich zu machen und verlangt nicht, daß Jemand sich ihr bemerklich machen möge; Madame W. mit ihrem Paradiesvogel sieht nicht

halb so unbekümmert aus. Das muß ein recht angenehmer, ein recht vorzüglicher Zustand sein!"

„Das kann Alles ganz gut sein für das goldene Zeitalter, wo man, wie ich vermuthe, alle Annehmlichkeiten hatte, von denen wir jetzt nichts wissen. Aber in unserer Zeit und in unseren Gesellschaften schätze ich einen Jeden, wenn er unterläßt, stumm und langweilig zu sein. Ich bin mit Clara mehrere Male in Gesellschaft gewesen und habe von ihr nie etwas Anderes als Ja und Nein gehört. Lächerlichkeiten und alle Arten von Narrheit sind tausendmal liebenswürdiger als diese tödtende Einförmigkeit."

„Wie allerliebst unterhaltend müssen Sie da nicht die Mamsells Fr. finden; denn die sitzen ja keinen Augenblick still und sprechen die Kreuz und die Quere über Alles."

„Nein, die machen mir kein Vergnügen, die sind unangenehm; da ist Clara besser. Kennen Sie dieselben?"

„Etwas. Ihr Vater gehört zu den weisen Vätern, welche glauben, daß Töchter nichts kosten müssen, und der Meinung zu sein scheinen, daß sie wie die Lämmer ernährt werden sollen, mit dem Wollkleide auf dem Leibe, — und diese Theorie bringt eine gewisse Unbehaglichkeit mit sich, welche auf das Leben und Benehmen der Mädchen ansteckend wirkt. Sie können selten in Gesellschaften sein, und wenn sie es sind, so springen sie wie wilde Schafe umher."

„Ich beklage sie recht aufrichtig und wünsche, daß der Vater seine Theorie ändern möchte, oder, daß die Töchter lernen könnten, es sich zu Hause gefallen zu lassen."

„Amen! Aber ich bitte Sie, betrachten Sie die Generalin P. dort.... im blauen Atlas. Was sagen Sie von ihrer Farbe, von ihrem Aussehen bei zurückgelegten funfzig Jahren? Sie hat doch manche Sorgen, manchen Kummer im Leben gehabt; wissen Sie, was sie trotz derselben bei Jugend und guter Laune erhalten hat?"

„Ich bin neugierig!"

„Ja, meine Gnädigste, wenn man bedenkt, was es ist, das einer Menge Menschen durch diese Welt hindurchhilft, so bekommt man wunderliche Gedanken...."

„Zur Sache, zur Sache erst, nachher können wir an die Gedanken denken. Ich will gern das Schönheitswasser der Generalin P. wissen."

„Ich will Ihnen erst sagen, was es nicht ist; dann können Sie rathen. Es ist nicht Religion, es ist nicht Philosophie, obgleich sie ein frommes und klug denkendes Frauenzimmer ist; es ist nicht Gesellschaftsleben, es ist nicht häusliches Glück — ich habe dieses Bekenntniß von ihr selbst — nun sagen Sie mir, was ist es?"

„Wäre die Rede von einem Manne, so würde ich sagen — ein guter Magen; aber da es ein Frauenzimmer ist, so sage ich — ein guter Schlaf."

„Ganz, ganz recht! Wie gescheidt Sie sind. Ja, sie schläft gut, und so schwer, daß sie sich am Morgen kaum Dessen erinnert, was sie am Abend vorher betrübte. Ein guter Schlaf — das ist ihre ganze Philosophie. Das ist eine ganz andere Art, als die Fräulein Edla's, welche mit all' ihrem Bücherstaub sich nicht im Geringsten lebhafter und schöner hat machen können.... Ja, ihre unendliche Nase...."

„Edla," sagte Fräulein Greta mit einem Tone, der allen Scherz untersagte, „Edla ist eine Person, von der ich eine ganz hohe Meinung habe und die, wie ich weiß, ganz angenehm sein kann."

„O, Gott bewahre; ich habe die allergrößte Lie — Acht — ja, ich habe in der That sowol Achtung als Liebe für sie. Ich bin überzeugt, daß sie ein vortreffliches Frauenzimmer ist; ich bemerke nur, daß die Sorten mannichfach sind.

„Und wissen Sie wol, daß auch die schöne Nina eine ungewöhnliche Erziehung erhalten haben soll? Nichts als Studien seit ihrem neunten Jahre, Mathematik, sagt man, und Staatsökonomie.... und...."

„Gott bewahre uns! Dann wundere ich mich nicht, daß der Körper so dünn ist. Wer kann von Staatsökonomie fett werden? Ich bin gewiß, daß Fräulein Clara keine Staatswirthschaft studirt hat; eine desto bessere Hauswirthschafterin wird sie sein. Ich wette, daß sie mehr Freier bekommt, als das schöne Fräulein Nina."

„Ich gestehe, daß ich den Geschmack dieser Freier nicht theile. Ich halte es eher mit Graf Ludwig R., welcher Nina majestätisch umschwebt, wie der Habicht die Taube."

„Ja, ja, Habicht, das ist das rechte Wort. Ein verdammt tüchtiger und hübscher Kerl ist er, aber er hat wirklich etwas von der Natur eines Raubvogels. Ich möchte für alle seine Reichthümer und seinen hohen Rang seine Frau nicht sein."

„Was sagen Sie? Er wird ja allgemein als ein ausgezeichneter Mann angesehen. Ich habe ihn als eins jener Muster von Vollkommenheit erwähnen hören, welche — unter uns gesagt — meine Antipathie sind, theils, weil ich nicht an sie glaube, theils, weil ich sie immer höchst langweilig gefunden habe. Es soll ein Mensch ohne Fehler sein!"

„Ach, meine Gnädigste, was man Fehler nennt, hat er vielleicht nicht, hingegen aber so viele Mängel, daß sie ein ganzes Laster ausmachen können! Unter uns gesagt, er ist ein Mann ohne Herz und seine Gerechtigkeit kennt nur das Schwert. Aber hören Sie, welch lebhafte Unterhaltung! Und die neuen Gatten haben nur Augen und Ohren für einander — man muß gestehen, es ist ganz erbaulich! Die Ehe, mein gnädiges Fräulein, ist eine achtungswerthe Einrichtung und ein großes Glück auf der Erde. Ein gutes Weib ist, wie David sagt, köstlicher als Gold und echte Perlen."

„Es kann sein, daß auch David so sagt; was ich aber mit Gewißheit weiß, ist, daß Salomo so spricht," sagte Fräulein Greta, welche in ihrer Bibel wohl zu Hause war.

„Durchaus so! Père et fils sagen durchaus dasselbe;

was von der Weisheit Beider zeugt. Ich versichere Sie, mein gnädiges Fräulein, daß meine einstige Frau den Tag nicht bereuen wird, wo ich ihr Mann ward; Niemand wird sie höher schätzen, Niemand wird artiger gegen sie sein, als ich."

„Ich glaube es, mein bester Baron! Aber warum beweisen Sie Ihre Lehre nicht durch Ihr Leben?"

„Warum, mein gnädiges Fräulein, gaben Sie mir den Korb, gerade als ich Ihrem Rathe folgen wollte? Es sind nun zehn Jahre her."

Fräulein Greta ward etwas verlegen, faßte sich aber bald und sagte unbekümmert:

„Ich wäre neugierig zu wissen, wie Sie Ihren Tag als verheiratheter Mann hinzubringen gedächten?"

„Sie sind gar zu gütig; aber ich bekenne aufrichtig, daß ich hierüber noch nichts entschieden habe. Ich denke den guten Rath meiner Frau abzuwarten. Was mir klar ist, ist Das, daß wir jeden Tag damit beginnen werden, aufzustehen, und ihn damit beschließen, zu Bett zu gehen."

„Nun," sagte Fräulein Greta, „das lautet wenigstens neu und nicht im Geringsten trivial. Ich wünsche Ihnen Glück, Baron, zu dieser schönen, ungewöhnlichen Idee. Ich zweifle hiernach nicht, daß Ihre Ehe ungemein glücklich wird, besonders —" Fräulein Greta hielt inne.

„Was besonders?" fragte Baron H, neugierig.

„Ganz besonders für Ihre Frau, da das Haus schon im voraus mit einem filius gesegnet ist," sagte Fräulein Greta mit sarkastischem Ton und Blick.

Diese Worte hatten die seltene Wirkung, Baron H. etwas zu verwirren, welcher schnell erwiderte: „Durchaus, durchaus so!" aber bald ganz ruhig hinzufügte: „Und wird sie damit nicht zufrieden, so werde ich auch nicht mit ihr zufrieden."

Fräulein Greta sah etwas beleidigt aus. Baron H. stand auf und schloß sich einer gähnenden Gruppe an.

Mein geliebter Leser, ich fürchte, wir werden uns hier etwas langweilen, was aber zuweilen in diesem alltäglichen Leben ganz unvermeidlich ist. Indessen kann man mitunter außerordentliche Mittel ergreifen, um sich loszureißen; und deinethalben, mein Leser, welchen bei guter Laune zu erhalten ich mir angelegen sein lasse, will ich hier eine meiner Zauberkünste zeigen.

Ich löse die Gesellschaft auf, lösche alle Lichter aus, beendige die Hochzeit und lege einen Jeden in sein Bett.

Und jetzt ist es Nacht; mit seinem freundlichen Flügel berührt der Schlaf die Augenlider der Menschen und die Seelen ruhen in dem nebelumhüllten Lande der Träume. Der Jurist vergißt seine Processe, der Arbeiter seinen mühevollen, der Weltmensch seinen langweiligen Tag, der Unglückliche die Ursache seiner Thränen — süßer, gebenedeiter Schlaf, Alles durch dich! Aber findest du Augen, die du nicht schließen kannst, welche Sorgen oder Leiden offen und starr erhalten, bis das Gehirn dabei erstarrt, bis das Herz verblutet, — dann gehe, milder Schlaf, bitte deinen blässeren Bruder, daß er komme, er ist der rechte Arzt.

Vielleicht, lieber Leser, glaubst du nach diesem Ausfluge, welcher meinem Gegenstande so fern liegt, daß ich selbst im Schlafe sei. Zum Beweise, daß dem nicht so ist, will ich dir erzählen von

Edla.

Mancher ist an Herz und Lebenslust jünger mit vierzig als mit zwanzig Jahren. So war es bei Edla. Ihr Aussehen gab jedoch mehr Ruhe und Festigkeit zu erkennen als Das, was man gewöhnlich Lebenslust nennt. Ihr Blick war wunderbar klar und durchdringend; nicht Jeder vermochte hineinzusehen. Man fühlte, daß die Seele, welche aus ihm sprach, sich zum Frieden durchgekämpft hatte, daß sie nicht schlummernd, sondern for-

schend, sondern durchdringend sich Klarheit mit dem Leben erstrebt hatte. Ja, gekämpft hatte Edla; unverkennbare Züge von Leiden in ihrem Gesichte, ein halbunterdrückter Seufzer, welcher ihre Brust zuweilen hob, zeugten davon. Doch sei dem, wie ihm wolle, jetzt war Alles unterdrückt, besänftigt und verklärt; Alles war gut. Und schweigend hatte sie gelitten und gekämpft. Niemand hatte von Edla's Leiden zu erzählen; sie selbst am wenigsten von Allen.

Wir verließen Edla vor vierzehn Jahren bei ihrer ersten Bekanntschaft mit einer gründlicheren Bildung. Voll Feuer und Ernst ging sie auf ihrem Wege vorwärts. Sie dürstete nach Kenntniß und Wahrheit. Den Blick bald zum Himmel erhoben, bald prüfend in die Tiefe des eignen Herzens versenkt, bald die Lehren der Weisen um Rath fragend, lebte sie still und glücklich und ihre Seele war voll schöner Hoffnungen auf eine reiche Zukunft; aber mit einem Male ward ihr einsames Leben gestört. Ihre kleine Schwester Mina starb und Nina verfiel in eine zehrende Krankheit, wie sie nicht ungewöhnlich ist bei dem Zwillingskinde, welches seine Geschwisterseele, seine Hälfte im Leben verliert. Edla rettete sie vom Tode und ein inniges Erbarmen über das zarte Wesen bemächtigte sich ihrer Seele. Sie nahm das Kind an ihr Herz und nannte es ihr Kind. Demoiselle Rönnquist hatte das Haus des Präsidenten verlassen, um Adelaide zu folgen. Nina blieb unter Edla's Obhut. Edla war Nina's Mutter. Sie theilte ihr Leben zwischen ihr, ihrem Vater und ihren Büchern.

Es leben die Bücher! Aber wer wird klug nur aus Büchern?

Was thut der Mann, wenn die Begierde nach Kenntnissen ihn ergreift? In jungen Jahren reist er zur Universität, hört die Vorlesungen der Gelehrten, legt den Grund zur einstigen Wissenschaft; liest, schnupft und reibt sich den Kopf (Niemand glaubt, wie sehr diese letzteren

Operationen die Entwickelung der Ideen erleichtern), disputirt mit den Genossen — eine vortreffliche Uebung sowol für Verstand als Lunge; Bewegung, Leben, Wetteifer, Freundschaftsbande, weise Lehrer, leicht zugängliche Mittel zur Kenntniß, ja die akademische Atmosphäre selbst, in welcher er athmet, alles Dieses führt weiter, trägt dazu bei, das Gefühl anzufeuern, den Gedanken zu nähren und zum Magister zu promoviren! Ist der Lorberkranz gewonnen und der Durst nach Kenntnissen noch gleich stark, so hat er einen Pokal, woraus er trinken kann, und dieser heißt — die Welt! Auf der Spitze des Montblanc kann er die Sterne schauen, Gold brechen in Golconda's Gruben, mit dem Capitain Roß nach dem Nordpol fahren, von der Küste des Feuerlandes die Sonne untergehen sehen, Runen lesen auf Island und Sanscrit in Indien, Ruinen in Asien sehen und neue Staaten in Amerika. Die Paläste der Könige und die finsteren Wohnungen der Verbrecher stehen ihm offen; zu den Arbeitsstuben der Gelehrten hat er Zutritt. Der Glückliche! Sollte er nicht aufgeklärt werden, nicht die ganze Welt kennen?

Edla war zweiundzwanzig Jahre alt, ehe sie mit einiger Ordnung, mit einigem System zu denken und zu arbeiten anfing. Eine unersetzliche, eine leere und verpfuschte Zeit lag hinter ihr. Und außerdem..... es leben die philanthropischen Grundsätze unsrer Zeit, auch in Hinsicht auf weibliche Erziehung! Aber wer sieht nicht, wie ungleich, wie anders es hier mit Gelegenheiten und Mitteln, um wirkliches Wissen zu gewinnen, beschaffen ist! Ich brauche auf den Unterschied nicht hinzuweisen, er springt in die Augen; vielleicht soll es, muß es einen geben — ich weiß es nicht! Es ist mir oft so vorgekommen, als hätte hier die Natur selbst ihr stilles Wort mit im Spiele; und ist es so, du gute und weise Mutter, so wollen deine Töchter dir gerne gehorchen, — du wirst sie deshalb vielleicht deiner Brust näher bringen.

Gewiß ist, daß Edla die Bande tief fühlte, welche ihren strebenden Geist gefesselt hatten und noch fesselten. Hierzu kam die Veränderung in ihrer Lage. Sie betrachtete ihren Vater, der jetzt mehr als jemals ihrer bedurfte, sie betrachtete das Kind, welches sie dem Tode entrissen hatte, — und sie that, was Mancher vor ihr gethan hat, was Mancher nach ihr thun wird, — sie resignirte; und dieses Opfer der Entwickelung ihres Wesens, der Erwerbung tiefer Kenntnisse — vielleicht von allen Opfern das schwerste — das brachte sie nach einem kurzen Kampfe entschlossen dar und schloß sich still in den Kreis der Familie.

Vielleicht war Edla's Aufopferung weniger groß, als sie ihr selbst schien. Ich sagte, daß man nicht durch Bücher allein weise wird; nein, nicht durch Bücher, nicht durch Reisen, nicht durch weise Männer, nicht durch die ganze Welt, wenn man nicht in sich selbst die bildende Kraft trägt, welche aus den zerstreuten Theilen die harmonische Gestalt schafft, oder — einfacher und ebenso gut gesagt — wenn man nicht aus Worten einen vernünftigen Gedanken zusammenzusetzen versteht. Aber diese Fähigkeit war Edla's schöne Gottesgabe, und will man ihrer Weltansicht eine gewisse Einseitigkeit zum Vorwurfe machen, so möge man sich der Umstände erinnern, unter denen sie zuerst die Welt und das Leben kennen lernte. Die Eindrücke von ihrer Jugendzeit, die Richtung ihres Charakters und ihres Gemüthes führten sie dahin, die ältesten Weisheitslehrer des Menschengeschlechts lieb zu gewinnen. Sie gingen so willig in ihre Seele ein, denn sie standen in naher Verwandtschaft mit ihren tiefsten Gedanken und Gefühlen. Nichts hatte Edla so tief, so furchtbar in ihrem eignen Leben empfunden, als die Macht eines Schicksals, eines unerweichbaren Soll, unter dessen Eisenjoch der Mensch sich beugen muß, murrend oder betend — streitend oder kriechend — gleichviel! — er muß! Dieser Eindruck blieb, aber er gestaltete sich anders. Sie fühlte noch die

Macht eines äußern Muß; höher fühlte sie jedoch die innere Macht, welche trotz der ersteren ihr freies Leben ausbildet und aus dem schweren Steine, der auf das Leben des Menschen gelegt wird, noch eine Stufe macht, auf welcher es zum Himmel der ewigen Freiheit emporsteigt. Sie fühlte, der Mensch könne, gleich Prometheus, am Felsen gefesselt und mit zerfressenem Herzen, noch allen Mächten der Welt Trotz bieten und vom Anfange bis zum Ende des Lebens-Schauspiels Dasselbe leiden und wollen, still, kraftvoll und unermüdlich. Auch Edla verblieb dieselbe, und dennoch mit einer Veränderung, denn sie war stark gewesen im Murren, jetzt war sie stark in Resignation. Klage, Bitterkeit, Verzweiflung wichen für immer von ihrer Brust. Sie beugte sich, die barmherzig strenge Hand küssend, welche unter Stürmen die Ewigkeitsblumen der Tugend heraufruft. Diese ward für sie die Blume der Menschenseele, der Menschheit, ja des ganzen Universums. Um diese drehte sich alles Dasein, für ihre Entwickelung spielten alle Winde des Schicksals; selbst wandte sie sich wie die Sonnenblume gegen die Sonne — Gott. Stärke, Kraft zu entsagen, Gleichgewicht, eine Ruhe, welche keine Zufälligkeiten zu erschüttern vermochten, Reinheit des Herzens und der Gedanken, damit sie sich zu Gott möchten erheben können, — das suchte und gewann Edla; auch vom Evangelium des Christenthums nahm sie in sich hauptsächlich Dasjenige auf, was diese Richtung ausbildete, und in ihrer Weltanschauung ward der Mensch vor Allem zu Kampf und Selbstentsagung bestimmt. Aber diese Anschauung war frisch und klar; aus dem Leiden ließ sie den Lorber erwachsen und die Dornenkrone ward der Herrlichkeit Krone. Sie ging mit Liebe in das Loos ein, welches die Nothwendigkeit gebot, sie vollzog ihre Pflichten aus Herzens Grund. Ob es litt, ob es dabei ermüdete, galt ihr wenig: es verblieb unerschütterlich bei dem Einen und schlug still dem Tage der großen Verwandlung entgegen,

wo es, von Sünde gereinigt und von irdischen Fesseln befreit, in dem ewigen, liebewarmen Herzen, dem Ursprung und der Fülle des Lebens, wird ruhen dürfen.

Wie kam es nun, daß Edla trotz dieser Kraft und diesem Frieden in sich doch für Andere nicht angenehm war?

Andere; ja, wenn Andere nicht wären, so hätte man mehr Ruhe mit sich selbst — nur daß schwer zu sagen wäre, was dieses Selbst dann sein würde. Edla war in die Jahre gekommen, wo die Seele sich gewöhnlich vom Körper unabhängig macht, wo äußerliche Häßlichkeit oder Schönheit keinen oder nur einen unbedeutenden Einfluß auf das Wohl oder Wehe des Lebens ausübt. Für Edla hätte diese Unabhängigkeit vollkommener als für sonst Jemand sein müssen; aber ihre Jugendzeit hatte tiefe Spuren in ihrer Seele zurückgelassen und das Gewölk, welches über ihrem Morgen gelegen, warf einen Schatten über ihr ganzes Leben. Sie hegte ein tiefes Mistrauen zu sich selbst hinsichtlich des Eindruckes, welchen sie auf Andere hervorbrachte. Sie war davon überzeugt, nicht beliebt, sie fürchtete auch, nicht geliebt sein zu können; sie glaubte auch, daß ihr Aeußeres, ihr Blick, ihr Benehmen gar zu abstoßend wirkten. Dieser Glaube, etwas Stolz, die Furcht, beschwerlich zu fallen, noch mehr die Furcht, bei guten Menschen unangenehme Gefühle zu erwecken, alles Dieses bewirkte; daß sie vor ihren Mitgeschöpfen gleichsam Scheu empfand. Und darin hatte Edla Unrecht, denn Wenige waren mehr geliebt, als sie es von Denen war, welche sie wirklich kannten; und wie Manchen findet man nicht außerdem selbst im Gesellschaftsleben, der über den Kern die Schale vergißt! Aber gerade ihre Zurückhaltung weckte dieselbe auch bei Anderen, man fürchtete sie, da man sie nicht liebte. Sie war still, wenn sie unter Menschen war, und blieb immer eine Fremde für deren Leben und Spiele. Und, freundlicher Leser, wenn es sich so mit uns verhält, wenn wir dies fühlen: „Ist es dann nicht besser, einsam zu bleiben?“

Glücklich, wer es mit Freude sein kann, ja, wer gerade in der Einsamkeit seinen Reichthum findet! So Edla. Ihre strebende Seele flüchtete, um zu leben und zu genießen, in eine höhere Heimat. Sie hatte diese unter den Sternen, deren Bahnen sie kannte, sie hatte diese im Heiligthum der Philosophie. Von daher sah sie Licht sich über die Welt ausbreiten, von daher schöpfte sie Frieden mit ihr und sich selbst. Es ist wahr, Edla lebte mehr in dem übersinnlichen als dem sinnlichen Leben. Sie ähnelte mehr dem Paradiesvogel, der sich über die Erde emporschwingt, als der Nachtigall, welche dort ihr Nest baut und singt. Die Folge davon war, daß sie den Menschen besser kannte als die Menschen, daß sie überhaupt das Leben des Himmels besser als das der Erde verstand. Wahrheit liebte sie über Alles, das Verdienst wußte sie zu schätzen, wo es auch hervortrat. Versehen wußte sie zu vergeben; aber von aller Mattigkeit und Schlaffheit, aller Selbstsucht und Kleinlichkeit wandte sie sich mit heimlichem Ekel ab. Und dennoch war Edla mild — ich habe kaum Jemand gekannt, der so mild gewesen wäre. Sie begriff nicht die Schwäche bei ihres Gleichen, aber sie verurtheilte Niemanden; sie verurtheilte die Sache und nicht die Person, sie scheute nur unwillkürlich Den, der etwas Niedriges begangen hatte. Nur gegen sich selbst war Edla streng und dann nur noch gegen Eine und diese Eine war das Kind ihrer Sorgen, der Liebling ihres Herzens, Nina. Nina durfte nicht schwach sein; Nina mußte unwillkürlich das Gute und Rechte thun und konnte eine Entschuldigung, welche für so Manche gilt — nämlich eine versäumte und schwache Erziehung — nicht vorbringen. Nina war mit der „Milch der Vernunft" aufgesäugt; sie durfte auf dem Wege der Tugend nicht straucheln oder zaudern. Ja, gegen Nina war Edla streng, aber sie liebte sie auch mehr als sich selbst. Und so mistrauisch Edla hinsichtlich der Gefühle Anderer gegen sich war, so war sie doch dessen gewiß, von Nina geliebt

zu sein. Konnte es auch anders sein? Hatte Edla ihr nicht das Beste gegeben, das sie besaß: ihre Kenntnisse, ihr Herz? Und Nina's kindliche Ergebenheit, ihr Bedürfniß, mit Edla zusammen zu sein, ihre Ruhe bei ihrer Leitung, wie schön zeugten sie nicht davon? Das Gefühl einer innigen Vereinigung mit einem so schönen und so anmuthigen Geschöpfe warf manche irdische Wonne in Edla's Himmelsleben. Alle die idealische Schönheit, welche Edla in ihrer Erinnerung und in ihrer Hoffnung hegte, war gleichsam in Nina verwirklicht. Und dieses war zum großen Theile ihr eignes Werk. Aber als Nina so reizend und so liebenswürdig im Leben dastand, da fühlte Edla Neigung, ihr Werk zu vergöttern, da erfuhr sie alle Schwäche einer zärtlichen Mutter für ihr Kind. Aber sie stritt gegen diese Schwäche und ward ihrer Herr. Ihr war die kraftvolle, tiefe Liebe eigen, welche ihren Säugling mit dem letzten Tropfen des eignen Blutes säugen möchte und welche den theuern Liebling eher selbst verbluten und sterben, als ihn sinken und sich erniedrigen sehen möchte.

So viel von Edla; nun auch ein Wort von

Nina.

Blicke in eine reine Quelle in dem Augenblicke, wo der Tag sich von der Nacht scheidet; sieh bei der magischen Dämmerung des Morgens den Himmel mit seinen klaren Sternen sich dort spiegeln — und du hast ein Bild von Nina's Seele. So rein war sie, so schimmerten in der Tiefe ihres Wesens alle ewige Wahrheiten. Aber sie strahlten durch eine Dämmerung. Es war Ahnung von Licht, noch nicht Licht selbst. Sie war der Mensch im Anfange, der Mensch in seiner Unschuld, in seiner ersten, heiligen Schönheit. Ihre Seele schien Eins zu sein mit dem schönen Körper, so freundlich stimmten sie zusammen; sie schienen in einander gegossen. Ihr Wesen war voll

der ruhigen Innerlichkeit, die von keinem Sichbemerklichmachen weiß. Sorglos, aber schüchtern war sie still in sich selbst gefaßt. Es that Herz und Gemüth wohl, sie zu sehen. Wie schön und harmonisch waren nicht die Bewegungen des weichen Armes, der weißen, wohlgebildeten Hände! Ihr Gang, wie schwebend, ihre Haltung, wie einfach und edel! Es würde mir schwer werden, euch einen Begriff von der Schönheit und Anmuth ihres Gesichtes zu geben; wenn ihr aber die leichte Wölbung der reinen Stirn unter dem hellen, seideweichen Haare gesehen hättet, den Blick des Auges unter den langen, dunklen Wimpern, die feine, griechische, kleine Nase, den bezaubernden Mund, das schöne Oval ihres Gesichtes und zu alle Diesem eine Haut wie Schnee — dann würdet ihr mit Fräulein Greta eingestimmt haben, daß sie das Schönste sei, was Gott erschaffen habe. Ihre Augen waren der Form nach denen ihrer Schwester Adelaide gleich, hatten aber nicht deren lebhaften Glanz; über Nina's dunkelblauen Augen lag gleichsam ein Nebel, eine gewisse feuchte Dunkelheit, deren Reiz unbeschreiblich war. Etwas Wehmüthiges, etwas Träumerisches lag in ihrem Blicke; es war nicht Licht, nicht klares Leben, aber etwas Ahnungsvolles, etwas innerlich Rührendes. Ihr Lauschen auf die Worte Anderer bewies, daß sie mit voller Seele dabei war, und wenn die Worte über ihre Rosenlippen flossen, etwas langsam, aber so edel, so anmuthig und mit einer Stimme, welche wirkliche Musik war, da lernte man den Werth einer der schönsten — vielleicht am meisten vernachlässigten — Zierden des Menschen kennen.

Alle Welt redet jetzt von Erziehung; warum nicht auch ich, nämlich von der Nina's? Sie war Kind gewesen, sie war jung geworden und hatte nur wenige sogenannte Kinderbücher gelesen, beinahe gar keine Romane; keine von Madame Genlis, keine von Lafontaine. Sie lebte daher nicht in dem Wahne, daß im Leben nothwendiger Weise äußere Glückseligkeit auf innere Tugend und Güte

folgen müsse; sie hatte nicht gelernt, bei der gewöhnlichsten Handlung christlichen Mitleidens zu denken, daß ein Liebhaber durchs Schlüsselloch gucke und in Entzücken gerathe. Sie dachte wenig an „le qu'en dira-t-on?“ denn sie war nicht in der Roman- und Alltagswelt daran gewöhnt worden, für die Gedanken und Neigungen Anderer zu leben. Sie hatte den Menschen nicht auf der kleinen Bühne des Gesellschaftslebens studirt. Dagegen sah sie den Menschen frühzeitig auf der Weltbühne. Frühzeitig machte Edla sie mit den großen und schönen Charakteren der Geschichte bekannt, mit den reinen Lehren der Weisen. Sie fürchtete nicht, sie die Wirklichkeiten des Erdenlebens sehen zu lassen, aber sie zeigte ihr dieselben beim Scheine eines höheren Lichtes. Sie ließ sie die Tugend leidend, den Weisen verkannt und verachtet sehen — sie lehrte sie das Leben in all seiner Größe und all seiner Bitterkeit kennen. Sie wollte sie lehren, die Tugend ohne Bestechung zu lieben, und Nina verliebte sich in die Schönheit der Tugend und, auf Vortrefflichkeit und Wahrheit hinblickend, ward sie selbst vortrefflich und wahr, ohne es einmal selbst zu wissen. Sie war wie ihre Liebe. Edla dachte: „Ich will sie auf den Höhen der Menschheit heimisch machen und ihren Blick an der Klarheit der Gottheit stärken, damit, wenn sie ins Alltagsleben hinabsteigen soll, ihr Auge nicht vom Schimmer der Welt geblendet, ihre Seele nicht von der Kleinlichkeit des Lebens gefesselt werden möge. Sie soll glücklich werden an der Glückseligkeit, welche dem edleren Menschen angehört, der nämlich, sich selbst zu besitzen, über allen irdischen Wechsel erhaben, Frieden und Freiheit zu erhalten und die Kraft, im Leben und im Tode für das ewig Gute allein zu wirken.“

Nach derselben Ansicht bildete Edla auch Nina's Schönheitssinn aus. Sie weihte sie frühzeitig ein in das Reine und Harmonische in den Tönen, in die Schönheit der Formen; und die Reize und die Schönheit, welche Nina anschaute, ließen allmälig in ihrer eignen Seele ein Abbild

zurück. Edla suchte Nina's Hang mehr an die bildende Kunst zu fesseln, als an die Musik, deren Töne gar zu erschütternd in ihre Seele griffen, und Nina war oft mit dem Abzeichnen einer griechischen Muse oder eines Jupiterkopfes beschäftig, oder in die Betrachtung einer heiligen Maria, eines dornengekrönten, duldenden Christus versenkt. Keine Ariadne in Thränen, kein Hercules auf dem Scheiterhaufen durfte ein Gegenstand für Nina's Pinsel werden. Alles Schwache, alles Leidenschaftliche, Alles, was die Verwirrung der Seele, den Unbestand des Menschen mit sich selbst ausdrückte, entfernte Edla als nicht würdige Gegenstände. Sie wollte — im geraden Gegensatz zu Dem, was gewöhnlich geschieht — bei Nina die Vernunft vor der Pantasie entwickeln, sie wollte die Kraft heraufrufen und stärken, ehe noch die Erschütterungen des Gefühls da waren. Deshalb verbannte sie auch aus Nina's Nähe alle Spuren von Unruhe, von heftigen Leidenschaften. Sie gebot ihrer eignen Stirne Ruhe und, um die unendliche Weichheit und Gefühlvollheit, welche ein hervorstechender Zug in Nina's Charakter war, beseitigen zu können, zwang sich Edla dazu, die Zärtlichkeit, welche sie empfand, nicht zu zeigen; ja, sie wies sogar die unschuldigen Liebkosungen des Kindes zurück und erwiderte sie fast niemals. Vielleicht hatte Edla hierfür noch einen andern Grund. Folgende Anekdote wird uns dies andeuten.

Edla war eines Tages mit ihrem Freunde, Professor A., zusammen. Die damals neunjährige Nina schmiegte sich an sie und reichte ihr ihren kleinen reizenden Mund hin. Edla wies die Liebkosung still zurück, zu sichtbarer Unruhe der Kleinen. „Wie! sagte Professor A. leise, „können Sie sich enthalten, diese Rose zu küssen?" — „Wollen Sie, daß ich sie soll verwelken lassen?" antwortete Edla und zeigte auf ihre beständig aufgesprungenen und wunden Lippen.

Hätte Edla vollenden dürfen, was sie begonnen hatte, hätte die Schwäche Anderer, die Bosheit Anderer.... doch

wir wollen nicht voreilig sein. Haben wir genug von Nina gesagt? Haben wir gesagt, wie sie durch Edla Kraft erhielt, ihre natürliche Trägheit zu überwinden, und Fleiß lernte an Edla's Beispiel und wie dessenungeachtet ein träumerisches, wehmüthiges Leben sie so oft ergriff; wie dieser Hang neben ihrer körperlichen Schwäche eine Quelle der Unruhe für Edla war? Jetzt haben wir genug gesagt. Nina's Seele glich einem Tempel, aber es war noch kein Gottesdienst darin; es war eine Welt, über welche noch keine Sonne aufgegangen war. Die Wärme, das höhere Leben fehlten.

Aber was — wird man denken — was sagte wol der Präsident dazu, daß eins seiner Kleinen eine, wie er es nannte, gelehrte Erziehung erhielt?

Der Präsident

war von Edla bekehrt worden, durch die Erfahrung, die sie ihn hatte machen lassen, daß eine hohe intellectuelle Bildung nur dazu beiträgt, das Weib angenehmer und glücklicher zu machen. Edla hatte es sich zur Aufgabe ihres Lebens gestellt, ihren Vater glücklich zu machen, und für ihn, um ihm eine angenehme Gesellschafterin zu sein, schien sie die Macht zu haben, ihr von Natur ernstes und stilles Wesen zu verwandeln. Mit ihm war sie fröhlich, gesprächig, und sie ließ ihn eine Behaglichkeit in seinem Hause fühlen, welche die zur Zeit seiner seligen Fredrike noch übertraf. Auch faßte der Präsident allmälig so wahre Zärtlichkeit, ein so vollkommenes Vertrauen zu seiner Tochter, daß er sein ganzes Haus ihrer Obhut überließ und ihr vollkommene Freiheit gab, Nina ganz nach ihrem eignen Gutdünken zu erziehen. Er hoffte dadurch von der jüngern Tochter dieselbe Freude zu haben wie von der ältern, und so ging Alles vortrefflich, bis der Präsident die Geschichte mit dem kleinen Cupido vorhatte und vom Grabe zu reden anfing, um zur Hochzeit zu kommen.

Jetzt gelüstet mich (Leser, darf ich nicht sagen: uns?) einen Blick zu werfen auf Das, was Adelaide im Verlauf dieser vierzehn Jahre gethan hat. Zuerst und zuletzt acht Kinder, alle ausnehmend schön und gut und fröhlich wie ihre Mutter. Sie hatte sie alle gesäugt, sie geliebkoset, mit ihnen gespielt, hatte sie singen und lesen gelehrt; hatte sie gelehrt, die Sonne, die Freude und Gott zu lieben und an Papa Alarich wie an ein Evangelium zu glauben. Graf Alarich lebte nur für seine Frau, die er anbetete, für seine Kinder, an deren Erziehung er theilnahm, für seine Unterthanen, die er glücklich machte. Adelaide gab ihm Milde und Freude; er hatte sie die Geschichte und vieles andere Gute gelehrt. Demoiselle Rönnquist las mit den drei Töchtern Französisch und Englisch. Keine von ihnen konnte mit Nina verglichen werden, sie versprachen aber gute und lebensfrische Menschen zu werden, wie sie in der Welt gut fortkommen. Adelaide widmete ihren Kindern viele Zeit, aber sie verblieb doch immer für die ganze Gegend wie ein Freudengesang, unentbehrlich bei allen Festen des Lebens; und wo auch ihr gutes, schönes Antlitz gesehen ward, in der Hütte oder im Schlosse, am Todtenbette oder auf der Hochzeit, ward sie begrüßt wie eine Botschaft vom Himmel, gesandt zum Troste oder zur Freude. Sie war noch der Schwan an Weiße, an frischem Muthe, an Leichtigkeit und Anmuth, und das Haus und die Liebe war die frische Welle, worin sie ihre Schwingen badete.

Von Alarich und Adelaide kann es ferner heißen, wie Hiob von gewissen Leuten sagt:

„Sie haben Zuwachs an Gütern.“

„Ihr Same gedeihet vor ihrem Angesicht und ihre Nachkommenschaft vor ihren Augen.“

„Ihre Häuser genießen Frieden ohne Furcht und Gottes Geißel kömmt nicht über sie.“

„Ihre Kuh kalbt und ist nicht unfruchtbar.“

„Ihre Buben senden sie aus wie eine Heerde und ihre Kinder hüpfen umher.“

„Sie freuen sich bei Pauk' und Zither und jauchzen bei dem Klang der Flöte.“

„Sie werden alt im Glück.“

Mit einem Worte — sie gehörten zu den Glücklichen auf der Erde. Ich habe viele ihres Gleichen gesehen und mit Verwunderung ihre Welt betrachtet.

„Während Andere mit betrübter Seele sterben und nie ihr Brot in Freuden gegessen haben.“

Aber

„Wer will Gott belehren?“

Und Angelika?

So fragte Mancher, als die Gräfin M. nach zweijährigem Aufenthalte in Rom ohne sie zurückkehrte.

Glückselig sind Diejenigen, welche auf der Erde ihr Leben voll ausleben, welche so ganz ihre Kraft ausbilden und unter immer schöneren Schöpfungen den reichen Schatz offenbaren, der in der Tiefe ihrer Seele liegt. Sie sind die Helden des Lebens-Dramas, die herrlichen Genien der Erde.

Das Erdenleben hat auch stumme Geister. Sie denken das Tiefste, sie fühlen das Feurigste, sie finden aber nicht Worte, das Göttliche auszusprechen, was ihr Ohr vernimmt. Sie gehen unverstanden fort, sie gehen fort wie schweigende Schatten. Von den Kindern der Erde sind oft diese die unglücklichsten. Aber wir wissen, daß einst ein Engel ihre Zunge lösen wird.

Es gibt auch Wesen, welche zwar nur einen Augenblick leben, aber denen es gegeben wird, ein Wort auszusprechen, welches in Ewigkeit fort tönt. Auch sie sind glückselig auf der Erde! Ihr Leben war voll, wenn auch kurz, — war ein Dithyramb, gesungen im Tempel der Unsterblichkeit.

Angelika gehörte zu diesen Letztern. Ihre feurige Seele verzehrte die Hülle, in welcher sie wohnte, und der angestrengte Fleiß, womit sie in Rom arbeitete, rieb ihre Kräfte auf. Sie starb mit dem Pinsel in der Hand, während sie strebte, noch einige Züge zu dem Bilde des Engels hinzuzufügen, welcher Maria mit „Heil, o Gnadenreiche!" begrüßt. Dann ging sie hinweg, um die Urbilder der Schönheit, die sie geahnt hatte, näher zu schauen und mit ihnen anzubeten.

Ihr letztes Gemälde, ihr letztes Wort an die Welt, ist noch im Besitz der Gräfin M. Niemand betrachtet es ohne Rührung. Kein Weib insbesondere sieht Maria und das in ihrem ganzen Wesen ausgesprochene: „Siehe, die Dienerin des Herrn!" ohne dieses Wort als die Aufgabe auch ihres Lebens zu fühlen. Niemand sieht dieses Bild, ohne an eine höhere Reinheit und Heiligkeit zu glauben; es gibt einen Schimmer von Himmel und lockt die Seele dorthin. Angelika hat nicht vergebens gelebt.

Und wer hat dies, wenn er warm gewollt, wenn er redlich gearbeitet hat, sei es auch nur eine Morgenstunde? Er hat nichts Ganzes vollbracht, aber er hat einen Funken ausgeworfen, welcher erwärmend in der Nacht Vieler fortglimmen wird; er hat Werkzeuge für Andere bereitet, auch dies ist gut und erfreulich.

Unser kurzes Leben! Wie bald verrinnt es! Laßt uns dasselbe mit dem der Menschheit verbinden — und es wird unsterblich, auch auf der Erde!

Und der liebe Otto, und die böse Gräfin Augusta, und die muntere Baronin, und die Excellenz, ihr Mann? Die sind Alle an der Cholera verstorben.

Weltleben.

„Trink'; sie verfliegen die schäumenden Perlen, o trink'!"

Franzén.

Womit soll ich das Weltleben vergleichen, dieses brausende Leben von Festen und Vergnügungen, Spielen und Scherzen, aus welchem Ernst, Seufzer und Thränen verbannt sind — das Leben, welches in allen großen Städten herrscht und Alle in seinen Wirbel hineinzieht; womit soll ich es vergleichen? — mit dem Schaum des Lebenstrankes. Der strömt unaufhörlich aus ewigen Quellen herab; sein Schaum schäumt obenauf; die sausenden Perlen kreisen, blinken und verschwinden; neue wirbeln empor; es braust unaufhörlich in dem tiefen Becher. Gut, wenn der Trank Champagner ist und nicht blos Dünnbier Doch muß es wol Beides in dem großen Wirthshause geben. Manches edle Leben, manche Freude vergeht in diesem Elemente; aber auch mancher Seufzer, mancher Starrsinn, mancher Schmerzenskrampf wird dort aufgelöst und verfliegt. Es hat sein Gutes; wenigstens für den Augenblick

„Trink'; sie verfliegen, die schäumenden Perlen, o trink'!"

Manche Menschen können nicht recht leben, außer in diesem Elemente, obgleich sie dann und wann einen Athemzug außerhalb desselben thun und dann aus ernstem Herzen

seufzen: „Wie die Natur liebenswürdig ist! Wie lieblich der Friede! Wie schön christliche Tugend! Ohne Ernst und Einsamkeit ist keine wahre Freude zu finden! Man muß für den Himmel leben!“ Und dann eilen sie wieder, sich mit Gesellschaften und Vergnügungen, sich mit Zerstreuungen aller Art zu umgeben.

Die Gräfin M. — jetzt Gräfin G. — war eine dieser Weltmenschen. Ihre Ergebenheit für Angelika war nur ein tieferes Athemholen außerhalb ihres Lebenselementes und schon lange vor Angelika's Tode war sie dahin zurückgekehrt. Sie liebte das Weltleben, wo sie vermöge ihrer Schönheit und ihres Tones eine Zierde war und wo ihr Vermögen ihr die Mittel gab, mit Glanz aufzutreten. Sie bewegte sich dort leicht wie ein Fisch im Wasser, leicht wie der Denker in seinem Element, und schwamm auf der Oberfläche ebenso nothwendig, wie er in der Tiefe des Lebensflusses. Sie schrieb und empfing wol zwanzig Billete jeden Morgen, sie beschützte Künstler und nahm Dedicationen ihrer Werke entgegen; sie war Mitglied von Kunst- und Wohlthätigkeitsvereinen, sie liebte es, zu intriguiren, zu recommandiren, eine Rolle zu spielen, sich wichtig zu machen, bewundert und angebetet zu werden — und es glückte ihr dies oft, besonders bei Denen, welche sie nicht in der Nähe sahen. Kurz nach ihrer Verheirathung eröffnete sie ihr Haus auf die glänzendste Weise, versammelte um sich Alles, was die Hauptstadt Ausgezeichnetes an Talenten, an Rang und Schönheit besaß, empfing alle Tage Gesellschaft, hatte tableaux vivans, Gesellschafts-Schauspiele, Concerte, Declamationen, Vorlesungen, spielte überall die vornehmste Rolle und erlaubte bescheiden, daß man sie die „Korinna des Nordens“ nannte.

„Und jetzt, mein geliebter Leser, denkst du wol, daß ich dich in meiner Geschichte weiter führen werde, sowie man auf einer wohl gehaltenen Landstraße gerade auf das Haus losfährt, wo man seine gute Mahlzeit einnehmen will? Durchaus nicht! Der Geist des Herumstreichens

hat nun einmal Macht über mich erhalten und wir fahren aufs neue in einer Episode ab. Nachher .... ja; wie weiß ich, was nachher kommt! Folge mir, wer da will! Ich wende mich zu Fräulein Greta.

Womit soll ich Fräulein Greta vergleichen? Ich finde kein Bild, das so wohl für sie paßte, als das einer Heilquelle. Witzig und originell, eine frische und eisenhaltige Ader, faßte sie das Leben und die Menschen in einer Weise auf, die ebenso gut als lustig war, und ein herzliches Lächeln über deren Thorheiten lag auf ihren feinen Lippen. Dieses Auffassen und dieses Lächeln, welches sich in ihren Worten und in ihrem Wesen ohne den geringsten Zusatz von Bitterkeit verrieth, war unwiderstehlich erquickend, und der Mensch mußte ungewöhnlich stumpf oder ungewöhnlich unglücklich sein, den sie nicht, wenigstens für einen Augenblick, hätte munter und mittheilend machen können. Das harmlose Lachen ist gewiß eins der wirksamsten Mittel, mit dem Leben und den Menschen auszusöhnen; und dieses rief Fräulein Greta hervor. Tief von der weisen Fügung Gottes in allen Dingen überzeugt, hatte sie auch die Ueberzeugung, daß es der Lebenszweck eines jeden Menschen sei, sich so gut es gehe in der Welt Vergnügen zu machen, jedoch unter Beobachtung der zehn Gebote und mit aller Klugheit, die nöthig ist, um sich in Ansehen zu erhalten. Reich und unabhängig, lebte sie unverheirathet, weil sie von den vielen Partien, die ihr waren angeboten worden, noch keine gefunden hatte, die ihr ein größeres Glück und angenehmeres Leben versprochen hatte, als dasjenige war, welches sie als selbstwaltendes Fräulein und als Freiherrin genoß. Sie lebte viel im Gesellschaftsleben, nicht weil sie es liebte, sondern weil sie dort Nahrung für ihren prüfenden Sinn fand; und das Bestimmte in ihrem Charakter, ihr gesunder Verstand machten sie allgemein ebenso geachtet, als sie wegen ihres humoristischen Gemüthes beliebt und gesucht war. Eine geschworene Feindin alles Dessen, was man Exaltation nennt, mochte sie gern alle Saiten herabstimmen,

die sie für überspannt hielt, und urtheilte leicht zu streng hierüber; — denn mit ihrem eignen guten und warmen Herzen nähere Bekanntschaft zu machen, dazu hatte sie noch nicht Gelegenheit gehabt. Sie war vornehm, aber nicht hochmüthig, und hegte Achtung vor jedem selbständigen Menschen, der jedoch ihrer „Gnaden" nicht zu nahe kam. — Eine tiefe Verachtung zeigte sie gegen alle Schlechtigkeit und beinahe noch mehr gegen alle Dummheit. Dummdreistigkeit verabscheute sie wie den Bösen und bestrafte sie, wo sie nur konnte. Selbst ruhig und fest, belustigte es sie, die kleinen Intriguen, Verlegenheiten, Ansprüche und Mühen Anderer zu sehen, und vielleicht machte es ihr auch etwas Vergnügen, den Einfluß zu fühlen, den sie auf Alle ausübte, mit denen sie in Berührung kam. Sie war nicht immer mild, sah nicht immer wahr und richtig, aber sie war, wie ich soeben gesagt habe, im hohen Grade eine Heilquelle; wo sie erschien, entstand unwillkürlich ein frischerer Muth, mehr Gemüthlichkeit im äußern Leben, mehr Munterkeit in dem innern. Ich habe oft gedacht, daß, wenn man Fräulein Greta 100,000 Mal vervielfältigen könnte, die Erde dann nur die Hälfte ihrer jetzigen Krankenhäuser, Irrenhäuser und Gesundbrunnen brauchen würde.

Das Haus der Gräfin G. war angenehm und lebhaft. Fräulein Greta war oft da, weil sie, ohne ihre Cousine zu lieben, doch viel von ihr hielt und gleichsam von der Anmuth gefangen war, welche die Gräfin G. in ihrem Wesen hatte. Aber jetzt fing Fräulein Greta an, in ihrem Hause sich weniger wohl zu fühlen. Mit Edla kam sie nicht sonderlich weit. Sie erzeigten einander die größte Höflichkeit, doch damit war es auch abgethan. Auch zog sich Edla bald aus den Gesellschaftskreisen der Gräfin zurück. Nina war für Fräulein Greta, wie sie selbst sagte, „gar zu wenig Mensch." Sie fand sie schön, ärgerte sich aber über die Art von Adoration, welche die Gräfin ihr zu Theil werden ließ und welche ihre Aufmerksamkeit

auch von alten Freunden abzog. Etwas Verdruß hierüber machte, daß sie weniger geneigt war, Nina Gerechtigkeit zu erweisen und außer ihrer Schönheit Etwas an ihr zu sehen, was der Bewunderung werth gewesen wäre.

Eine Person, welche Fräulein Greta ordentlich zur Plage war, war das junge Frauenzimmer, welches die Gräfin in ihren Schutz genommen und der sie den Namen „die stille Clara" gegeben hatte. Und dazu gab ihr ganzes Wesen Anlaß, obgleich Fräulein Greta lieber „die langweilige Clara" gesagt hätte. Beständig mit ihrer Näharbeit — fast immer eine ausgezeichnet schöne Stickerei — beschäftigt, schien sie kein anderes Interesse in der Welt zu haben, als die Arbeit fertig zu bekommen. Bei den glänzenden Festen, welche die Gräfin gab, saß sie ruhig und gleichgültig da und schien sich zu langweilen, wenn sie nicht nähte. Sie schien wenig auf Andere zu merken und wenig danach zu fragen, ob Andere auf sie merkten; sie nähte nur. Wenn Andere disputirten und sich ereiferten, saß Clara still da und nähte. Wenn Andere hin und her liefen in ihrem Eifer für Projecte und Vergnügungen, saß Clara still da und nähte. Wenn Andere vor Langerweile gähnten und sich abquälten, saß Clara ruhig da und nähte. Sprach man mit ihr, so sah sie auf, antwortete höflich, aber immer so kurz wie möglich, sah dann sogleich wieder nieder und — nähte. Dies stellte Fräulein Greta's Geduld gewaltig auf die Probe. Dazu kam, daß Clara sich einen Katalog von gewissen Worten und Phrasen gemacht hatte, welche ihren ganzen Sprachvorrath zu enthalten schienen und welche sie zu seiner Zeit und, wie Fräulein Greta behauptete, auch zur Unzeit gebrauchte. Diese waren: „Nun, es mag so sein. Was thut das? Wozu braucht man sich deshalb so viele Mühe zu machen? Setzen Sie sich. Laßt uns in Ruhe u. s. w." Besonders hörte man oft ein gewisses gleichgültiges „Ja so," welches Fräulein Greta rein zur Verzweiflung brachte. Sie war selbst ganz ruhig, ja sie that sich hierauf während der

Unruhe der ganzen Welt etwas zu Gute; aber diese Ruhe, diese Indifferenz war eine Caricatur der ihrigen; dies verwundete und verdroß sie. Und was sie noch mehr plagte, war, daß Clara, ungeachtet ihrer ewigen Näherei und ihrer Lakonismen, doch eine gewisse Anziehungskraft auf sie ausübte, von der sich loszumachen sie Mühe hatte. Es lag diese wol zum Theil in einer unbeschreiblichen Neugierde, zu wissen, wie ein Mensch beschaffen sein müßte, der mit Vernunft, Verstand, mit allen seinen Sinnen und allen seinen Gliedern an Nichts von allen den Dingen, denen Andere nachjagten, ein Interesse fand und welcher für alle Eindrücke gefühllos zu sein schien. Es war aber auch bei Clara etwas — Fräulein Greta konnte nicht umhin, an Baron H.' Ausdruck „heilig" zu denken — etwas so Einfaches, so Wahres .... Fräulein Greta konnte nicht umhin, darin Reiz zu finden, und konnte nicht unterlassen, sie aufmerksam zu betrachten.

Clara's Gesicht war ohne Schönheit; die Züge waren nicht häßlich, aber keiner war eigentlich schön. Ihre dunkle Farbe ließ sie in der Entfernung häßlich erscheinen; in der Nähe ward man aber die Klarheit, die durchsichtige Feinheit derselben, das Spiel der Adern auf Wange, Scheitel und Augenlid gewahr. Wenn sie auf irgend eine Art ungewöhnlich belebt ward — ein Phänomen, welches Fräulein Greta noch nicht gesehen hatte — so stieg in ihre bleiche Wange eine Purpurflamme auf, welche ihr einen ganz eignen und fremden Reiz verlieh, und die hellbraunen Augen, welch sich langsam unter den tiefen Augengewölben bewegten, glänzten in dieser Abendröthe mit milder, wohlthuender Klarheit.

Eines Tages nahm Fräulein Greta sich vor, mit Clara einen Versuch zu machen und genauer zu ergründen, wie es mit ihrem Verstande beschaffen sei. Sie gab sich richtig Mühe, mit ihr unterhaltend zu sein, und bot ihren ganzen Vorrath von Witz und Spaßhaftigkeit auf. Clara hörte ihre Einfälle mit einem stillen Lächeln an und —

nähte; antwortete auf ihre Fragen kurz, aber höflich und — nähte. Allmälig hörte sie nur halb und antwortete mit sichtbarer Zerstreutheit; zuletzt kam ein übel angebrachtes „Ja so!“ Das konnte Fräulein Greta nicht aushalten; sie ward böse, stand heftig auf und gab sich das Versprechen, daß sie sich nie mehr vornehmen werde, eine so leblose und unhöfliche Person zu beleben.

Nun begann eine Art Kriegszustand zwischen Fräulein Greta und Clara, welcher die Erstere oft sehr mismuthig machte. Es gab so Vieles, was Fräulein Greta nothwendig, Clara aber unnöthig fand. Dieser gleichsam zum Trotze veranstaltete jene oft eine gewisse Bewegung und Unruhe, bei welchen Gelegenheiten von Clara immer der Vorschlag kam, daß man „es sein lassen,“ daß man „in Ruhe bleiben“ möchte. So sanft diese Worte auch ausgesprochen wurden, so verdrossen sie doch Fräulein Greta gewaltig, welche einst bei einer solchen Gelegenheit mit einiger Hitze sagte: „Meine liebe Clara, ich bin etwas zu alt, um aufs neue erzogen zu werden! Behalten Sie daher Ihre wohlweisen Anmerkungen zur eignen Erbauung!“ Diese Streitigkeiten erneuerten sich ziemlich oft. Es lag Etwas in Fräulein Greta's böser Laune, was machte, daß Clara weit weniger davor erschrak, als vor einem kalten Blicke von der Gräfin. Und ich will euch nicht verhehlen, meine Leser, daß ich oft folgende wohlweise Anmerkung gemacht habe:

In manchem Streite liegt der Keim zu einer innigen Verbindung, in manchem Frieden dagegen nur der Sinn, daß man einander nichts zu sagen habe.

Die Indifferenz will weder beißen noch küssen.

Die stille Clara hatte drei wilde Brüder, den Kanzleisecretair, den Lieutenant zur See und den Lieutenant zu Lande. Die drei wilden Brüder liebten die stille Schwester auf das zärtlichste und wünschten nichts so sehr, als sie bald wohl verheirathet zu sehen. Sie wünschten für sie einen redlichen Mann und einen solchen, der den armen

Schwägern unter die Arme greifen konnte und wollte. Die drei wilden Brüder bestürmten die stille Schwester mit Fragen, „ob ein Freier sich angemeldet habe,“ mit Ermahnungen, „sich wohl zu kleiden, artig zu sein“ u. s. w. Sie plagten sie unaufhörlich aus bloßer guter Absicht.

Die Gräfin ließ es sich nicht weniger als die drei wilden Brüder angelegen sein, Clara eine gute Partie zu verschaffen. Sie betrachtete dies als eine Gewissenspflicht und fühlte überdies gern in ihrer Hand die Fäden zu einem kleinen Romane. Clara antwortete den drei Brüdern ebenso freundlich wie ausweichend und befolgte nicht die Vorschriften der Gräfin hinsichtlich der Art sich zu kleiden. Fräulein Greta wünschte den Bemühungen der Gräfin und der Brüder von ganzem Herzen Erfolg. Sie hatte wirklich angefangen, etwas Haß gegen die unbegreifliche Clara zu fassen, und sehnte sich nach dem Tage, wo diese gefühllose Mauer ihrer Aussicht im Hause nicht mehr im Wege stehen würde.

Freier ließen sich bald sehen und, wie es schien, von ihrem eigenen Herzen dazu getrieben. Baron H. erwies Clara eine Aufmerksamkeit, welche Alle bemerkten und ausdeuteten, nur Diejenige nicht, welche der Gegenstand derselben war.

Fräulein Greta war über Baron H.'s Absichten misvergnügt. Sie hegte wirkliche Freundschaft für ihn und gönnte ihm eine bessere Frau als die stumme und leblose Clara. Sie sagte jedoch nichts, ergötzte sich aber an seinen vergeblichen Versuchen, mit Clara in ein Gespräch zu kommen, und sparte ihre Sticheleien nicht, die er niemals zu bemerken schien. Fräulein Greta hatte außerdem noch einen Grund, mit Baron H. etwas unzufrieden zu sein.

Baron H.'s häusliche Verhältnisse hatten nämlich während der Jahre, wo wir ihn nicht gesehen haben, ganz unvermuthet eine sonderbare Veränderung erlitten. Wir

haben schon gesagt, daß er keine Frau gefunden hatte, dagegen hatte er — man wußte nicht wie — einen Sohn gefunden, ein gutes, natürliches Kind, den er „Filius“ nannte. Leo war sein Taufname. Ob er einen Zunamen hatte, wer er war, woher er kam, wußte Niemand, und es war unmöglich, vom Baron H. die geringste Aufklärung darüber zu erhalten. Er sagte nur, Filius sei ein Findelkind, und wußte immer leicht alle Gespräche über seine Herkunft abzuwenden. Aber gerade dies Dunkel, sowie gewisse halblaute Muthmaßungen, welche im Umlauf waren, machten, daß Fräulein Greta einen, für Baron H. weniger günstigen Argwohn faßte und einiges Misfallen an dem zahnlosen, etwas eigensinnigen Filius fand, dessen hübsche Augen und lebhafte Farben ihn — nach ihrer Meinung — nicht dazu berechtigten, Baron H. überallhin zu begleiten und eine Erziehung zu erhalten, wie dieser sie seinem eignen Sohne nicht hätte ausgezeichneter geben können. Baron H. hegte für den Knaben eine Zärtlichkeit, welche an Schwäche grenzte, und ließ sich auf keine Weise durch Fräulein Greta's Fragen und Bemerkungen stören, sondern beantwortete sie meistentheils mit der besten Laune in der Welt. Sie betrachtete Filius mit unsanften Augen und er war zum Dank dafür mehr als gewöhnlich störrisch gegen sie. Dagegen hielt er sich gern in Nina's Nähe und war willig, ihrem leisesten Winke zu gehorchen. Er ward Nina's kleiner Anbeter genannt und war ein Beispiel der Macht, welche die Schönheit über den Kindessinn ausübt.

Eines Abends waren viele Leute beim Präsidenten versammelt. Die Gräfin zog Aller Blicke auf sich, ja sogar mehr, als die schöne und reizende Nina. In einem rothen Sammetgewande, auf dem Kopfe einen Turban von goldgesticktem Stoffe, saß sie bei der Harfe, aus welcher sie die herrlichsten Töne lockte, während sie mit seltener Kunstfertigkeit eine Arie von Meyerbeer sang. Ein Ring von Bewunderern schloß sich um sie. Der Präsident selbst

befand sich unter diesen und war vor Entzücken fast außer sich.

Baron H. näherte sich Clara, welche in ihrem dunkelbraunen Seidenkleide und der doppelten Tüllpelerine, die ihren wohlgebildeten Hals umgab, wie ein Schatten in der glänzenden Versammlung erschien. Baron H. setzte sich bequem auf einen neben Clara leer stehenden Stuhl. „Ein charmantes Talent!“ sagte er mit einer Art kühlen Entzückens über den Gesang der Gräfin. Clara antwortete ein ebenso kühles „Ja!“

„Sie singen und spielen vermuthlich auch?“ fragte Baron H. mit vieler Theilnahme.

„Nein!“ antwortete Clara ganz ruhig.

„Dann bin ich überzeugt, daß Sie vortrefflich zeichnen!“

„Nein! Ich habe keine Talente!“ antwortete Clara in demselben Tone.

„Na, warum sollte man auch solche haben! Die ganze Welt hat ja jetzt Talente. Alle Frauenzimmer in jetziger Zeit spielen ein wenig, singen ein wenig und zeichnen ein wenig, wie sie sagen, und vergeuden damit viel Zeit, die besser hätte angewandt werden können. Es wäre besser, wenn sie dieselbe den vortrefflichen häuslichen Geschäften widmeten, wenn sie die Kochkunst studirten! Ich bin überzeugt, daß Sie in dieser vortrefflichen und edlen Kunst gelehrt sind.“

„Nein, ich bin auch da unwissend!“ sagte Clara.

„Nun, man lernt, man lernt!“ tröstete Baron H. „Man hat eine geschickte Köchin ..... und dann ..... ich bin überzeugt, daß Sie einen Mittag anzuordnen verstehen.“

„Nein,“ sagte Clara, „ich kann ihn nur essen!“

„Wohl gesagt, Clara!“ dachte Jemand ganz in der Nähe, und ein herzliches Lachen, welches zu ersticken drohte, wenn es nicht Luft erhielt, unterbrach das Gespräch und verrieth Fräulein Greta als eine Zeugin desselben, was zu verhehlen sie sich auch gar nicht die Mühe gab. Baron H.

erröthete leicht und warf auf Fräulein Greta einen zornigen Blick, den sie, der Versöhnung noch vor dem Ende des Tages gewiß, mit großer Standhaftigkeit ertrug. Dies traf auch ein. Ungeachtet aller zufälligen Mishelligkeiten herrschte doch zwischen Baron H. und Fräulein Greta eine gewisse Sympathie, welche sie unaufhörlich zu einander hinzog. Sie hatten Beide ein großes Verlangen, sich zu belustigen, und fanden dies Verlangen nie so wohl erfüllt, als dann, wenn sie zusammen waren.

Durch alle die „Nein!“ von Clara ließ sich Baron H. doch nicht abschrecken; er schien im Gegentheil immer mehr eine wirkliche und innige Neigung für das stille Mädchen zu fassen. Er suchte sie mit des Filius' kleinen Künsten und Wissenschaften bekannt zu machen. Die vornehmste von dieser bestand in einer Art grober Zeichnung, am liebsten mit Kohle oder Kreide, wofür Fräulein Greta ihn gern auf die Finger hätte klopfen mögen, worin aber Baron H. die Prophezeiung eines neuen Michel Angelo Buonarotti sah. Es konnte auch nicht geläugnet werden, daß der Knabe ganz ungewöhnliche Anlagen hatte und mit echtem Künstlersinn immer nur auf seine Kunst bedacht zu sein und überall nur Gegenstände für dieselbe zu sehen schien. Hieraus entstand jedoch die Unannehmlichkeit, daß man manche Nase und manches Auge da erblickte, wo man sie nicht zu sehen wünschte. Vergebens kaufte Fräulein Greta ein Buch Küchenpapier und streute die Bogen dem Filius in den Weg. Filius liebte das Große, auch im Raum, und zeichnete am liebsten auf Fußboden und Wände; Clara's Sorgfalt verhinderte jedoch meistenstheils alle nachtheilige Folgen, die hieraus sowol für die Wände als für Filius hätten entspringen können, und Baron H., welcher fürchtete, der Phantasie des jungen Künstlers Fesseln anzulegen, war unendlich dankbar dafür. Er ward desto aufmerksamer gegen sie selbst und suchte sich bei ihr beliebt zu machen, besonders auf die angenehme Weise, daß er ihr recht oft ausnehmend schöne Blumen brachte; ein Geschenk, das Clara nicht

ausschlagen konnte. Schon ließ die Gräfin Andeutungen fallen und sah feierlich aus; schon brüsteten sich die drei Brüder über den künftigen Schwager und Fräulein Greta sagte: „Möge, was geschehen soll, bald geschehen!" da trat ein anderer Freier auf die Bühne, ein reicher, junger Kaufmann, welcher Clara, als sie noch im Hause ihrer Eltern lebte, kennen gelernt und damals schon eine ernstliche Zuneigung für sie gefaßt hatte. Aber damals war er arm und konnte ihr seine Hand nicht anbieten. Jetzt hatte er sich durch Fleiß und Geschicklichkeit emporgearbeitet, hatte Haus und Landgut gekauft und kam jetzt, um der lange Geliebten anzubieten, sein Glück mit ihm zu theilen. Wir nennen ihn Herr Fredriks. Er ließ sich bei der Gräfin G. einführen. Sein Benehmen war etwas roh, aber sein Herz war gut, und ein gewisser frischer und betriebsamer Muth belebte seine Blicke. Baron H. betrachtete ihn etwas „de haut en bas," Herr Fredriks dagegen sah etwas stolz auf Baron H. Beide umgaben Clara, zeigten aber ihre Aufmerksamkeit auf ganz verschiedene Weise. Baron H. setzte sich neben sie, lobte ihre Arbeit, ihren Fleiß, ließ seine weiße Hand, mit einem Brillantring geschmückt, unter ihren Augen mit einer goldenen Schnupftabakstose manoeuvriren, aus welcher er ihr gar oft eine Prise anbot. Er plauderte gemüthlich und ruhig über die Glückseligkeit 'einer stillen und glücklichen Ehe, machte humoristische Anmerkungen über das Leben und die Menschen, sagte seiner Zuhörerin eine und die andere feine Artigkeit, wobei er mit seinen ganz angenehmen Augen blinzelte. Herr Fredriks hingegen warf ihr die gewaltigsten Blicke zu, war fast beständig auf den Beinen und hatte eine Art, um sie herum zu treten und zu stampfen, welche für die stille Clara unbeschreiblich beunruhigend war. Er sprach sturzweise von seinen Projecten, sich eine Equipage anzuschaffen, ein brillantes Haus zu machen und viele Leute bei sich zu sehen. Er wünschte, daß seine Frau sich mit jedweder Gräfin solle messen können. Indessen schien

es keinem von den Freiern zu gelingen, auf Clara's Herz Eindruck zu machen. Sie blieb sich in ihrem Benehmen gegen Beide gleich. Sie schnupfte nicht aus Baron H.'s Dose, sie sah nicht auf seinen prächtigen Ring, sie saß während seiner scherzhaften Erzählungen schweigend da und — nähte! Sie beantwortete nicht Herrn Fredriks' Blicke, sie sah nicht auf, wenn er von dem neuen Kronleuchter sprach, den er bestellt hatte, und entschlüpfte ihr zuweilen ein Seufzer, so war es, wenn ihr unruhiger Liebhaber gar zu lange um sie herumgestampft hatte, und man konnte dann wol sagen, daß der Seufzer herausgestampft war. Auch Ungeduld äußerte sie nicht; sie äußerte überhaupt gar nichts, sie sah nur auf ihre Arbeit herab und — nähte! Fräulein Greta betrachtete sie mit heimlicher Erbitterung und wünschte sie in Vanina's Wachskabinet.

„Ich pflege an Das zu glauben, was in der Bibel steht," sagte Fräulein Greta eines Tages zur Gräfin; „aber da steht, daß es nichts Neues unter der Sonne gibt, und doch bin ich überzeugt, daß die Sonne noch nicht solch ein Exemplar von einem Menschen beschienen hat wie Clara." Die drei wilden Brüder stürmten mit Nord- und Südwind auf die stille Schwester ein. Jetzt sollte sie sich schnell entschließen, jetzt sollte sie eilen, ihr eignes, wie ihrer Brüder Glück zu machen.

Der Kanzleisecretair war für Baron H., dessen Rang und Manieren ihn im hohen Grade eingenommen hatten. Der Lieutenant zur See und der Lieutenant zu Lande hingegen stritten mit allem Eifer für Herrn Fredriks, „einen reichen Kerl, einen hübschen Kerl und einen grundguten Jungen!" Zu ihrem Erstaunen und Schrecken vernahmen sie jetzt, daß die Schwester gar nicht heirathen wollte, daß sie die Hand beider Freier auszuschlagen gedächte, sofern nicht schon ihre Kälte sie, noch ehe eine Erklärung gegeben sei, sich zurückzuziehen vermocht hätte — was Clara hoffte. Nun hatte Clara schwere Kämpfe zu bestehen. Der Kanzleisecretair, als caput familiae, hielt ihr lange Vorlesungen

über ihre Pflichten und malte ihr die Zukunft in großen Zügen aus, schöner oder häßlicher, je nachdem sie darin als verheirathet oder unverheirathet dargestellt ward. Die Lieutenants wurden böse, schwuren, daß Clara eine alte Jungfer werden würde, um welche sich Niemand bekümmern werde, und entfernten sich im Zorne.

Von solchen Auftritten kam Clara mehrentheils mit Thränen in ihren sanften Augen und dennoch hatte sie eine noch schwerere Tribulation zu bestehen. Die Gräfin rief sie in den Morgenstunden zu sich herauf und hielt ihr Reden, die wol ganz schön gewesen sein mögen, für Clara aber nichts weniger als angenehm waren. Die Gräfin fand an Clara viel zu tadeln; sie machte sie auf eine schonende Weise auf die Verbindlichkeiten aufmerksam, die sie gegen ihre Wohlthäterin habe, und predigte Moral trotz Lehnberg*) und Bossuet. Sie bereitete Clara auf eine bevorstehende Veränderung in ihren Verhältnissen vor, sprach viel von Dem, was sie (die Gräfin) für Clara thun wolle. Sie gebot Clara nachdrücklich, daß sie einem von ihren Liebhabern bestimmt den Vorzug geben müsse, der diesen ermuthigen könne, sich zu erklären, daß sie sich nicht wie bisher höflich und gleichgültig gegen Beide benehmen dürfe, welche Aufführung vollkommen der einer Coquette ähnlich wäre, daß solches mislingen könnte u. s. w.

Als Clara erklärte, daß sie keinem von ihnen Hoffnung geben wollte, weil sie weiter nichts von ihnen wünschte, als daß sie sie in Ruhe lassen und nicht weiter an sie denken möchten, stellte sich die Gräfin, als nehme sie dies für gewöhnliche, bedeutungslose Ausflüchte. Als sich Clara nun noch bestimmter äußerte und sagte, daß sie unverheirathet leben wolle, ward die Gräfin aufgebracht. Sie sprach von Undankbarkeit, sie ließ Clara fühlen,

*) Lehnberg, ein berühmter schwedischer Kanzelredner zur Zeit Gustaf's des Dritten.

Anmerk. d. Uebers.

daß sie von ihren (der Gräfin) Wohlthaten lebte: Dies machte auf Clara einen tiefen, schmerzlichen Eindruck, und stark müssen die Gründe gewesen sein, welche sie vermochten, bei einem Beschlusse zu verharren, der ihr so verbittert ward. Aber sie beharrte dabei und verblieb still wie vorher bei ihrer Gleichgültigkeit und ihrem Nähen. Die Gräfin fand es jedoch jetzt für gut, dies durch verschiedene Geschäfte und Aufträge im Hause zu unterbrechen; — Clara bekam beständig mit Boden, Küche und Keller zu thun und ward beständig in ihrer sitzenden Ruhe gestört. Diese zeigte indeß keine Spur von Unzufriedenheit, sie that Alles, was man foderte, willig und wohl, und saß die Nächte auf und nähte. Indessen verrieth ihr Aussehen eine Niedergeschlagenheit, welche Fräulein Greta ein wenig erquickte, denn sie fand wenigstens einen Schimmer von Gefühl, wo sie vorher nur Leblosigkeit erblickt hatte, und sie gönnte Clara gern ein wenig Kummer für allen Verdruß, den diese ihr selbst verursacht hatte.

Immer drohendere Wolken sammelten sich um die stille Clara und drohten bald ihre ganz irdische Wohlfahrt zu ertränken. Die Gräfin fand ihr Betragen so sonderbar, daß sie einige geheime, ja vielleicht weniger reine Beweggründe dazu zu argwöhnen anfing. Die Gräfin war lange einer Art Spionirsystem ergeben gewesen — von allen Systemen gewiß das schlechteste, besonders wenn es im Hause angewandt wird — und dies wandte sie jetzt bei Clara an und suchte auch Fräulein Greta zu bewegen, darauf einzugehen; diese antwortete aber kurz und gut, „daß sie sich mit dergleichen nie befasse."

Die Gräfin ließ jetzt durch ihre Kammerjungfer alle Handlungen Clara's bewachen und ausforschen und fand bald unter diesen starke Veranlassungen zu schwerem Verdachte. Ein oder zwei Male in der Woche pflegte Clara ganz allein auszugehen, und kam dann gewöhnlich nach einer kleinen Stunde wieder, ohne jemals Jemanden zu sagen, wo sie gewesen, oder nur zu erwähnen, daß sie

abwesend gewesen wäre. Man merkte auch, daß die kleinen Geschenke, welche sie von Zeit zu Zeit von ihrer Gönnerin erhielt, bald verschwanden. Vergebens ward sie daran erinnert, ihr Halsband, ihre Armbänder zu tragen; Clara blieb ungeschmückt und gestand bei näherer Nachfrage mit Thränen in den Augen, daß sie dieselben nicht mehr hätte, weigerte sich aber zu sagen, was aus ihnen geworden wäre. Auf diese Entdeckungen begann die Gräfin die weitläufigsten Vermuthungen zu bauen, welche sie Fräulein Greta mittheilte und welche ihr Veranlassung gaben, die Hand schwer auf Clara's Leben zu legen.

Wir haben gesagt, daß die Gräfin bei einer hohen ästhetischen Bildung doch der Schönheit des Herzens — der Güte entbehrte; wir können hinzufügen, daß sie bis zur moralischen Grausamkeit gegen Personen hart sein konnte, welche es nicht verstanden ihr zu gefallen, oder gegen welche sie einen Groll gefaßt hatte. Ihr Verlangen, beständig eine Rolle zu spielen und überall die Herrschende zu sein, machte sie oft auch Denen unerträglich, welche ihre vielen schönen Gaben bewunderten, und die Person, welche ganz von ihr abhing und nicht so glücklich war, sich ihr Wohlgefallen zu erwerben, war sehr zu beklagen. Clara empfand bald das ganze Gewicht eines Despotismus, der unter den gebildetsten Formen doch unbarmherzig zu unterdrücken verstand. Daß sie zugleich die Kammerjungfer und Haushälterin der Gräfin ward, daß sie einen Kopfputz nach dem andern verfertigen und ändern mußte, daß sie beständig aus der Küche in die Vorrathskammer, aus der Vorrathskammer in die Küche laufen mußte, um stets wechselnde Befehle ausführen zu lassen: das war noch nichts — aber nie einen freundlichen Blick zu erhalten, beständigen Sticheleien und offenem Mistrauen auch in dem Geringsten ausgesetzt zu sein, das war schmerzlich, das that weh. Dennoch ertrug Clara Alles mit beispielloser Geduld, und in den Stunden, die sie frei hatte, war sie desto eifriger mit ihrer Näherei beschäftigt. Fräulein Greta

wußte nicht mehr, ob sie sich über sie ärgern, oder sie bewundern sollte. Wirklich misvergnügt war Fräulein Greta mit Clara's geheimnißvoller Handlungsweise und glaubte mit Recht, daß hinter derselben wahrscheinlich ein weniger reines Betragen verborgen läge.

Prüfung.

„Daß mir sind Vater und Mutter todt,
Mag ich beklagen mit Schmerz;
Doch Gott, der Allen hilft aus der Noth,
Er kennt auch am besten mein Herz.“
Schwedisches Volkslied.

Es war ein frischer Herbstmorgen — ein solcher, dessen prächtige Sonne und klare Luft zu Unternehmungen Lust und Hoffnung auf Erfolg gibt. Clara's beide Liebhaber erfuhren dessen Einfluß, standen mit denselben Gedanken auf und gingen in derselben Absicht aus. Gemessen und würdevoll wie die Aristokratie, und außerdem besorgt sich zu echauffiren, schritt Baron H. langsam dahin, die eine Hand auf dem Rücken, die andere auf dem Goldknopfe des Stockes ruhend. Rasch und vorstrebend wie die Industrie, und noch nicht von überflüssiger Fettigkeit beschwert, eilte Herr Fredriks nach demselben Ziele hin wie Baron H., aber auf einem andern Wege, und gelangte vor ihm zur Wohnung ihrer gemeinsamen Geliebten.

Die Gräfin empfing ihn in ihrer gewöhnlichen Gesellschaftsstube, wo sie einige neue Bücher durchmusterte. Am Fenster in demselben Zimmer saß die stille Clara und — nähte. Zu ihr lenkte Herr Fredriks nach den ersten Begrüßungen seine Schritte und ihr brachte er ganz plötzlich seinen Wunsch vor, sie seine Gattin nennen zu dürfen. Mit zitternder Stimme, aber ebenso bestimmt als achtungsvoll, schlug Clara dies Anerbieten aus, und der junge Mann

war im Begriff, sich niedergeschlagen zurückzuziehen, als die Gräfin aufstand, ihn ersuchte, sich nicht zu übereilen, sagte, sie sei gewiß, daß Clara sich noch eines Besseren besinnen würde, und sich das Vergnügen ausbat, ihn am folgenden Tage zu Mittag bei sich zu sehen. Nach kurzem Zögern und einem vergeblichen Versuche, etwas in Clara's niedergeschlagenen Augen zu lesen, nahm Herr Fredriks die Einladung an und entfernte sich. Die Gräfin warf Clara einen drohenden Blick zu, während sie zu ihren Büchern zurückging. — Jetzt kam Baron H. und dieselbe Scene wie kurz vorher ward wiederholt, außer daß Clara in ihre abschlägige Antwort an den Baron etwas mehr Zärtlichkeit legte und dieser nicht im Geringsten niedergeschlagen schien; — im Gegentheil, als die Gräfin ihn bat, mit einem jungen Mädchen Geduld zu haben, das nicht wüßte, was es wollte, und wol bald auf vernünftige Gedanken kommen würde, antwortete er, er wolle alle mögliche Geduld von der Welt haben und Clara nicht eher beim Worte nehmen, als bis sie ihm ihr „Ja!" gäbe. Die Gräfin lud ihn einen Tag später als Herrn Fredriks zu Mittag ein. Durch diese Einladungen beabsichtigte sie Clara zu zwingen, sich für einen der beiden Freier zu entscheiden.

Die Gräfin war, zu Clara's großer Erleichterung, den größten Theil des Tages abwesend. Am Abend kam sie von einem Mittag im Schlosse nach Hause; Fräulein Greta kam beinahe zu derselben Zeit, um den übrigen Theil des Abends bei ihr zuzubringen, und nach Clara ward geschickt, damit sie sich ohne Verzug im Schlafgemach der Gräfin einfinde. Clara empfand bei dieser Botschaft eine ungewöhnliche Niedergeschlagenheit und ihre Knie zitterten, während sie durch die Zimmer ging, die zu dem der Gräfin führten. Während der langen Unterredungen, die sie bisher mit der Gräfin gehabt hatte und bei denen sie mehrentheils eine stumme Rolle spielte, hatte Clara die Gewohnheit gehabt, einen kleinen goldenen Ring

den sie an dem Ringfinger der rechten Hand trug, beständig an diesem Finger hin und her zu schieben. Fräulein Greta hatte einige Male mit stillem Aerger dieses einförmige Manoeuvre betrachtet und war jetzt begierig zu erfahren, ob sie während der bevorstehenden Unterredung eine Wiederholung davon sehen würde. Sie setzte sich bequem in den Lehnstuhl, indem sie, mit einem Bande von den Memoiren der Herzogin von Abrantes (welche Fräulein Greta schlechtweg nur die Abrantes nannte) in der Hand, sich bereit hielt, ihre ganze Aufmerksamkeit auf Clara zu richten und jedes Wort und jede Bewegung an dieser „Holzfigur" zu beobachten. Da Fräulein Greta Clara so unbeschreiblich unangenehm und beinahe unleidlich fand, und sie bei sich „ein langweiliges Mädchen mit einem schlechten Geheimnisse" genannt hatte, so ist schwer einzusehen, was für ein großes Interesse sie an der bevorstehenden Prüfung finden konnte. Sie gab sich selbst keine Rechenschaft hierüber; aber gewiß ist, daß sie dieses Interesse in hohem Grade hatte und mit Ungeduld Clara's Ankunft erwartete. Die Gräfin saß an ihrer Toilette, noch in dem Hofkleide, das sie an der königlichen Tafel angehabt hatte. Wir können nicht unterlassen, die Anmerkungen zu erwähnen, welche Fräulein Greta, während sie über den Einband „der Abrantes" hinwegguckte, in petto über ihre Cousine machte.

„Nun! Da haben wir Natalie, die sich wichtig macht, das rechte Bein ausstreckt .... den linken Ellbogen auf den Tisch stützt .... Alles, um sich Attitüde zu geben! Die Perlen legt sie wieder um .... wendet sich zur Hälfte gegen die Thür ... denkt, wie Semiramis auszusehen — damit die arme Clara wie Esther, als sie zum Ahasverus hereintrat, verblüfft und verblendet werden und in Ohnmacht fallen möge. Natalie will sie zerschmettern! Es wird ein Vergnügen sein, zu sehen, wie es ihr gelingt!"

In der That war die Haltung und das Aussehen der Gräfin in hohem Grade imponirend, aber vielleicht machte dies in diesem Augenblicke weniger Wirkung auf Clara,

als der durchdringende Blick, den Fräulein Greta auf sie heftete. Indessen fiel sie nicht in Ohnmacht; und was sie auch empfand, so gab sie nicht viel davon in ihrem Aeußern zu erkennen. Sie war etwas blaß, aber ihr Wesen war ruhig; das Linon-Halstuch mit den breiten Säumen saß schlecht auf ihrem Halse und bildete seine gewöhnlichen Ecken. „Die ewige Fraise“ war steif und weich wie immer. Fräulein Greta seufzte.

Die Gräfin gebot Clara kalt, sich zu setzen, und hielt jetzt eine der gewöhnlichen Reden. Sie stellte ihr die beiden ehrenden Anerbietungen, die ihr gemacht worden, vor, entwickelte die Vortheile beider, sagte ihre Ansicht von Clara's Stellung, von den Pflichten, die sie (die Gräfin) gegen Clara erfüllen zu müssen glaubte, schätzte sich glücklich, dazu beitragen zu können, sie auf eine anständige Weise zu versorgen, und machte es ihr zur Pflicht, eine der beiden angebotenen Partien anzunehmen.

Sie sprach gut und mit ungewöhnlichem Ernste und Nachdruck. Aber auf diese beredte und etwas lange Rede hatte Clara nur ihre alte Antwort. Sie war für die Anerbietungen der beiden Herren dankbar, konnte aber ihre Erkenntlichkeit nicht auf eine andere Weise bezeigen. Sie wollte nicht heirathen. Sie wünschte unverheirathet zu leben.

Fräulein Greta nahm ihre Lorgnette hervor, um Clara bei dieser ihrer Erklärung genauer zu betrachten. Sie fand die Idee, zwei vortheilhafte Anerbietungen standhaft auszuschlagen, denn doch ganz eigen von einem armen Mädchen.

Die Gräfin hingegen erröthete vor Aerger und fragte kalt:

„Darf man fragen, was Clara für Plane für die Zukunft hat?“

„Ich kann es jetzt nicht sagen,“ antwortete Clara mit einem Seufzer, „aber bald hoffe ich es zu können.“

„Fräulein Clara handelt ganz selbständig! .... und scheint mich, meine Rathschläge und meinen Beifall für

nichts zu rechnen. Clara, ich muß dich darin erinnern, daß dein Vater dich in meine Hände, unter meine Obhut gab."

„Ich hab' es nicht vergessen!" sagte Clara mit einer Stimme, die zitternd klang.

„Ich muß hinzufügen," fuhr die Gräfin fort, „daß ich in Folge dessen glaube Rechte über dich zu haben ...."

„Ich erkenne sie an," sagte Clara. „Ich bin Ihnen für die viele Güte dankbar, die sie mir erwiesen haben. Ich will aufmerksam und gehorsam sein ..... aber, ach! reden Sie nicht von den Heirathen!"

„Sie ist wahrhaftig interessant!" dachte Fräulein Greta und die Abrantes fiel ihr aus der Hand.

„Clara," sagte die Gräfin, „dein Betragen ist zu sonderbar, als daß es ohne Anmerkungen, ohne Tadel bleiben könnte. Du bist ein armes Mädchen, ohne die geringste Aussicht für deine Zukunft! ...."

„Gott gibt den Vögeln ihre Speise; — er wird mich nicht vergessen!"

Fräulein Greta nahm ihr Taschentuch und sah nicht, daß die Abrantes auf den Boden hinabglitt.

„Das ist ganz gut," sagte die Gräfin ironisch; „aber die gottesfürchtige Erwartung, gekleidet und gespeist zu werden, ohne daß man selbst etwas dazu thut, macht gewöhnlich, daß man Verwandten und Freunden zur Last liegt. Doch laß diesen Gedanken dich nicht beunruhigen, Clara; ich werde nie mit Misvergnügen eine Tochter meines alten Freundes unter meinem Dache sehen. Ich würde jetzt auch nicht so eifrig auf eine Heirath dringen, die dir so zuwider ist, wenn ich nicht fürchtete, daß hinter deiner unverständigen Weigerung andere — vielleicht weniger anständige Plane verborgen liegen. Clara, ich muß es rein heraussagen, man hat dich bewacht und dein Betragen gibt zu ernstem Verdacht Veranlassung."

Fräulein Greta dachte, daß Clara sagen würde: „Mag es so sein." Aber sie sagte nicht so. Sie ward bald roth

bald blaß, stand auf, setzte sich wieder und verblieb endlich stehend.

Die Gräfin fuhr mit vieler Kälte und Strenge fort: „Du hast verschiedene Sachen von Werth erhalten, seitdem du in mein Haus gekommen bist. Sie sind verschwunden; wohin, weiß Niemand. Du gehst oft des Abends in der Dämmerung aus — Clara, ich verlange, ich fodere hierüber Erklärung!"

Clara stand stumm und bleich da.

„Dein Vater," fuhr die Gräfin fort, „hat dich meiner Obhut, meiner Aufsicht anvertraut; — in seinem Namen fodere ich Rechenschaft von dir!"

„Ich kann sie jetzt nicht geben!" erwiderte Clara mit leiser Stimme, aber mit etwas mehr Fassung.

„Nicht jetzt?" sagte die Gräfin scharf, — „wann denn?"

„Ich weiß nicht!" antwortete Clara beklommen, und als wüßte sie nicht recht, was sie sagte, „ich glaube ..... ich weiß nicht ....."

„Du mußt wissen und sollst antworten — wann?"

Clara warf einen ausdrucksvollen Blick gegen den Himmel, als wollte sie sagen: „Dort!"

„Das sind Ausflüchte, Clara, die ich nicht annehme!" sagte die Gräfin mit Härte. „Ich muß denn erklären, daß die Pflichten, die ich gegen mich selbst und gegen deinen seligen Vater zu beobachten habe, mich zwingen, eine Freiheit, die du misbrauchst, einzuschränken. Von diesem Tage an bleibst du auf deinem Zimmer, bis du eine der achtungswerthen Anerbietungen, die dir gemacht werden, angenommen hast, oder auch, bis du volle und genügende Erklärung über dein unpassendes Betragen lieferst."

Fräulein Greta nahm wieder ihre Lorgnette, um Clara zu betrachten. Clara stand still da, die Arme über einander gelegt — nicht gekreuzt, sie war ungewöhnlich bleich; in den Augen schimmerten Thränen, aber doch war der

Ausdruck in ihrem Gesichte vollkommen ruhig, vollkommen fromm; — Fräulein Greta erinnerte sich des Wortes „heilig." Sie fühlte, daß sie hier dazwischen treten müßte, und sie wandte sich an die Gräfin, indem sie mit Ernst und etwas Heftigkeit sagte:

„Meine liebe Natalie, das ist weder milde noch gerecht. Wir haben keine Beweise, daß Clara's Promenaden irgend einem Gebote zuwider sind, und so lange wir dies nicht bestimmt wissen, haben wir kein Recht, sie dafür einzuschließen. Jemanden zu beschuldigen, der unschuldig sein kann, und Jemanden ohne Beweise seines Verbrechens bestrafen zu wollen, ist Etwas, was ich nicht dulden kann und was nicht geschehen wird!"

Man dürfte sich über Fräulein Greta's imperatorischen Ton in einer Angelegenheit verwundern, welche sie eigentlich nichts anging. Aber Fräulein Greta war schon lange daran gewöhnt, in ihrer Familie ihren ausgesprochenen Willen ebenso vielgeltend zu finden, wie in der Vorzeit ein Gesetz von Solon oder Moses, und sie fand dies ganz in der Ordnung.

In demselben bestimmten Tone fuhr Fräulein Greta fort: „Wenn Clara übrigens Schmucksachen, die sie zum Geschenk erhalten hat, wieder verschenkt, oder sich deren auf eine andere Weise entledigt, so sehe ich auch nicht ein, daß sie damit etwas Gesetzwidriges begeht, oder Etwas, was Landesverweisung verdiente. Was ich glaube, das man mit Recht von Clara fodern könne, ist, daß sie ihre Promenaden einstellt, wenigstens bis sie eine genügende Erklärung darüber geben kann. Clara, willigen Sie hierin ein?"

Nach augenblicklichem Bedenken antwortete Clara: „Ja!"

„Nun wolan!" fuhr Fräulein Greta fort, „dann glaube ich, daß Clara des Einsperrens überhoben sein kann. Wir haben überdies, dächte ich, neulich Cholera und Quarantaine-Anstalt genug gehabt, sodaß man die

Sorte satt haben kann. Was die beiden Freier betrifft, so kann ich nicht läugnen, daß ich finde, Clara handle wie eine thörichte Jungfrau. Aber man ist doch in aller Welt nicht mit Gewalt gezwungen, zu heirathen; und man kann doch selig werden, — ich meine, Paulus sagt so. Das Beste und Sicherste ist, daß Clara sich in der Sache nicht übereilt, sondern sich gute Bedenkzeit nimmt. Beste Natalie! Gewähre Clara eine Bedenkzeit von drei Monaten. Die guten Herren können auf eine gute Frau wol etwas warten. Baron H. sieht mir darnach aus, für Clara so lange dienen zu können, wie einst Jakob für Rahel. Kurz und gut; wir setzen den Friedenscontract so auf: Clara steht von ihren Promenaden ab und wird dagegen während dreier Monate davon befreit, mit Heirathen geplagt zu werden! Wollen die Parteien unterschreiben?"

Clara sah ihre Beschützerin mit einem Blicke an — Fräulein Greta ward es dabei ganz warm ums Herz, wie sie es früher nie so gefühlt hatte.

Mit einer Mischung von Unzufriedenheit und Nachgiebigkeit sagte die Gräfin:

„Du bist zu gut gegen Clara; sie verdient es nicht. Indessen will ich auf dein Begehren diese Bedenkzeit bewilligen. Ich zweifle nur daran, daß die beiden Herren es der Mühe werth halten, so lange zu warten."

„Ich übernehme es, sie dazu zu überreden," sagte Fräulein Greta.

In diesem Augenblick ward gemeldet, daß Visiten im Salon wären. Die Gräfin stand majestätisch auf und ging hinaus, ohne einen Blick auf Clara zu werfen. Fräulein Greta ging zu ihr hin, nahm ihre Hand und sagte mit Ernst und Güte:

„Beste Clara! Unter uns gesagt, haben Sie ebenso thöricht als unvorsichtig gehandelt; und haben Sie — wie ich vermuthe — einen dritten Bräutigam hinter diesen Promenaden stecken, so rathe ich Ihnen, ihn so bald wie

möglich hervorzunehmen und die anderen Herren abmarschiren zu lassen. Reines Spiel, Clara, und etwas gesunde Vernunft gibt ein gutes Gewissen vor Gott wie vor Menschen!“

Hierbei drückte sie Clara's Hand nachdrücklich und verließ sie. Clara bedeckte ihre Augen mit der Hand: „Mutter, Mutter! Was kostest du mir!“ seufzte sie in stillem Schmerze.

Von diesem Tage erhielt Clara ein weit höheres Interesse bei Fräulein Greta. Die Gründe hierzu waren dreifach. Fräulein Greta fand Clara ganz eigen. Fräulein Greta wünschte ihrem Geheimnisse auf den Grund zu kommen; Clara war Fräulein Greta's Schützling. Sie suchte sich jetzt ernstlich Clara zu nähern, um sie zu ergründen und ihr nützlich sein zu können. Sie näherte sich Clara sowol herzlich als munter; aber ach! die interessante Clara war mit dem merkwürdigen Abend ganz verschwunden! Die dumme, stumme saß jetzt wieder da und nähte, oder sie beschäftigte sich mit Wirthschaftsrechnungen, oder mit den Toilette-Artikeln der Gräfin; Alles mit einer Aufmerksamkeit und Schweigsamkeit, die Einen zur Verzweiflung bringen konnten. Zwar hatte Clara in ihren Gesichtszügen Etwas, was von Erkenntlichkeit für Fräulein Greta zeugte, aber ihre Rede und Antwort blieb lakonisch wie früher.

Jetzt war Fräulein Greta ernstlich verletzt, sowol in ihren Gefühlen, als in ihrem Hochmuthe; denn wir müssen bekennen, daß sie auch davon etwas besaß. Daß eine so unbedeutende Person wie Clara so wenig die Freundschaftsbezeigungen einer Person von Fräulein Greta's Charakter und Geist zu schätzen wußte — Freundschaftsbezeigungen, die von ihrer Seite ganz selten waren — das war nicht leicht zu ertragen; überdies hatte sie nicht mit der Gräfin, mit den drei wilden Brüdern gesprochen und sie zu drei Monaten Ruhe vermocht? Hatte sie nicht mit den Freiern gesprochen und sie zu dreimonatlicher Geduld vermocht?

Hatte sie nicht Clara von Verfolgung und Einsperrung errettet? Es that ihr wirklich leid, zu sehen, daß sie Derjenigen so wenig wäre, für welche sie so viel gethan hatte.

Fräulein Greta zog sich jetzt aus Stolz von Clara zurück und beschloß bei sich, sich nicht weiter mit ihr zu befassen. Aber o Pein! Gerade jetzt konnte sie weniger als je unterlassen, an Clara zu denken, sich über sie zu verwundern, ja sie zu beneiden! Denn für Fräulein Greta konnte es nicht länger unbemerkt bleiben, daß Clara, ungeachtet ihrer Stille und Stummheit, doch in sich ein volles und reiches Leben trug. Ihr Blick gab besonders davon Zeugniß. Fräulein Greta wunderte sich über eine solche Fülle in einem so eintönigen Aeußern, einem so einförmigen Leben; während sie selbst, mit Allem, was Welt und Glück verleihen können, begabt und in der bewegungsvollen Welt lebend, oft — besonders in letzterer Zeit — eine Leere empfand und nicht wußte, wie sie auszufüllen wäre. Und was war es wol bei der armen Clara, was machte, daß sie so an sich genug hatte, daß sie so wenig von den beständigen Ordres und Contreordres der Gräfin zu leiden schien, daß sie den gewöhnlichen Vergnügungen der Jugend so ruhig entsagte und es zu einem Wochenfeste zu machen schien, jeden Sonntag in die Kirche zu gehen? Was war es, was sie so mild für alle Andere machte, während sie selbst ein Leben von Entbehrungen lebte? Zweifel und Fragen allerlei Art stellten sich bei Fräulein Greta ein und redeten so: „Was ist es, was Vergnügen im Leben gibt? Wonach muß man eigentlich streben, um in Heiterkeit zu leben? Natalie hat Schönheit, Talente, Reichthum und Bewunderung vollauf. Dieses arme und verwahrloste Mädchen hat etwas mehr als alles Dies. Ich selbst habe von den Gütern dieser Welt, so viel ich will, und außerdem Gesundheit, gute Laune, meine geraden Glieder, Vernunft und alle meine Sinne, die Fähigkeit zu scherzen und zu lachen —, und dennoch glaube ich dieser Armen und Schweigsamen ansehen

zu können, daß sie nicht mit mir tauschen möchte. Ich verzeihe ihr dies; — denn mit Allem, was ich von der Welt habe, finde ich die Welt doch gerade nicht so sehr angenehm. Vielleicht glaubt Clara auch, daß ich nothdürftiger lebe als sie! Aber sie, welche so reich von Nichts ist — was hat sie denn, was ist sie denn?" Clara war Fräulein Greta's Plage.

Es ist Zeit, daß wir uns nicht ganz und gar bei Fräulein Greta vergessen, sondern uns etwas näher umsehen beim

Präsident.

„Wie geht's?"
„Wie geht's?"
Bekannte.

Und es ist in der That Zeit, daß wir den glücklichen, neuvermählten Mann besuchen und ihn fragen: „Wie geht's?"

„Excellent!" würde Se. Excellenz geantwortet haben; aber dahinter würde die Wahrheit geflüstert haben: „Gerade nicht so ganz gut!"

Dies verhielt sich so: Der Präsident war in seine Frau verliebt, fand sich aber in seinen Gewohnheiten, seinen Bequemlichkeiten, seiner Lebensweise in einem Grade gestört, daß es sowol auf seine Gesundheit als seine Launen einwirkte. Seine schöne Gräfin war eine bezaubernde Wirthin, eine ganz artige Frau; aber eine aufmerksame und fürsorgende Gattin war sie nicht. Auf sie sollte man seine Aufmerksamkeit wenden; sie sollte gewartet, gefragt, geachtet, belustigt, gehuldigt und begleitet werden. Der Präsident kam außer Athem, aber er war verliebt, er hatte Lebensart; sie nannte ihn: „Mein Herz, mein Engel!" strich seine Wange mit ihrer weißen Hand — und er war entzückt, wenn auch nicht glücklich. Ach, Cupido, Cupido!

Aber diese Liebe und dieser heimliche Mismuth und ein Gefühl, daß er unklug gehandelt habe, machten den

Präsidenten in sich selbst verstimmt und erweckten in ihm eine gewisse Scheu vor Edla. Er schämte sich vor der hohen Tochter wegen dieser Gefühle; er scheute ihren Blick und wich ihrer Gesellschaft aus — und zwar um so sorgfältiger, als er fühlte, daß er ihr durch eine Kälte und eine Zurückhaltung wehe that, die Niemand weniger als sie verdient hatte. Edla sah dieses Ausweichen und ehrte den Willen des Vaters, obgleich es sie schmerzte. Auch sie suchte ihn nicht, denn auch sie war durch die im Hause eingetretene Veränderung nicht glücklich — und konnte ihrem Vater noch kein frohes Wort darüber sagen.

Der Gräfin vornehmste Beschäftigung war Nina. Als eine feine Kennerin verstand sie Nina's vollkommene und entzückende Schönheit vollkommen zu schätzen. Sie war ganz und gar davon eingenommen und bedurfte ihres Anblicks, wie der Künstler seines Ideales bedarf. Sie wandte alle ihre Kunst, alles wirklich Bezaubernde, welches in ihrem Wesen und in ihren Geistesgaben lag, an, um Nina für sich einzunehmen und sie an sich zu fesseln. Sie gab ihr Unterricht auf der Harfe, im Gesange, im Italienischen, liebkoste sie und schmeichelte ihr. Die schöne Nina wurde fast von ihr angebetet, während die unbegabte Clara nur kalte Blicke und Befehle von ihr erhielt. Aber nicht genug, daß sie selbst Nina alle ihre Aufmerksamkeit widmete, wollte sie auch die aller Anderen an sie fesseln. Das ging leicht. Wer wird nicht von der Schönheit und Anmuth entzückt? Wer betrachtet das schöne Antlitz und ahnet nicht einen Gedanken von Gott? — Ein Kreis von Bewunderern schloß sich um Nina, aber sie waren ehrfurchtsvoll. Es lag in Nina etwas Ueberirdisches, welches mehr Anbetung gebot, als daß es zur Liebe einlud. Bald traten die Künstler um sie auf mit Pinseln und Meißeln, theils von der Gräfin dazu aufgefodert, theils von eigenem Schönheitssinne getrieben. Södermark wollte ihr Portrait in Oelfarben, Professor Way sie in Miniatur malen, Demoiselle Röhl sie in schwarzer Kreide zeichnen;

Fogelberg wollte ihre Büste in Marmor anfertigen und ihre Hand modelliren; auch an Wachspoussirern und Silhouettenverfertigern fehlte es nicht, welche, Jeder in seiner Kunst, die schönen Züge, den beispiellos schönen Kopf wiedergeben wollten.

Nina sah sich nicht ohne Vergnügen als Gegenstand aller dieser Zärtlichkeit, aller dieser Huldigung; aber ihr Wesen trat nicht aus der Wolke hervor, welche sie mit magischer Dämmerung umgab. Sie verblieb ruhig und hoch und schwebte im Leben dahin, mehr einem idealischen Wesen, einem Traume von besseren Tagen, als einem lebenden Individuum ähnlich. Nina's Leben während dieser Zeit glich dem schönen Bilde vom Triumphe der Galathea.

Auf ihrem Wagen, von den Wellen getragen, von Delphinen gezogen, ruht sorglos die junge Göttin. Najaden und Tritonen, Spiele und Scherze tanzen auf den schäumenden Wogen um sie her. Liebesgötter bestreuen sie mit Blumen und selbst die Winde scheinen nur zu athmen, um ihr zu schmeicheln und zu huldigen. Sie läßt sie tanzen, läßt sie streuen, läßt die Winde mit ihrem Haare spielen und schaut sorglos dahin und träumt und lächelt. Aber diese liebliche Ruhe, diese ungesuchte, gleichsam angeborene Göttinnen-Manier, Huldigungen zu empfangen und dabei wie aus Wolken mild und gleichgültig über die unruhige Welt zu blicken, das war bei Nina etwas Eignes und Bezauberndes. Reizender war sie vielleicht noch, wenn eine stille Wehmuth sie ganz und gar aus dem Bewußtsein ihrer glänzenden Umgebung zu reißen schien, um sie in nächtliche Gegenden zu führen, wohin Niemands Gedanke ihr folgte. Es lagerte sich dann eine Blässe auf ihr Antlitz, als wäre der Tod schnell an ihr vorübergegangen und hätte sie mit seinen Schwingen angeweht. Jedoch begann jetzt öfter als gewöhnlich eine sanfte Röthe ihre Wange zu beleben und ihre Gesundheit schien unter dem beweglichen, wechselvollen Leben, das sie führte, zu erstarken.

Graf Ludwig war oft um Nina, aber weniger in der Eigenschaft eines Liebhabers, als Eines, der ruhig sein Eigenthum bewacht.

Fräulein Greta war des Prunkens mit Nina, ihrer Portraits und ihres Unterrichts auf der Harfe überdrüssig. Zuweilen scherzte sie hierüber in ihrer gewöhnlichen lustigen Weise. Zuweilen machte sie ihrem Mismuthe hierüber, sowie über Clara's Einsylbigkeit Luft und erleichterte ihr Herz in Gesprächen mit Baron H., welcher jetzt die einzige Person war, mit der sie ein vernünftiges Wort reden zu können glaubte. Filius befand sich besser dabei.

Edla sah nicht mit Ruhe den eitlen Triumph ihres Lieblings. Sie hatte gewünscht, daß die Blume, welche sie unter dem Schutze der Stille und milder Schatten gepflegt und aufgezogen hatte, nur allmälig und mit Vorsicht in eine andere Atmosphäre hinausgeführt werden möchte, — und jetzt sah sie dieselbe plötzlich unter die Strahlen der Mittagssonne versetzt. Anfangs erhob sie Vorstellungen dagegen; aber der Präsident, schwach gegen den Willen seiner Frau, foderte ausdrücklich, daß Nina bei ihr sein und sie begleiten möchte, so oft die Gräfin es wünschte. Dies war immer der Fall. Um ihr Pflegekind nicht aus dem Gesichte zu verlieren, blieb für Edla nichts weiter übrig, als ihr zu folgen und mit in die Gesellschaften zu gehen, wo Nina war. Dies ward aber der Gräfin beschwerlich und war für Edla nicht wohlthuend. Sie verließ ihr geliebtes, stilles Leben — wegen Gesellschaften, wo sie sich nicht auf ihrem Platze fühlte und wo sie leicht das Ansehen eines finstern Argus über Nina erhielt. Die Gräfin ließ Edla bald fühlen, daß sie sie überflüssig fände, und that Alles, was sie konnte, um sie durch eine Menge kleiner Demüthigungen und kleiner Unannehmlichkeiten aus ihrem hellen Salon wegzuscheuchen. Edla war zu hochsinnig, zu einfach in ihrer Seele, um diese Mückenstiche schmerzlich zu empfinden; aber sie sah sich unnütz für Nina und zuweilen — so schien es ihr — von ihr übersehen,

und dies that ihr weh. Auch in anderen Hinsichten war Edla von ihrer Stiefmutter in ihrem Leben gestört. Durch unmerkliche, aber geschickte Manoeuvres ging ihr allmälig alle Gewalt und alle Bedeutung im Hause verloren. Die alten, treuen Dienstleute wurden verabschiedet oder außer Wirksamkeit gesetzt. Neue Diener kamen, welche in allen Dingen nur den Vorschriften der neuen Herrin folgten, und Edla fand sich täglich immer mehr, sowol im väterlichen Hause als im Gesellschaftsleben, zur Null gemacht. Sie sah die Zeit kommen, wo sie dort nur wie ein Schatten dastehen würde; sie zog sich daher im voraus schweigend auf ihr einsames Zimmer zurück und erschien seitdem in Gesellschaften nur bei den Mahlzeiten, aber dann immer ruhig und freundlich. Holde Leserin, die du leicht einsiehst, wie ein solches Wegdrängen im Hause peinlich empfunden werden, wie leicht es Herz und Gemüth erbittern kann — o sage, war die Lehre nicht gut und erhaben, wodurch Edla dies so still und mild ertragen lernte?! In ihrer Einsamkeit fand Edla einen freieren Gesellschaftskreis, ein schöneres Leben, als sie verlassen hatte; sie würde dort glücklich gewesen sein, wenn sie nicht ihren geliebten Zögling und ihre tägliche Gesellschaft vermißt hätte. Aber sie hütete sich wohl, sich etwas davon merken zu lassen, da sie sah, daß das zerstreute Leben, welches Nina führte, ihre Gesundheit eher stärkte als schwächte, und sie zu finden glaubte, daß dies neue Leben Nina Vergnügen mache. Edla befragte Nina deshalb und diese bekannte mit ihrer gewöhnlichen Wahrhaftigkeit, daß dem so wäre. „Es ist ja so angenehm," fügte sie hinzu, „gern gesehen und geliebt zu sein!"

Edla barg diese Worte in ihrem Herzen; sie thaten dort weh. „Liebe ich sie nicht," dachte sie, „weil ich ihr nicht kindisch schmeichle, weil ich sie nicht liebkose, nicht verderbe? Ich, die ich mein Leben für sie hingeben wollte?" Edla glaubte sich von Nina verkannt. Sie ward schweigender und zurückhaltender; — Nina hielt Edla für recht

kalt; zwischen den beiden Schwestern lagerte es sich wie eine Wolke. Jede von ihnen trug deshalb eine verborgene Thräne in ihrer Seele. Weshalb konnten sie nicht fließen, weshalb konnten sie nicht verrathen, was die Zunge auszusprechen sich weigerte? Das, was zuweilen — wenigstens für einige Zeit — die besten Freunde von einander entfernen kann, gleicht einer Hexerei, von irgend einem bösen Geiste hervorgerufen. Man sieht einander, aber man kann sich nicht treffen; ein unübersteigliches, unsichtbares Hinderniß ist da; man fühlt es, man leidet und weicht einander aus; — oft zweifelt man daran, ob der Andere auch wirklich derselbe sei wie früher. Da bedarf es oft nur einer unbedeutenden Ursache, eines kleinen Wortes, um einen Bruch zuwege zu bringen, den keine Zärtlichkeit, keine Rückkehr mehr vollkommen ausmerzen kann. So lange bluten Wunden, welche das Mistrauen schlägt!

Und dennoch — laßt mich hier einen Ausflug machen, denn ich muß meinem Herzen in dieser Sache Luft machen! Ich möchte nämlich gegen Das, was ich soeben in blindem Zuge des Schreibens angedeutet habe, protestiren. Nein, ich glaube es nicht! Die besten Freunde, die wahren Freunde trennen sich nicht.

Es gibt Menschen, deren Worte wie Frostthau auf die Erde fallen und alles Schöne und Blühende verwelken lassen. Sie sprechen ungefähr so: „Alles ist unter der Sonne vergänglich. Es klingt groß, es sieht prächtig aus, aber man soll sich auf Menschen nicht verlassen. Das, was im Anfange so heiß ist, kühlt desto schneller ab. Das Exaltirte nimmt wohl ab, sonst führt es zu lauter Tollheiten. Das Alltägliche ist das Beste und Sicherste, u. s. w.“ Und nun kommen Geschichten und Anekdoten aus dem wirklichen Leben, welche alles Dies beweisen sollen; welche Enthusiasmus zur Thorheit, Liebe und Freundschaft zu flüchtigem Rausche oder zu eigennützigen Associationen brandmarken; welche den Menschen zur Null und das Leben zu Spülwasser machen. Und freilich kann es so sein,

freilich hat auch das Leben eine solche reizlose, trockene und dürftige Seite; freilich verzehrt auf der Schaubühne des Lebens die Motte manchen Purpurmantel; freilich vergeht in dem großen Drama, das dort aufgeführt wird, manche Flamme in Rauch, und was wie ein Juwel aussieht, erweist sich bei näherer Prüfung nur als ein geschliffenes Glasstück, und Vieles, was lebendig zu sein scheint, ist in der That todt. Aber wie? Weil ein Sumpf eintrocknet, gibt es keine sprudelnde Quelle? Weil ein Meteor, eine Straßenlaterne auslöschen kann, gibt es keine ewige Sonnen, keine himmlische, heilige Sterne? Gott sei innerlich gelobt, es gibt deren; sie leuchten, sie wärmen uns in alle Ewigkeit! Und wären diese unsterblichen Klarheiten des Lebens und des Herzens, diese Leben im Leben, wären sie nicht, was lohnte es sich dann der Mühe, zu leben?

Es gibt bittere Erfahrungen — wer kann alle ihre Bitterkeit aussprechen! — wo der Freund, den wir für die Ewigkeit für den unserigen hielten — zu erkalten, für uns verloren zu gehen scheint; aber glaube es nicht, liebende und treue Seele, glaube es nicht! Verbleibe nur dir selbst und die Zeit wird kommen, wo du deinen Freund wieder bekommst, wo sein Herz sich beim Klange deiner Stimme, beim Drucke deiner Hand erwärmen wird; und währte die Trennung auch lange.

„Werde ich hier nie drücken deine warme Hand,
Werden wir vereint erst in dem bessern Land,"

so werden dort, dort, über allen Wolken, über Allem, was dämmert, die Freunde sich bei einem höhern Lichte wieder erkennen und weinen vor Freude, einander wieder zu besitzen.

Aber ich werde dich tödten, freundlicher Leser, mit allen meinen Ausflügen, die kein Ende nehmen. Vergib und folge mir wieder nach Hause, und zwar auf einem kleinen Umwege durch ein Blumengleichniß, das ich unmöglich übergehen kann.

Die Abende sind kostbare Zeiten für Freunde, die

zusammeu wohnen. Gatten wissen das wohl, auch Geschwister kennen es. Ganz unähnlich den Blumen der Natur, welche ihre Kelche in den letzten Stunden des Tages schließen, öffnet sich der Freundschaft schönste Blume — das Vertrauen — am liebsten am Abend und duftet freundlich im Schutze der Ruhe und der Dämmerung. Da schlichtet man die Angelegenheiten des Tages, da schließt man Frieden mit seinem Herzen, nachdem man es dem Freunde geöffnet und auch in dem seinigen gelesen hat, da erlächelt, da erbittet man sich Frieden sowol mit Erde als Himmel, noch ehe die Nacht kommt. Man schläft darauf so gut!

So war es früher für Edla und Nina. Jetzt war es anders. Wie gern hätte nicht Edla an den Abenden der Tage, an denen Nina von ihr entfernt lebte, in Nina's Seele geblickt! Aber Nina kam immer spät aus der Gesellschaft und Edla fürchtete, dem Schlafe einige Zeit zu entziehen, den Nina's Schwäche so sehr bedurfte und den ihre ermüdende Lebensweise jetzt nothwendiger als jemals machte. Nina schlief bis spät am Morgen und sie war gewöhnlich kaum angezogen, als die Gräfin schon kam, um sie zu sich herunterzuholen. Nina war zu schwach, um sich diesem Despotismus über sie zu widersetzen, besonders da er von ihrem Vater gebilligt war und auch Edla's stille Einwilligung zu haben schien. Ja Nina glaubte, daß es Edla lieb wäre, sich ungestört ihren geliebten Beschäftigungen überlassen zu können.

Eines Tages war Edla von heftiger Migraine geplagt. Nach ihrer Gewohnheit litt sie, ohne zu klagen, blieb aber auf ihrem Sopha still liegen. Jeder, der diese Krankheit kennt, weiß, wie peinlich alles Häßliche, alles Unbehagliche während der Dauer derselben auf das Gemüth einwirkt, wie wohlthuend dagegen der Anblick irgend eines schönen Gegenstandes ist. Nina saß jetzt an Edla's Seite und las ihr mit leiser Stimme vor, während Edla ihre Augen auf dem reinen Antlitz der Schwester ruhen ließ und es so

angenehm und lieblich empfand, sie in ihrer Nähe zu haben. Da kam die Gräfin herein mit dem Begehren, Nina möchte mit ihr hinabgehen. Einige Freunde waren da — man wünschte Scenen aus Frithiof darzustellen, aber Nina fehlte und man konnte ohne Nina nichts anfangen. Nina, die schöne neue Ingeborg! Aber Nina war bei Edla glücklich, welche sie so herzlich ansah, war glücklich in der Hoffnung, Edla's Leiden lindern zu können. Sie warf einen bittenden Blick auf Edla und flüsterte in einem Tone, der um ein Jawort flehte:

„Edla, du bedarfst meiner?"

Der Blick und die Worte wurden von Edla misverstanden; ein Hauch von Bitterkeit flog über ihre Seele und sie sagte, nicht ohne Härte:

„Nein! Gehe! Ich bedarf deiner nicht!"

Nina stand schnell auf. Die kalten Worte gingen verletzend durch ihr Herz. Sie folgte der Gräfin. In der Thüre blieb sie stehen; sie fühlte eine Begierde umzukehren und einen Kuß auf die geliebte Hand zu drücken, welche sie fortwies. Ihr Herz schwellte vor Zärtlichkeit und Schmerz, aber Edla wandte sich von ihr ab, nach der Wand zu; die Gräfin bat sie, nicht zu zögern. Nina drückte die Hand gegen ihre beklemmte Brust und ging.

Edla hatte sich von Nina abgewandt — weshalb? Um zwei große Thränen zu verbergen, welche wider ihren Willen sich über ihre Wange Bahn machten. Wie mancher Vater, wie manche Mutter hat nicht solche Thränen — und mit mehr Grund als Edla geweint? Diese Thränen sind bitter. Aber Edla empfand nie einen Schmerz, ohne ihre Brust für das Ertragen desselben zu stärken; sie weinte keine Thräne, welche nicht einen kraftvollen Entschluß zur Reife brachte. So war es auch jetzt. Gedanken, die Edla schon seit einiger Zeit vorgeschwebt hatten, schlugen jetzt feste Wurzel in ihrer Seele, und während ihr Kopf schmerzte und ihr Herz unruhig schlug, entwarf sie mit ruhiger Fassung einen Plan für die Zukunft. Eine Bedingung zur

möglichen Ruhe im Leben ist, mit Klarheit sich selbst, Diejenigen, mit denen man lebt, sowie das Verhältniß, in dem man zu einander steht, zu beurtheilen. Ohne diese Fähigkeit — ewige Verwirrung! Mit ihr — unbedingt Klarheit und Ruhe! Erst gegen Mitternacht kam Nina wieder. Leicht, wie der Westwind über Blumen geht, schlich sie sich zu Edla's Bette hin. Edla hielt ihre Augen geschlossen. Nina glaubte, daß sie schlafe, beugte sich herab und drückte ihre Lippen auf Edla's Hand. Aber die Hand bewegte sich, legte sich freundlich um Nina's Nacken und zog ihren Kopf zu dem Edla's. Die Wangen der Schwestern berührten sich. „Gute Nacht!" flüsterten sie in Tönen voll von Zärtlichkeit. Es that ihren Herzen wohl. Sie hatten einander verstanden. Nina schlief ein mit einem Engelslächeln auf den Lippen. Ein milder, aber fester Gedanke lag mit ruhigem Ernste auf Edla's Stirne. Als die ersten Strahlen des Morgens die Nacht erhellten, war Edla's Schmerz verschwunden; nur eine angenehme Mattigkeit war noch zurückgeblieben, und frisch und bestimmt stand der von ihr gefaßte Plan vor ihrer Seele. So ging sie ihn in ihren Gedanken durch:

Mein Vater braucht mich nicht. Seine neue Gattin ist in dieser Zeit Alles für ihn. Ich sehe, daß er mir ausweicht, daß mein Anblick ihm nicht Vergnügen macht. Nina ist von neuen Freunden und Vergnügungen entzückt; ich kann und will sie nicht von ihnen zurückhalten. Ich will auch nicht wie ein Zwang für sie dableiben, nicht ihren Genuß verbittern, nicht wie ein Schatten über ihrem Lichte dastehen. Nina soll nicht lernen, den Ernst schwerfällig, ihren Freund langweilig zu finden. Vielleicht bin ich jetzt auch nicht, was ich für sie sein sollte. Vielleicht hat etwas Argwöhnisches, etwas Schweres sich jetzt in meine Seele eingeschlichen. Vielleicht kann ich jetzt nicht ganz gerecht gegen meinen Vater, gegen seine Frau, gegen Nina sein; — vielleicht empfinde ich es jetzt etwas bitter, so vergessen, so überflüssig zu sein, da ich es vielmehr ganz natürlich

finden sollte. Sie finden Genuß an dem Schönen, dem Angenehmen, dem Freudigen, an alle Dem, was ich nicht besitze. Sollten sie auch einiges Unrecht gegen mich haben, — sollte besonders Nina ... Nina gegen mich nicht so sein, wie sie könnte, wie sie sollte, — o! so will ich es ihnen nicht durch Unbilligkeit, durch üble Laune zeigen. Ich will fortgehen — damit Nina nicht den Kummer auf meinem Gesichte sehen möge — aber ich werde wiederkommen und sie an meine Brust drücken. Nur für eine kurze Zeit kann Nina mir entrissen werden, — sie wird bald wieder mein werden. Sie ist das Kind meines Herzens, sie kann sich von mir nicht trennen. Aber in diesem Augenblicke bin ich für Alle im Hause eine störende Person. Ich will mich entfernen. Meine Cousine, Madame S., braucht jetzt eine Freundin, ich will auf einige Monate zu ihr reisen. Ich will die Meinigen von einer störenden, obgleich stummen Erinnerung befreien. Ich werde meine Seele durch eine neue Wirksamkeit erfrischen. Ich werde mit einem frischeren Muthe, einem froheren Sinne, vielleicht auch mit einem unparteiischeren Blicke für Das, was hier vorgeht, zurückkehren. Ich werde besser werden für meine Freunde und mehr für Nina. Diese wird indessen ungestört sich in dem Leben, das sie jetzt verblendet, umsehen können. Sie wird es bald in einem klareren Lichte erblicken. Meine Briefe werden vielleicht besser auf sie wirken als meine Gegenwart. Ich bin ihretwegen nicht in Unruhe. Ein reines Licht, ein edles Gefühl liegt in der Tiefe ihrer Seele. Sie werden sich Bahn brechen. Wenn ich wiederkehre, werde ich ihren Blick klar finden; sie wird ihre Freundin wiedererkennen, — ich werde mein Kind wiederbekommen!"

In dem Augenblicke, wo diese Gedanken durch Edla's Seele gingen, stand sie am Fenster und sah einen unruhigen Wind die Wolken zerreißen, welche in grauen und weißen Flecken vorbeieilten und klare Sterne hervorscheinen ließen, deren Licht noch mit dem des dämmernden

Tages stritt. Edla blickte mit Vergnügen auf diese fliehenden Wolken, auf diese stillen, schimmernden Lichter. So stehen feste Menschengeister in einer unruhigen Welt. Die irrenden Wolken verschwinden, die reinen Lichter glänzen ewig am Himmel der Menschheit.

Edla liebte die Sterne. Sie führte schon seit ihrer Jugend mit ihnen eine eigne Art von Unterhaltung. Edla hatte in Stunden des Schmerzes, Stunden des Gebets, Stunden, wo ihre Seele die Höhe suchte, um zu athmen, oft das Gewölk sich theilen und die Sterne klar und freundlich auf sie herabblicken sehen. Diese Erscheinung hatte sie immer wunderbar gestärkt. Sie dachte sich nichts deutlich bei diesem Sternenwinke, aber sie emfand dessen Anblick so lieblich wie die Theilnahme eines Freundes, stärkend wie ein Blick aus des Allmächtigen Auge. Seit der Zeit, wo Edla auf der Erde keinen Freund besaß, war sie gewohnt, ihn im Blick der Sterne zu suchen, und diese hatten sie selten im Stiche gelassen. Außerdem waren sie so schön, so verheißungsvoll! Ihre Unendlichkeit machte den Schöpfer so groß, alle menschliche Eitelkeit so klein!

Freierei, oder altes Lied in einer neuen Weise.

Professor A. an Edla.

Sie wollen meine Schicksale nicht theilen, Edla! Sie schlagen meine Hand aus und wollen nur mein halbes Herz besitzen! Die andere Hälfte schenken Sie einem Weibe, welches .... wie Sie glauben, ich noch finden werde. Aber schaffen Sie sich strengere Worte, Edla, und triftigere Gründe, wenn Sie einen Mann bewegen wollen, von einem Glücke abzustehen, welches er im Innersten als das höchste für ihn auf Erden erkannt hat. Edla! Sie haben Ihrem Freunde erlaubt, die ungeschminkte Sprache der

Wahrheit mit Ihnen zu reden; — ja, Edla, ich habe Sie zuerst geliebt wegen der Liebe, welche Sie zu meiner Liebe, der Wahrheit, hegten! Ich habe durch meine Wahrheitsliebe die meisten von Denen, die sich meine Freunde nannten, von mir entfernt und meine Bekannten abgeschreckt. Sie allein, Edla, fürchteten niemals meine rohe Aufrichtigkeit, Sie fanden keinen Anstoß an mir, Sie hörten mich, Sie verstanden mich, Sie stehen noch als meine beste, meine wirkliche Freundin da, als die Einzige, der ich ohne Scheu meine ganze Seele öffnen kann, und ich fühle mich glücklich, Ihnen auch jetzt ohne Scheu sagen zu können, daß Sie in Ihrer Antwort an mich nicht die Wahrheit reden, daß sie nicht aufrichtig gegen mich sind. Sie antworten mir so, wie ein gewöhnliches Weib einen ganz gewöhnlichen Mann abspeist. Elende Ausflüchte! Wie kann Edla sich erniedrigen, solche zu gebrauchen! „Sie sind alt, Sie sind häßlich?“ Nun wolan, Edla, ich gebe zu, Sie sind ein altes Mädchen. Wie alt? Ungefähr 40 Jahre. Nun wolan! Sie sind über das beste Alter eines Weibes hinaus — was man sagen kann, ohne toll wie Balzac zu sein. Ich bitte Sie, kommen Sie mir nicht mit Ihren siebzehnjährigen Mädchen! „Sie sind schöne Blumen,“ sagt man. Zugegeben! Aber ich weiß in der That nicht, was ich ihnen mehr als den Blumen sagen kann, d. h. höchstens: „Ihr seid gar zu hübsch!“ oder vielleicht auch: „Haben Sie diesen Winter viel getanzt?“ — So viel für den Menschen. — Zu 40 Jahren trägt das Weib zugleich Frucht und Blüten. Meine Mutter machte zu 43 Jahren einen Mann glücklich und ihr Sohn lebte, um 25 Jahre hindurch die Glückseligkeit seiner Eltern zu sehen. Man kann mit Wenigerm zufrieden sein.

„Sie sind häßlich.“ Ja, Sie sind häßlich, sehr häßlich. Ich kenne kaum ein Gesicht, das beim ersten Anblicke so zurückstoßend wäre. „Sie haben dabei etwas Steifes, etwas Unbehagliches.“ Ja, Sie haben alles Dieses; ich gebe Ihnen Recht. Innig geliebte Edla! Unverständiges, kindisches, un-

philosophisches Weib! Verstehst du denn nicht, daß man Dich mit allem Diesem, ja gerade deswegen lieben kann? Gerade weil Sie so häßlich sind, Edla, liebe ich Sie noch mehr. Hätten Sie auch nur die gewöhnlichsten weiblichen Reize, so würde ich fürchten, daß ein weniger erhabenes Gefühl sich in meine Liebe mischte. Aber Sie sind häßlich, sind unbehaglich, und dennoch liebe ich Sie, liebe Sie mit Wärme! Es gibt also eine Schönheit, die nicht äußerlich ist, die nicht verwelken soll; meine Liebe für Sie läßt mich an Unsterblichkeit glauben! Und weil Ihr Aeußeres nicht schön ist, glauben Sie nicht, daß ich Sie lieben könne! Wie weibisch, elend, geckenhaft lassen Sie mich nicht sein, da Sie glauben, daß ich von nichts Anderem entzückt werden könne, als von Dem, was auch die leblosen Dinge und die Thiere ebenso gut wie der Mensch haben!

„Sie sind langweilig;" — Gott verzeihe Ihnen die Unwahrheit, so gewiß wie alle unsere plappernden und leeres Zeug schwatzenden Frauenzimmer es thun werden! Glauben Sie mir, Edla, in Ihrer stillen Gegenwart ist mehr Leben, als in der Unterhaltung der meisten Menschen. Aber ernstlich — meinten Sie das wirklich, was Sie sagten? Haben Sie geglaubt, daß ich es glauben würde? Nein, Edla, Sie haben es nicht! Sie sind nicht so schwach, so kindisch! Sie haben also sich selbst und mich belogen. Ich ahne andere Gründe für Ihre Weigerung; aber weshalb sie dann nicht rein heraussagen? Sie lieben mich vielleicht nicht; Sie theilen nicht das Gefühl, welches ich für Sie hege? Aber Sie kennen ja meine Ueberzeugung in diesem Punkte. Das Weib braucht nicht Liebe zu hegen für den Mann, mit dem sie sich vereint. Achtung, Vertrauen muß sie haben; — und die Pflichten und Freuden der Ehe, die Reize des heimatlichen Hauses wirken nothwendig dahin, daß sie sich mit einer größern Innigkeit an den Freund, den sie fürs Leben erwählt hat, anschließt. Die Erfahrung aller Tage gibt davon Zeugniß. Und, Edla, weshalb sollten Sie nicht im Leben wirksam

und glücklich werden wollen, auf dieselbe Weise, wie so viele andere Frauen, die Ihnen ähnlich und noch ausgezeichneter sind als Sie? Sollten Sie die Pflichten einer Gattin und Hausfrau verschmähen können, weil Sie etwas mehr von der Welt wissen, als die meisten Ihres Geschlechts? Werfen Sie Ihre Kenntnisse ins Wasser! — — Hören Sie, Edla! Hätten Sie eine entschiedene productive Fähigkeit, wären Sie zur Künstlerin, zur Schriftstellerin geschaffen; — ich würde nicht so viele Worte machen, um Sie zur Ehe zu bewegen. Aber Sie sind es nicht. Sie haben ein Ohr für das Leben, aber keine Zunge, um es auszusprechen. Werden Sie damit zufrieden sein, zu vegetiren, ohne Ihren Nächsten zu nützen, ohne für Jemandes Freude, für Jemandes Wohl zu leben? Edla, nehmen Sie meine Hand an, — werden Sie meine Gattin, die Freundin meiner Freunde, die Freudespenderin in meinem Hause! Machen Sie einen Mann glücklich, der künftighin nur für Sie leben wird!

Sie zweifeln an der Wirklichkeit meiner Liebe? Wollen Sie, daß ich seufzen, rufen, zu Ihren Füßen liegen, mich im Sande wälzen, mich zu erstechen drohen soll? — Erwarten Sie, daß ich eine der trunkenen Scenen, womit die modernen Romane unsere nüchterne Welt überschwemmen, aufführen werde? Das kann ich nicht, Edla! Und Sie wollen es gewiß auch nicht. Dann aber glauben Sie, daß ich Sie liebe. Beurtheilen Sie meine Liebe nach ihren vernünftigen Merkmalen! Ich bin nur in Ihrer Nähe glücklich. Alles, was ich thue, denke, schreibe, sucht Ihren Blick, Ihren Beifall; sonst hat es für mich keinen Werth! Aber ich verschmähe es, mich weiter darüber auszulassen, zu versichern, zu betheuern .... Vierzehn Jahre lang haben Sie mich Ihren Freund genannt und meinen Worten nicht mistraut. Warum wollten Sie denselben gerade jetzt mistrauen, wo sie aus dem Innersten meines Herzens kommen und sagen: „Ich liebe Sie!“ Ist dies vielleicht auch eine Ausflucht? Birgt diese einen andern Grund?

Heißt sie vielleicht, in die Sprache der Wahrheit übersetzt: „Ich fürchte mich mit Ihnen zu verbinden. Sie sind ein Atheist, der weder an Gott noch Unsterblichkeit glaubt; Sie sind ein verworfenes Wesen?“ Edla, können Sie so denken? Können Sie mir aus Dem ein Verbrechen machen, worüber keine Macht zu gebieten hat? Es ist wahr, mein Verstand erkennt nicht die Lehre, welche Ihre und so Vieler Glückseligkeit ausmacht. Aber zeigen Sie mir in meinem Leben einen Flecken, der den Menschen entehrt, und Sie sollen dann ein Recht haben, mir wegen meines Mangels an Glauben zu mistrauen. Hat je ein Wort, ein Lächeln auf meinen Lippen Etwas bespöttelt, was Anderen heilig war, dann, Edla, scheuen Sie mich als einen Unwürdigen! Habe ich je, seitdem ich Mann geworden bin, absichtlich eine Unwahrheit gesagt, dann glauben Sie mir auch jetzt nicht, Edla, dann mistrauen Sie meiner Liebe! Ich will noch mehr sagen. Ich habe oft auf die Möglichkeit gehofft, noch ehe mein Abend untergeht, ein höheres Licht schauen zu können, einen Glauben, den theilen zu können, so schön, so segensreich ist; — jetzt sehne ich mich darnach, jetzt wird es mir Bedürfniß! Auch ich bin alt, und wenn meine funfzig Jahre auch nicht mein Herz haben abkühlen können, so zeigen sie mir doch durch den Schneeduft auf meinem Scheitel, daß der Winter bevorsteht. Edla, theure Freundin, willst du ihn mir nicht warm machen, nicht das Licht anzünden, welches meinen Abend klar machen kann, mich nicht lehren, so wie du zu hoffen und zu glauben? Wenn dieses Werk einem Menschen möglich ist, so ist es dir möglich, die du so verständig und mild bist.

„Ein anderes Weib!“ — Ich bitte Sie, Edla, verschonen Sie mich mit diesen Tröstungen, diesen Hoffnungen und diesem andern Weibe, welches, so wie ich Sie verstehe, ein gutes Schaf sein sollte. Werden Sie mein, Edla! Lassen Sie mich hoffen, daß Sie es noch werden wollen — aber geben Sie mir bessere, wahrhaftigere

Gründe für ein „Nein“, welches meine Glückseligkeit zerstört.

Ihr A.

Edla an Professor A.

Ich habe Ihnen keine falschen Gründe angegeben, mein Freund. Ich habe die Wahrheit gesagt. Aber vielleicht hätte ich mich deutlicher ausdrücken müssen. Mein Alter, bester A., ist mir ein Hinderniß für eine Veränderung meiner Lebensbedürfnisse, welche Niemand so wohl wie ich selbst beurtheilen kann; meine Häßlichkeit ist mir nicht gefährlich, wenn ich diese Blödigkeit überwinden könnte, welche sie mir vor den Blicken anderer Menschen einflößt — und es ist nicht nur die Häßlichkeit; — die könnte ich wol ertragen, aber es liegt in meinem Wesen, meinem Blicke etwas Hartes und Zurückstoßendes, was auf Andere unangenehm einwirkt und was mir deshalb peinlich ist. In meiner frühen Jugend erhielt ich diesen Blick. Ich sog ihn aus dem Auge meiner Mutter, wenn es mich kalt und fremd ansah. — Strenger Schatten, verzeihe! Ich hoffe, dich eines Tages zu lieben, und sehe dein Auge dann freundlich auf deiner Tochter ruhen. Dann wird alle unfreiwillige Härte aufgelöst werden und aus meinem Wesen verschwinden; dann werde auch ich liebenswürdig werden! Daß sie früher vergehen werde, hoffe ich nicht, sie ist mir gleichsam von einer fremden Macht angeheftet; — aber sie wirkt störend. Ich bin nicht gut für Andere, nicht gut unter Anderen, A.! Ich fühle es und dies macht mich beklommen. Ich kann dieses Gefühl nicht überwinden.

Für Sie, A., fühle ich innige Achtung, innige Freundschaft, und ich glaube, daß Nichts in meinem Gefühle für Ihre Person mich abhalten würde, Ihnen meine Hand zu reichen, — wenn ich glauben könnte, dadurch etwas wirklich Gutes zu thun. Ich habe Ihnen schon hierüber geschrieben und will Sie nicht dadurch ermüden, daß ich das schon einmal Gesagte wiederhole. Nur einige wenige Worte muß ich noch hinzufügen.

Ich schätze innig den Beruf des Weibes als Gattin, Mutter und Hausfrau. Wie sollte ich es nicht? Ich kenne keinen schönern; — aber ich fühle in mir nicht die Fähigkeit, ihn wohl erfüllen zu können. Sie sprechen von „der Nutzlosigkeit meines Lebens.“ Ich könnte Ihnen antworten: „Betrachten Sie Nina!“ Vor einiger Zeit hoffte ich sagen zu können: „Sehen Sie das glückliche Alter meines Vaters!“ Aber ich will mich nicht auf Anwendungen berufen, welche die zufälligen Ereignisse der Kraft des Menschen verleihen. Ich will sagen — o nennen Sie es nicht Hochmuth — sehen Sie in meine Brust! Dort arbeitet unaufhörlich die Kraft, ein gutes Werk zu thun, welches des großen Meisters über uns Alle nicht unwürdig wäre. Ich habe oft gedacht, daß ich einst Worte finden würde, um Das, was ich so tief empfunden, worüber ich so lange nachgedacht habe, auszusprechen; — vielleicht täusche ich mich, vielleicht kommt diese Zeit nimmer für mich auf Erden. Sei damit, wie ihm wolle, so werde ich doch nicht fürchten, daß mein Wirken, daß mein Leben vergebens ist. Der ist glücklich, welcher auf der Erde für das Wohl Vieler leben darf; — der hat nicht vergebens gelebt, welcher still in der eignen Brust nur an seiner eignen Veredlung gearbeitet hat. Sollte denn alle Tugend, alle Kraft nur moralisch sein, kein Leben haben außer in der Ausübung der gemeinsamen Nächstenpflichten? Der auf Lebzeit Gefangene, welcher, von der ganzen Welt geschieden, Gott einen Tempel in seiner Brust erbaute; der Einsame, welcher durch erworbene Kenntnisse sich tüchtig machte, eine ganze Welt aufzuklären, — glauben Sie wol, mein Freund, daß sie für Nichts gelebt haben, daß sie nicht einen Platz finden werden, um ihren Gottesdienst auszuüben, wenn auch auf einer andern Erde als dieser? Ich weiß, daß dies nicht Ihr Glaube ist; aber er ist innig der meine. Wegen des Nutzens meines Lebens bin ich ruhig.

Sie fodern mich auf, Ihren Lebensabend hell zu

machen! Ach, da haben Sie eine Saite berührt, die meinem Herzen wehe thut! Kann ich denn thun, kann ich sein, was Sie wünschen, was Sie glauben? Ich fürchte, nein. Ich weiß, daß ich es nicht kann. Haben wir nicht oftmals über diese Gegenstände uns unterhalten, über die wir ungleich denken? Und was haben wir dadurch gewonnen? Ich habe Ihnen nicht wohl gethan und Sie — vergeben Sie mir, ich muß es sagen — Sie haben mir oft wehe gethan! Guter Freund, glauben Sie mir, es ist mir noch nie eingefallen, Sie einen Atheisten zu nennen. Von dem Gotte, an den Sie glauben, der in Ihnen wohnt, gibt Ihr Leben Zeugniß und — um die Worte eines großen Schriftstellers zu gebrauchen: — „die Gottheit, welche Sie abläugnen, rächt sich an Ihnen dadurch, daß sie auf Ihre Handlungen ihr Gepräge drückt." Sie sind in der That ein guter Christ, während Ihr Verstand, oder vielmehr der Widerspruchsgeist, der in Ihrem Kopfe wohnt, es zu erkennen läugnet. Aber dieser Geist und diese unaufhörlichen Zweifel beunruhigen meine Seele. Ach, das Leben hat zu viele Wolken, zu viele Räthsel, als daß das Gemüth sich nicht zuweilen verdunkeln lassen sollte, daß es die Lichter, die es erworben hat, wegen eines hereindringenden Dunkels nicht gleichsam vergessen könnte! Sie haben gemacht, daß mein Tag sich oft verfinsterte; — wie sollte ich Ihren Abend hell machen können? Ach, Sie bedürfen einer Gattin von einer andern Sinnesart, von einer schönern Kraft als der meinigen!

Kennen Sie, haben Sie sie gesehen, diese huldvollen, einfachen Frauen, deren ganzes Leben Liebe ist, die in ihrem Herzen Worte finden, welche ohne den Anspruch, aufzuklären, doch wie eine Verklärung wirken? Johanniten möchte ich sie nennen; sie ruhen nahe an der Brust des göttlichen Meisters und werden da seines Geheimnisses theilhaftig. Sie schöpfen aus der Quelle der Liebe selbst; deshalb ist ihre Weisheit so tief, ihr Blick so wohlthuend, ihr Wort so überzeugend. Sie bringen nicht Argumente für die Unsterblichkeit

der Seele; aber ihre Seele eröffnet Ihnen den Himmel und Sie sehen den Gott, den sie schauen. Auf Eure Fragen, auf Eure Zweifel wird ein solches Weib antworten: „Laßt uns glücklich sein! Laßt uns einander lieben! Wir wollen nicht grübeln! Alles wird wol einst klar, wird wol einst gut werden!“ Und diese Worte, so dürftig, wenn der Alltagsmensch sie gebraucht, um seine Trägheit zu bemänteln, werden ebenso viele Offenbarungen auf den Lippen der frommen, liebevollen Johannitin. Sehen Sie, A., dies ist die Frau, welche Sie suchen müssen! Sie allein kann Ihr Haus erwärmen, Ihren Abend erleuchten; an ihrer Brust wird Ihre Seele Ruhe finden. Argumente werden Sie ewig mit Argumenten, Beweise mit Gegenbeweisen beantworten; aber einem solchen Glauben, solchen Worten wird Ihre Streitlust weichen und Ihnen vergönnen, den tieferen Eingebungen ihrer eigenen Seele zu lauschen.

Sie reden von Ihrer Liebe zu mir! Ja, freilich hoffe ich, daß ich Ihnen werth bin; dieser Glaube ist mir theuer, ist mir nothwendig; aber Liebe .... Liebe für mich?! .... Nein, A., daran glaube ich nicht. Ich habe Ihres Widerspruchsgeistes erwähnt. Verzeihen Sie, wenn ich jetzt darauf zurückkomme und meinen Glauben eingestehe, daß dieser es sei, welcher jetzt Ihre Gefühle steigert. Sie waren immer ein stolzer und trotziger Mann, A., und lieben es, mit Schwierigkeiten zu kämpfen. Sie suchen mich so dringend, weil ich mich entziehe. Die willige Edla würde aufhören, die so warm Geliebte zu sein. Reden Sie nicht mit mir von Ihrer Liebe, A. Ich glaube nicht, daß Sie oder irgend ein Anderer dies Gefühl für mich hegen könne. Ich bin über die Zeiten hinweg, wo man an Feenmärchen glaubt. Lassen Sie mich, wie bisher, Ihre Freundin sein und bleiben Sie mein Freund. Dies ist für uns Beide das Beste. Stets und auf immer

Ihre Freundin
Edla.

Professor A. an Edla.

Sie haben ganz recht, Edla, wenn Sie sagen, daß Sie schon Gesagtes wiederholen. Das Neue, das mich am meisten frappirte, war die Nachricht von einem Widerspruchsgeiste, der in meinem Gehirne einquartirt sein soll und sich die Mühe gibt, mir Worte sowol als Handlungen vorzudictiren. Die Schlußfolge wird augenscheinlich die, daß ich nicht weiß, was ich sage, und nicht meine, was ich versichere. Danke für die Notiz. Da es mir aber wirklich am Herzen liegt, Sie vom Gegentheile zu überzeugen, und da ich in Ihrem Briefe keine triftigere Gründe finde als die, welche ich schon verworfen habe, so verzeihen Sie mir, Edla, wenn ich weniger Rücksicht darauf nehme und keineswegs die Hoffnung aufgebe, Sie meine Gattin zu nennen. Der Johannitischen Dame bitte ich meinen Gruß zu bestellen. Sie wird nie meine Gattin! Edla oder Keine!

Der Widerspruchsgeist.

Edla fühlte sich von dieser Eigensinnigkeit ihres Freundes geschmeichelt und zugleich empfand sie Aerger darüber, aber sie schloß sich um so fester an den Gedanken ihrer Abreise nach einer entfernten Gegend. Sie kannte ein liebenswürdiges Frauenzimmer, welches in der Stille Professor A. schon längst geliebt hatte. Edla hielt sie für dazu geschaffen, A. glücklich zu machen, und hegte die frohe Hoffnung, daß auch A. dies einst erkennen werde. Von ihrer künftigen Heimat aus gedachte Edla dies ihrem Freund zu schreiben und mit ihm von Charlotte D. zu reden. Edla ordnete Alles zur Reise, welche sie gleich mit Beginn des neuen Jahres antreten wollte. Sie sprach mit ihrem Vater hierüber. Es versteht sich, daß Madame S. und ihre traurige Lage die ganze Schuld ihrer Abreise tragen mußte. Der Präsident hörte sie schweigend an und sagte nachher

mit einer unsichern Stimme. Er glaubte, sie thäte recht, und sie habe die Freiheit, nach eignem Gutbefinden zu handeln; worauf er sich hastig entfernte und Edla mit beklommenem Herzen allein ließ.

Wir versetzen uns jetzt, wenn auch nicht nach Bender, doch nach einer

Kalabalik.

„Beilalten, Schwertalten,
Sturmalten, Wolfsalten,
Ehe die Welt fällt.
— — — — — —
Um den Weltbaum raset
Die dumpfe Glut,
Die hohe Flamme spielt
Selbst mit dem Himmel.“
Wala's Gesang.

Aber Fräulein Greta ärgerte sich immer mehr über Clara. Sie fand sie mit jedem Tage interessanter und unerträglicher. Sie war ihr ein Stein des Anstoßes und ein Felsen des Aergernisses. Ganz plötzlich fühlte sie die Begierde, ihr irgend ein Vergnügen zu machen. Sie fuhr eines Vormittags mit der Gräfin aus und wandte Alles um und um in den Läden bei Medberg, bei Folker, bei Giron. Die Gräfin kam mit einem ungeheuern Pack von Zeuchen, Shawls und anderen Modeartikeln nach Hause; Fräulein Greta mit zwei ausnehmend schönen Garnituren, einer von Amethysten und einer von Korallen, zwischen denen sie Clara wählen lassen wollte. Ihr Herz freute sich über dies Geschenk, womit sie sich Clara verbindlich machen wollte. Sie war jetzt so gut für Clara gestimmt und hatte in diesem Augenblicke alle ihre Gleichgültigkeit und Einsylbigkeit vergessen.

Bei ihrer Heimkunft beschäftigte die Gräfin Clara drei Stunden lang mit den von ihr gemachten Einkäufen.

Dies war für Nina, dies für Fräulein Greta, dies für Edla, dies für die Gräfin selbst; aber nicht das geringste Seidenfädchen war für Clara, damit sie es recht empfinden sollte, daß sie in Ungnade gefallen war.

Clara jedoch schien diese Strafe nicht zu merken, und nachdem sie gewissenhaft ihre Meinung über Zeuche und Farben gesagt, das erforderliche Maß angegeben, Verschiedenes zugeschnitten hatte u. s. w., setzte sie sich matt und niedergeschlagen vors Ofenfeuer, dessen Schein ihr leuchtete, während sie an einer jener beständig sich erneuernden Tüllarbeiten nähte, die Fräulein Greta's Plage waren.

Fräulein Greta kam in diesem Augenblicke herein. Sie nahm einen Stuhl, setzte sich freundlich neben Clara hin und zeigte ihr die beiden Halsbänder mit der Frage, ob sie dieselben nicht für schön hielte.

Ein matter Blick von Clara und ein gleichgültiges „Ja!" war Alles, was Fräulein Greta zur Antwort erhielt.

„Und welches scheint Ihnen denn das schönste von beiden zu sein?" fragte Fräulein Greta weiter, ohne sich diesmal stören zu lassen.

„Ich weiß kaum," antwortete Clara mit einer Stimme, welche von einem gedrückten Gemüthe zeugte; ich verstehe mich so wenig auf solche Sachen."

„Solche Sachen!" wiederholte Fräulein Greta für sich, durch Clara's Worte und Benehmen beleidigt. Sie fuhr aber dennoch fort:

„Sollte nicht das Korallenband das schönste sein und sollte es nicht besser als die Amethysten eine Person mit etwas dunkler Farbe kleiden?"

„Vielleicht!...." antwortete Clara in höchster Zerstreutheit, während sie sich beschäftigte, einige Stiche auf ihrer Arbeit aufzunehmen. Dies war doch zu stark! Fräulein Greta's Gemüth stand in hellen Flammen über eine solche Unhöflichkeit.

„Dies ist eine ganz schöne Arbeit," sagte sie, indem sie Clara's kostbare Nähterei ergriff; „aber da es Sie von

Dem abhält, was noch weit schöner und vorzüglicher ist, nämlich etwas Höflichkeit, und Ihnen die Zeit nimmt, den Leuten auf ihre Fragen zu antworten, so muß ich Sie hiermit von diesem Hinderniß befreien."

Und ehe noch die überraschte Clara ihre Absicht ahnen konnte, lag die schöne Arbeit im Feuer. Clara's erste Bewegung war, vorzuspringen, um die Arbeit wieder herauszureißen; aber die Flammen schlugen hoch zusammen, umarmten den Tüll und verzehrten ihn in wenigen Secunden. Still stand Clara da und sah darauf; Fräulein Greta betrachtete sie aufmerksam. Als die schöne Arbeit ganz und gar Asche war, rollte eine große Thräne über Clara's Wange, und sie ging hinaus, ohne ein Wort zu sagen, ohne einen Blick auf Fräulein Greta zu werfen.

Wie dieser zu Muthe war, ist nicht leicht zu beschreiben. Sie sah Clara nach, sie sah auf die flatternde Asche und fühlte große Lust, die Halsbänder der Arbeit nachfolgen zu lassen; aber sie mäßigte sich und dachte einen bessern Plan aus.

Beim Mittag waren Clara's Augen roth und niedergeschlagen, aber sie hatten zugleich einen Ausdruck stillen Duldens, welcher Fräulein Greta zu Herzen ging, und als Clara einmal ihre Augen emporhob und ihre Blicke sich begegneten, mußte Fräulein Greta unwillkürlich die ihrigen niederschlagen,

Am Nachmittage war Clara in ein Zimmer neben dem Salon gegangen und stand da über einige Kupferstiche, die auf einem Tische lagen, herabgebeugt, als eine Hand sich sanft auf ihre Schulter legte, während eine andere, worin die beiden unglückseligen Halsbänder lagen, unter ihre Augen vorgestreckt ward und Fräulein Greta, der die Hände angehörten, mit einer Stimme voller Herzlichkeit und Ernst sagte:

„Clara, verzeihen Sie! Verzeihen Sie meine Heftigkeit; sehen Sie noch einmal auf diese Halsbänder und versuchen Sie, ob Ihnen nicht «solche Sachen» gefallen

können. Ich beabsichtigte, Sie zu bitten, mit einem von diesen Halsbändern fürlieb zu nehmen; jetzt bitte ich Sie, Beide zu nehmen, zum Beweise, daß Sie mir verzeihen, und zum Ersatze für den verbrannten Tüllkragen, mit dem herzlichen Wunsche, daß dessen Schicksal Sie davon abhalten könnte einen neuen anzufangen. Meine gute Clara, nehmen Sie! Schenken Sie mir Verzeihung!"

Clara erröthete tief; sie sah zu Fräulein Greta auf mit einen so schönen Blicke, daß Fräulein Greta's Herz aufs neue das warme, behagliche Gefühl empfand, welches sie schon einmal gehabt hatte. Sie wollte jetzt ohne Weiteres das Halsband um Clara's Hals legen, aber diese hielt ihre Hand zurück und sagte: „Nein, nein! Es ist zu viel ..... zu viel ..... ich bedarf nicht ....."

„Solcher Sachen, fügte Fräulein Greta hinzu; „gut! Aber wenn Sie dieselben nicht des Gebrauchs wegen nehmen, so nehmen Sie sie doch aus Barmherzigkeit, damit jener Brand nicht länger in meinem Gewissen brennen möge."

„Das wird er nicht!" sagte Clara. „Alles ist vergessen; ich empfinde jetzt nur Ihre Güte!"

„So nehmen Sie!" sagte Fräulein Greta im modus imperativus.

Clara sah auf die schönen Schmucksachen. Nach kurzem Stillschweigen sagte sie:

„Erlauben Sie mir, mit diesen Schmucksachen zu verfahren, wie ich will?"

„In Gottes Namen, ja! Aber am liebsten sähe ich, daß sie Ihren Hals schmückten, Clara!"

„Aber wenn ich sie bekomme, so bekomme ich auch das Recht, darüber nach eignem Gutdünken zu disponiren?"

„Ja wohl, ja wohl! Das versteht sich. Nehmen Sie sie mir nur aus der Hand!"

Clara nahm eins von den Halsbändern; — mehr anzunehmen, dazu konnte sie Fräulein Greta weder durch Bitten noch Drängen bewegen; und indem sie den Schmuck

nahm, beugte sie sich herab und küßte die Hand der Geberin mit einer so lebhaften und herzlichen Bewegung, daß sie Fräulein Greta innig rührte, die nun Clara mit Zärtlichkeit umarmte. Bei sich selbst dachte sie:

„Das muß ein höchst sonderbarer Kerl sein, dieser Bräutigam, der so viele Tüllkragen und Mützen und jetzt auch ein kostbares Halsband absorbirt. Ich hätte wol Lust, die Person 'mal zu sehen."

Fräulein Greta hatte viel von den Menschen gesehen; sie hatte oft den kleinen Momus aufgespürt, welcher gern der Seele im Hinterhalt liegt, mit dem bessern Ich des Menschen sein Spiel treibt und ihn Unwahrheiten sagen, Dummheiten begehen läßt, oder Schlechtigkeiten, oder auch schöne Thaten, — Alles, um irgend einen Hochmuth, irgend eine Eitelkeit oder irgend eine andere minder edle Eigenschaft zu befriedigen. Fräulein Greta hatte den Schelm so oft gesehen, daß sie sich gewöhnt hatte, ihn sich als einen beständigen Gast in der Menschennatur zu denken, und sie schrieb ihm eher kleinliche als erhabene Triebfedern zu; aber ungeachtet des geheimnißvollen Betragens, welches gegen Clara zu zeugen schien, konnte Fräulein Greta bald sich nicht mehr vorstellen, daß darunter etwas Unwürdiges verborgen liege; es schien ihr fast unmöglich, daß der eben etwähnte Schalk sein Spiel in Clara's Seele treiben könne, und sie war in der Stille überzeugt, daß der Tüll verzehrende Bräutigam zuletzt als ein ganz ehrlicher Kerl hervortreten würde.

Am Tage nach diesem Auftritte ereignete sich ein anderer von mehr tragischer Natur und wir wollen unsere Leser jetzt bekannt machen mit den möglichen Folgen des

Oelmalens.

„Moritz, mach' dein Bild recht schön,
Trink und nimm den Arbeitslohn."
Bellmann.

Filius hatte gewisse geniale, aber dunkele Eingebungen über Malerei al fresco erhalten, über deren Ursprung und Gestaltung in seinem Gehirne wir nicht weiter Rechenschaft zu geben haben; wir erzählen nur die Resultate derselben. Sie erregten großes Erstaunen bei Clara, welche, als sie einen Hummersalat zurichten wollte, die soeben gefüllte Oelflasche gänzlich geleert fand. Hätten die Wände und Treppen der Hausflur die Fähigkeit gehabt, zu fühlen und zu raisonniren, so würde es die ersteren mit Recht verdrossen haben, daß sie vernachlässigt wurden, während die letzteren sich hätten wundern können, daß sie statt der Wände ein Gegenstand für Filius' Frescomalerei wurden und sich eines Abends mit einer fetten Landschaft bedeckt fanden, ausgeführt mit Rothstift und Speiseöl. Die größte und schlimmste Ueberraschung hatte das Schicksal jedoch für Fräulein Greta aufgespart, welche, als sie die Treppe hinabsteigen wollte, ohne es zu ahnen, den Fuß auf eine Landstraße von Filius' Fabrik setzte, heftig ausglitt, fiel und über die ganze unglückliche Landschaft hinabrollte. Als Fräulein Greta auf eine feste Ebene zu stehen kam und zur Besinnung kommen konnte, sah sie sich außer Stande, ihre beiden Arme zu bewegen. Hierauf warf sie einen Blick auf ihren Anzug,

ihr seidnes Kleid, ihren kostbaren Shawl — und Gedanken ans rothe Meer, an Babylons Zerstörung gingen durch ihre Seele, während sie die Klage zu ersticken suchte, welche die fast unleidlichen Schmerzen, die sie litt, hervorpressen wollten. Leute, die in diesem Augenblicke ankamen, fanden sie still, todtenblaß und schweigend dasitzen; denn die Zunge versagte ihr den Dienst, und Fräulein Greta's Römerwille ließ die Stimme keinen Jammerruf erheben. Mit großer Achtsamkeit trug man sie die schlüpfrige Treppe hinauf. Ich übergehe den Schreck der Familie, Baron H.'s Bestürzung und die ernstliche Zurechtweisung, welche Filius zum ersten Male von seinem Pflegevater erhielt, nach welcher er, wie man glaubt, die Lust zu aller Art von Frescomalerei verloren haben soll.

Aerzte waren um Fräulein Greta zu einer schmerzhaften Operation versammelt. Ihr rechter Arm war gleich oberhalb des Ellbogens gebrochen, ihr linker war verrenkt und mußte schnell, wenn auch gewaltsam, wieder eingerenkt werden. Ein spartanisches Weib hätte nicht entschlossener und ruhiger sein können als Fräulein Greta; aber als sie Clara hereintreten sah mit todtenbleichen Wangen und einem Aussehen, das Schreck und Schmerz ausdrückte, da vergaß sie sich selbst und Alle um sich her über die Bestürzung und das Entzücken, welches sie über Clara's gefühlvolles Herz empfand. Sie betrachtete sie, ohne ihren Augen recht zu trauen und ohne ein Wort hervorbringen zu können. Endlich brach sie in die Worte aus:

„Riechen Sie an etwas Eau de Cologne, Clara, und geben Sie mir auch etwas! Wir scheinen es Beide nöthig, zu haben." Und kurz darauf sagte sie zu den Aerzten: „Meine Herren, ich bin bereit!"

Edla und Clara waren die einzigen Frauenzimmer, welche bei der Operation gegenwärtig waren, die Fräulein Greta, ohne einen Klagelaut hören zu lassen, bestand; aber nach derselben ward sie von einer heftigen Nervenerschütterung ergriffen. Edla hatte während der ganzen Zeit ihre

ruhige Geistesgegenwart behalten und wirksame Hülfe geleistet. Clara war zu heftig aufgeregt, um etwas thun zu können, und bei jedem erneuerten Ziehen, um den Arm ins Gelenk zu bekommen, seufzte sie mit gefalteten Händen: „Mein Gott, mein Gott!"

Nachdem Alles vorüber, umarmte sie die Leidende sanft und mit heißen Thränen, indem sie flüsterte: „That es weh, that es sehr weh?"

Clara's Thränen waren für Fräulein Greta wohlthuender und beruhigender als alle Tropfen und Riechwasser.

Sie war von diesen Beweisen der Ergebenheit überrascht und gerührt. Sie konnte in diesem Augenblick nicht sprechen, sah aber auf Clara mit einem Blicke voll Herzlichkeit und gab ihr durch Winke ihre Zufriedenheit zu erkennen.

Da Fräulein Greta sobald nicht nach ihrem eignen Hause gebracht werden konnte, ward Clara's Stube zur Krankenstube für sie eingerichtet und Clara selbst ward ihre getreue und liebenswürdige Wärterin.

Jetzt erst lernten diese beiden Menschen einander kennen und innerhalb der stillen Krankenstube entstand für sie Beide ein Leben von wirklicher Gesundheit und Freude.

Jeder Mensch ist von einer geistigen Atmosphäre umgeben, welche zu erkennen gibt, wes Geistes Kind er sei. Sie wirkt danach bedrückend oder belebend, heiligend oder entheiligend; auch den todten Dingen theilt sie etwas von ihrem Leben mit und sie werden behaglich oder unbehaglich, je nach der Eigenschaft des Geistes, dem sie dienen. Im Weltleben ist zu viel Windfang, zu viel Zug — alle Fenster und Thüren stehen ja offen — als daß die Menschen ihre gegenseitigen Atmosphären gewahr werden könnten; ja die Welten oder die Planeten selber — die Menschen — wirbeln so schnell um ihre Sonne — das Vergnügen —, daß sie sich dabei unmöglich recht wieder erkennen können. Man wird einander gewahr, man grüßt einander in der Vorbeifahrt mit den Namen: Venus!

Mercurius! Mars! Mond! Komet! Nebulosa (deren gibt's Legion)! Vesta! Pallas! u. s. w.; aber das ist auch Alles. Doch auf gewissen Punkten in der menschlichen Gesellschaft, z. B. im Familienleben, im stillen Zimmer, in der Krankenstube, da erkennen sich die Seelen wieder, da wirken ihre Atmosphären frei und zeugen von ihrem Wesen.

Wäre Fräulein Greta diese Reflexion zu Gesichte gekommen, so würde sie vermuthlich einer Menge Anmerkungen über die „Menschenplaneten und ihre Atmosphäre" Luft gemacht haben und hätte mir vielleicht die ganze Idee verdorben; indessen aber ist es gewiß, daß sie die Wahrheit derselben erfuhr. Sie fühlte mit Verwunderung das ungewöhnlich Wohlthuende von Clara's Nähe und stiller Wirksamkeit. Alle Bewegungen Clara's, ihre Anordnungen waren voll Ruhe, voll Bedächtigkeit und zugleich einer Sicherheit, welche wohlthuend auf Fräulein Greta's Nerven einwirkten. Wie sie die Kissen legte, lagen sie wirklich gut; wie sie das Licht einließ, ward es angenehm; wie sie die Sachen stellte, standen sie am besten. Und dann.... den Blick inniger Theilnahme, die unsichtbare und dennoch nie ruhende Aufmerksamkeit für die Kranke! Dieselbe Plage, welche Fräulein Greta für so schwerfällig, so bequem, so unbeweglich gehalten hatte, verstattete sich jetzt keine Ruhe, scheute keine Mühe, da es galt, Plagen zu lindern. Sie ward bald ein geschickter Wundarzt für Fräulein Greta; sie war ihr sowol Wärterin, als die angenehmste Gesellschafterin. Des Nachts, wenn die Kranke nicht schlafen konnte, zeigte Clara ein Talent, welches Viele zu haben glauben, das aber in der That nur ganz Wenige besitzen und worauf Fräulein Greta vielen Werth legte, nämlich das Talent, gut vorzulesen. Clara's reine Aussprache und ihr behagliches Organ machten es angenehm, sie zu hören, während der innige Ausdruck, den sie den Worten gab, welche schön waren, zum Herzen drang.

Fräulein Greta, deren ganze Seele damit beschäftigt

war, Clara zu betrachten, entdeckte bald bei ihr ein tiefes Gefühl für alles Leidende, eine Liebe, welche sich sehnte, jedes geplagte Wesen zu umfassen und ihm wohlzuthun; und obgleich sie in Folge dessen erkennen mußte, daß Clara's Betragen gegen sie vermuthlich weniger aus einer Zuneigung für ihre Person, als aus allgemeiner Menschenliebe herrührte, so mußte sie doch deshalb Clara noch höher schätzen, und sie wünschte lebhaft, aber jetzt ohne alle Ansprüche, von ihr geliebt zu werden.

Während Fräulein Greta scharf in Clara's Seele hineinblickte, stiegen in ihrer eignen neue Gefühle und Gedanken auf; auch Clara's Himmel begann sich ihr zu öffnen. Das Leben erhielt für sie eine Fülle, welche es noch nie gehabt hatte. Clara's reines Innere spiegelte sich auch in ihrem äußern Wesen ab. Fräulein Greta hatte sie früher pedantisch gefunden in der genauen Sorgfalt, welche sie auf ihre Person und ihre Kleider verwendete. In der Krankenstube fühlte sie nur das Angenehme derselben. Die köstlichsten Wohlgerüche wären ihr weniger behaglich gewesen als der reine, frische Hauch, welcher Clara immer begleitete und ihr Venusgürtel war. Wer so glücklich ist, in der Nähe einer Clara zu leben, kennt die liebliche Gewalt dieser höchsten weiblichen Schönheit.

Clara ihrerseits bewunderte warm Fräulein Greta's heldenmüthige Geduld, ihre Seelenstärke, ihre beständig gute Laune, ihre sich gleich bleibende Freundlichkeit während der Schmerzen. Jetzt erst lernte sie richtig auf Fräulein Greta's Worte horchen. Der reiche Schatz von Menschenkenntniß und Welterfahrung, das gut Humoristische im Gemüthe, welches Fräulein Greta's Worten etwas so Reiches und Fröhliches verlieh, eröffnete für Clara eine neue Welt. Sie sah eine Seite des Lebens, die ihr bisher verborgen gewesen war; sie hörte eine Satyre ohne Bitterkeit, sie vernahm einen Blick, welcher die Lächerlichkeiten der Welt mit eben so viel Klugheit als Güte beleuchtete; sie ward erstaunt, aufgeklärt, belustigt, und ihre Fähigkeit, zu hören,

zu verstehen, zu antworten und auch zu lachen, überraschte und ergötzte Fräulein Greta noch mehr, als ihre Fähigkeit zu lesen. Zuweilen schien es, als ob Clara diese neuen Eindrücke fürchte und als ob sie sich der unfreiwilligen Munterkeit entziehen wollte, von der sie gleichsam angesteckt ward. Da ward sie still, da sah man sie fleißiger als jemals und bis tief in die Nacht hinein nähen; da sah Fräulein Greta sie oft — wenn sie sich unbemerkt glaubte — die Hände zum Gebete zusammenfalten und sie sah dann aus, als hätte sie ihre ganze Seele in Gottes Schoos gelegt. Dies machte auf Fräulein Greta einen Eindruck, den sie sich selbst nicht erklären konnte. Zuweilen durchflog sie eine Vermuthung, daß Clara Katholikin wäre und irgend ein Keuschheits- und Arbeitsamkeitsgelübde gethan hätte. Zuweilen kam auch der Gedanke an die Promenaden und den Tüll verzehrenden Liebhaber wieder und sie plagte sich mit tausenderlei Erklärungen und Vermuthungen.

Aber während Clara näht und Fräulein Greta sich in Vermuthungen vertieft, wollen wir den Schleier von dieser stillen Welt, so voll von Gebet und Geduld, aufheben. Wir wollen Clara im Hause ihrer Kindheit und Jugend sehen und einen Blick auf eine Scene werfen, welche oft, gar zu oft auf der Schaubühne des Alltagslebens aufgeführt wird.

Clara.

„Amor mio, non più del mendo..“
St. Catterina.

Ihr Vater war ein Gelehrter, aber ein Stockgelehrter; eine vollkommne Encyklopädie, worin das Herz nur zu einem Artikel vertrocknet war. Ihre Mutter war ein schönes Weib, voll von Herz und Geistesfunken, von vornehmer Herkunft, hatte Hochmuth und mehr als alles Dieses — blinden Enthusiasmus. Es gibt prosaische Unbiegsamkeiten, es gibt poetische Unmöglichkeiten; man verheirathe sie zusammen und man hat das unglücklichste Verhältniß auf Erden. Das Tiefe und das Schöne können wie Wurzel und Blume vereint werden — es ist die schönste Verbindung des Lebens; aber die versteinerte Form und das unregelmäßige Leben stoßen einander ab, wie Feuer und Wasser. So ward das Verhältniß zwischen Clara's Vater und Mutter. Erst liebte er sie, weil sie schön war und weil sie seine Kenntnisse bewunderte. Sie heirathete ihn im blinden Enthusiasmus für die Wissenschaft und weil er ihr huldigte. Sie erwartete jeden Tag eine Himmelsfahrt machen zu können; er, jeden Tag einen guten Mittag zu erhalten. Beide hatten sich getäuscht; nun verachtete er ihre Unwissenheit, sie seine pedantischen Formen.

„Du verstehst es nicht! Du bist ohne Sinn und Begriff!“ waren die Worte, womit er sie begrüßte. „Du bist ungereimt! Du bist unausstehlich! waren die, womit

sie ihm antwortete. Ihr energischer Wille rang mit seinem motivirten Despotismus. Keines gab nach, Keines wollte gegen das Andere verträgsam sein und so ward der Tag den Zwistigkeiten und ihr Haus der Unbehaglichkeit und Bitterkeit zum Raube. Er demüthigte sie mit der doppelten Kraft seiner Mannesgewalt und seines Gelehrtenstolzes; sie, vornehm erzogen, in ihrer ganzen Jugend geschmeichelt, geliebkoset und verzogen, erhob sich gegen diese Bedrückung mit der Kraft der getretenen Schlange. Er trat sie nieder, sie stach ihn mit giftigem Stachel. Sowie liebende Gatten nur darauf sinnen einander glücklich zu machen, so sannen jene bald nur darauf, wie sie einander am ärgsten plagen könnten. Er war zerstreut und unwissend in Angelegenheiten, die das äußere Leben betrafen; sie war unordentlich im Hause. Fünf kleine Kinder riefen um Brot und Pflege. Bald setzte sich die Armuth mit ihnen zu Tische und Frost und Mangel und Hunger waren die dürren Reiser, womit die Zwietracht ihr Höllenfeuer anschürte. Wie es brannte, wie es prasselte! In kurzem konnte von diesem Hause gesagt werden, wie es in der Sage von Hel's Wohnung heißt:

„Elend heißt ihr Reichthum, Hunger ihre Schüssel, Darben ihr Messer, Saumselig ihr Sklave und ihre Sklavin, Verrätherei und Fall ihre Schwellen, Schwindsucht ihr Bett, erblassende Qual ihr Umhang."

Gibt es eheliche Paare, die sich in diesem Bilde wiedererkennen? O, Gott erbarme sich ihrer!

In diesem Hause wuchs Clara auf; eine Schwester mit ihr. Die Brüder wurden durch Verwandte in allgemeinen Schulanstalten versorgt. Die Töchter hatten allein das Kreuz des Hauses zu tragen. Clara's Schwester empfing einen sogenannten vortheilhaften Heirathsantrag und verheirathete sich in dem Gedanken, dadurch sich und ihre Schwester zu erlösen. Sie hoffte auf einen Freund und fand — einen Tyrannen. Aber sie war geduldig; sie beugte sich und ertrug, beugte sich

immer tiefer und tiefer, bis sie das Grab und hiermit Ruhe fand.

Clara blieb allein; allein in der Heimat, wo Haß und Klage herrschte, allein nach der märtyrisirten Schwester, allein!.... Aber nein!.... Man hat oft gesagt, daß, wenn Unfriede im Hause herrscht, der Mann der am wenigsten Unglückliche sei: „Er kann ja fortgehen, kann sich zerstreuen, er hat ja die Welt!" sagt man. Ich denke nicht so. Ich glaube, daß in der That eigentlich das Loos des Weibes das bessere sei, weiß, daß sie aus der häuslichen Hölle zu einem sichern Zufluchtsort — zum Himmel näher hat! Dorthin rettete sich Clara, und mitten unter häuslichen Stürmen, inmitten einer Atmosphäre von Bitterkeit, mitten unter beständigen Mühen an Leib und Seele — erhielt Clara Frieden. Aber wenn ihr wüßtet, wie sie betete! Das Gebet ist der Schlüssel zum Thore des Himmels. Dies geht nicht leicht auf; es gehört dazu Kraft, angestrengte Uebung, warmer Wille; aber ist das Thor einmal offen, siehe! da ist keine Scheidemauer mehr zwischen dir und dem Allmächtigen — und Gottes Engel fahren auf dem Wege auf und ab und dienen dem Menschen! Du, die du unglücklich wie Clara, wie sie Ruhe finden willst, höre! Koste nicht oberflächlich die Woge der Andacht! Trinke tief! Trinke tief aus dem Quell des Heils! Nimm die Güte, Treue und Demuth vollauf — und hab' Frieden!

Clara hatte ein so weiches Herz, so warme Sinne, so tiefe Begierde nach Glückseligkeit, wie irgend eine weibliche Seele — aber Alles ordnete, Alles überwand sie unter Gebet und Arbeit. Ihre Wange erblaßte dabei, ihre Jugend und ihre frische Lebenslust verging, aber ihre Seele ward ein Heiligthum und ihre Augen erhielten ihren sanften, himmlischen Glanz. Wie Oel aufgeregte Wellen beruhigt, so wirkte Clara's heiliges, mildes Gemüth allmälig auf die Seelen der Eltern. Nachdem sie sich zu Tode ermüdet hatten, starben sie versöhnt; aber auf dem Todten-

bette entdeckte Clara's Mutter der Tochter ein Geheimniß und foderte von ihr ein Gelübde, welches späterhin ihr ganzes Leben zu verdunkeln drohte.

Nach dem Tode der Eltern ward Clara von der Gräfin Natalie aufgenommen und in eine neue Welt und eine neue Lebensluft versetzt. Aber ihre Seele hatte ihre bestimmte Richtung genommen; gewisse Gestalten des Lebens hatten sich tief in ihre Seele eingedrückt. Ihr ganzes Wesen war ein Seufzer des Erbarmens über das Leiden auf der Erde. Sie hätte ihr Leben wie einen Balsam auf die Wunden der Welt legen mögen. Jesus liebte sie über Alles. Er war ihr Leben, ihre Freude. Er hatte gesagt: „Kommt zu mir, ihr, die ihr beschwert seid, und ihr sollt Ruhe finden in euern Seelen!" Und sie ging zu ihm und bekam Ruhe in ihrer Seele. Ihm wollte sie immer folgen.

In dem äußern, beweglichen Leben, in Allem, was man Unternehmungen, Speculationen, sich häuslich niederlassen nennt, mit einem Worte, in Allem, was man gewöhnlich unter „leben" versteht, sah Clara meistentheils nur eine schreckliche Beschwerde, ein unnützes Abmühen. Keine Mühen fürchtete sie so sehr wie die mit der Ehe verbundenen. Clara hatte diese so unglücklich gesehen, hatte dort die Hölle kennen gelernt und hielt dies Leben für so voll von Sorgen und Widerwärtigkeiten, daß sie nicht fassen konnte, wie man noch guten Muthes es mit neuen vermehren mochte. Einen kleinen Trost für die schon hinlänglich großen Beschwerden der Welt abzugeben, ohne sie auf irgend eine Weise zu vermehren, schien Clara ein Ziel, reich genug für ihr Leben. Und in Wahrheit! denkt man an alle Unruhe, allen Streit, alles Elend, wovon die Welt voll ist, sieht man die Menschen sich drängen, sich sklavisch abmühen und ängstigen, bankerottiren, da ist's kein Wunder, wenn man sein Herz sich zusammenziehen fühlt, wenn man eine innige Lust empfindet, sich so schmal wie möglich zu machen, um recht unbemerkt

durchs Leben schleichen zu können und nur nach eignem Vermögen den Sterbenden, Büßenden, Hungrigen zu helfen.

Bei solchen Gefühlen und Gedanken, wie unendlich eitel mußte das Weltleben Clara nicht vorkommen? Nur die himmlische Milde in ihrer Seele hielt sie ab, dasselbe sowie Diejenigen zu verachten, welche daran Theil nahmen, als wäre es das einzige Wirkliche im Leben.

Clara begriff noch wenig oder gar nicht, wie alle Sphären des Lebens bestimmt sind, einander zu verschönern und zu veredeln. — Das belebende Spiel des Gesellschaftslebens war ihr ein Räthsel, der Tempel der Kunst war ihr verschlossen und die Herrlichkeit der Natur hatte sie noch nicht gesehen. Clara kannte bei siebenundzwanzig Jahren nur das Leiden und den Himmel.

Einsam, wie im väterlichen Hause, stand sie jetzt in der neuen Welt, einsam mit ihrer Welt in der eignen Brust. Sie fühlte, daß ihr alle die Vorzüge, alle die Gaben fehlten, welche so hoch von den Menschen geschätzt werden; sie wußte, daß Niemand in ihrer Umgebung Das, was sie fühlte, verstand, und deshalb blieb sie so still und zog sich eine Schale von Zurückhaltung um ihr Wesen.

Wenn ein Gefühl von Bitterkeit sich zuweilen in Clara's frommes Herz einschlich, so geschah es, wenn sie große Geldsummen auf Leckereien in Speisen, auf die Flittersachen der Mode verschwenden sah. Sie dachte an die Kranken, an die Hungernden und Clara wußte aus Erfahrung, was Hunger bedeute.

Sie hatte wol von den Principien des Staatshaushalts gehört; von dem Nutzen, die Gewerbe zu ermuntern; von der Schädlichkeit des Almosens; aber Clara war überzeugt, daß verständige Hülfeleistung niemals schaden würde, und sie fühlte gar zu scharf die vorhandene Wirklichkeit — daß es Menschen gäbe, welche die Plagen der Krankheit und der Noth litten, oder welche unter Thränen sich für ein nothdürftiges Brot abquälten. Auf diese Unglücklichen waren Clara's Gedanken, ihre Liebe und der Plan ihres

künftigen Lebens gerichtet. Noch eine kurze Zeit mußte sie sich dem Leben, welches sie führte, unterwerfen, das Gnadenbrot annehmen, welches sie ärger drückte als der härteste Dienst. Noch mußte sie, um ein theures Gelübde zu erfüllen, die Putzsachen verfertigen, welche sie für so unnütz hielt, Geld verdienen und damit die Sünde, die Schuld einer Andern tilgen. Dann wollte Clara sich in ein Hospital begeben, um dort für ihre Liebe zu leben — eine Liebe, so wahr, so warm, so rein, wie je eine in Menschenherzen für Kenntniß, Freiheit, Ehre gebrannt hat! Hier sollte ihr Leben unbemerkt dahin fließen — freilich unter Mühseligkeiten — aber diese Mühseligkeiten würden Schmerzen lindern. Sie würde keinen Tag umsonst gelebt haben.

Fahre nach deinem Rom, feuriger Künstler! Baue dein Haus, trefflicher Bürger! Erhebe dir eine Ehrensäule, du Held! Mädchen, gut und schön, höre das Flehen deines Geliebten;

„Weiber und Männer, heirathet, meine Freunde!“

Siedelt euch an, habt Ruhe; aber gönnet Clara ihren Weg, ihren Platz! — Pax vobiscum!

Vom Heirathen.

„Was weißt du aber, du Weib, ob du den Mann werdest selig machen? Oder du Mann, was weißt du, ob du das Weib werdest selig machen?"

Paulus.

Fräulein Greta war jetzt so weit hergestellt, daß sie Besuche annehmen und an Unterhaltungen Theil nehmen konnte. Alle ihre Freunde eilten sogleich, sie aufzusuchen. Eines Tages erhielt sie Besuch von zwei jungen Frauenzimmern, die Schwestern und Bräute waren. Eva und Aurora waren anmuthige und fröhliche Wesen, lieblich fürs Auge, angenehm fürs Ohr, frisch wie Rosen, wohlgekleidet, wohlgepflegt, leicht wie Bachstelzen und gut wie Gold; mit einem Worte, sie waren allerliebste Mädchen und waren dabei voll Leben und einer Masse von Ansichten und Aussichten — ich sage nicht: Einsichten. Sie wollten die Welt verbessern, die guten jungen Mädchen, die Welt, die ihnen nicht auf sicheren Füßen zu gehen schien; sie wollten die Menschen verbessern und veredeln; zuerst ihre Bräutigame, dann „die Societät", die Erziehung, den Staat; und sie hatten zu allen diesen Unternehmungen den allerbesten Muth in der Welt. Fräulein Greta ergötzte sich unbeschreiblich an ihrem Eifer und brachte sie allmälig dahin, ihre Grundsätze, ihre Ideen und Plane zu entwickeln. Hier lagen allerlei Gesellschaften zur Unterstützung der Nothleidenden, Liebhabertheater, Erziehungsvereine, Subscriptionen zu allge-

meinnützigen Unternehmungen, besonders aber zu Tapisseriearbeiten, und Bazare u. s. w., in einem wunderlichen, genialen Wirrwar. Hier waren Fonds aus der Luft genommen, dort Schlösser auf Stroh gebaut, hier wieder eine große Bewegung, durch den Impuls einer Fliege hervorgebracht — und Archimedes sollte für dieses Letztere verantwortlich sein, oder Ihre Königliche Hoheiten, der Kronprinz und die Kronprinzessin, sollten Alles zusammen beschützen. Die jungen Mädchen wollten mit aller Gewalt verbessern und bilden und wirksame Bürgerinnen und Staatswirthschafterinnen werden. Fräulein Greta lachte herzlich über ihre großen Plane, während sie auf eine leichte und lustige Weise deren schwache Seite herauszukehren verstand; und die fröhlichen und eifrigen Kinder mußten selbst aus Herzens Grunde mitlachen, ohne jedoch einen Zoll breit von ihren ernsthaften Launen zu weichen. Clara hingegen sah betrübt aus, lächelte zuweilen, seufzte aber öfter.

„Meine beste Clara!" sagte endlich Fräulein Greta, „du mußt nicht so stumm dasitzen bei den Projecten unserer jungen Freundinnen. Auch du wirst vielleicht bald in den heiligen Ehestand eintreten und denkst dann vermuthlich auch, wie Eva und Aurora, deinen Mann und dein Vaterland zu cultiviren.

„Ach, Gott behüte mich!" rief Clara aus, mit einem Seufzer, der mitten aus dem Herzen kam.

„Wie so? Wie so?" riefen wie aus einem Munde Eva und Aurora.

„Meine Guten!" sagte Clara erröthend, aber mit Gefühl: „Ihr versprecht euch Vergnügen, ich glaube blos, daß ihr euch Unannehmlichkeit verschafft; ihr glaubt, Gutes zu thun, ich glaube, daß ihr nur eine ungemeine Beschwerde anstellt."

„Wie so? Wie so?" riefen Aurora und Eva. Fräulein Greta wandte sich im Bette um vor Freude über die Contraste.

„Aber sage doch, wie meinst du das? Was willst du?" riefen Eva und Aurora.

„Es wird mir schwer, Das, was ich fühle, auszudrücken," sagte Clara, „und vielleicht sehe ich das Verhältniß auch nicht so recht ein; aber ich zweifle daran, daß eure Unternehmungen dazu dienen können, die Welt zu verbessern und euch in euren häuslichen Verhältnissen glücklicher zu machen. Ich gestehe, daß mich schon der bloße Gedanke an alle diese Anstalten erschreckt. Es wäre besser, glaube ich, wenn man sich weniger außer dem Hause zu schaffen machte und wenn ein Jeder nur im eignen Hause wohl und getreulich für sich und das Seinige sorgte. Eure Tapisseriearbeiten u. s. w. für Nothleidende kosten mehr an zubehörigen Materialien, als wofür sie billigerweise verkauft werden können. Diese Subscriptionen, diese Bazare, die ihr so sehr preist, kommen — verzeiht mir's — einer vornehmen Bettelei ähnlich. Vielleicht habe ich unrecht; ich kann nur sagen, wie ich es fühle."

Aurora und Eva boten alle ihre Beredtsamkeit auf, um Clara zu beweisen, wie unbeschreiblich beschränkt und einseitig ihre Ansichten seien. Während dessen trat eine Dame herein, welche von den jungen Schwestern, deren Cousine sie war, sowie von Fräulein Greta, welche sie schätzte, mit großer Freude begrüßt ward.

Eleonore L. war nicht mehr jung, nicht schön, nicht elegant, aber sie war auch nicht das Gegentheil, d. h. sie war nicht alt, nicht häßlich, nicht schlecht gekleidet. Sie war dem Aeußern sowie dem Innern nach unendlich comfortable, nicht misvergnügt mit ihrer Stellung im Leben, aber auch einer Veränderung derselben gerade nicht entgegen. Gelegenheit dazu hatte sie auch; denn ein ganz achtungswerther Mann bot ihr zum zweiten Male seine Hand an. Sie konnte nicht Nein sagen; sie wollte auch nicht Ja sagen. Sie war voller Wenn und Aber und befand sich in der nicht seltenen Lage, wo das ganze Wesen des Menschen in den Worten: „Ja, nein, ja!" und „Nein,

ja, nein!" begriffen und zwischen ihnen getheilt zu sein scheint.

Die Cousinen, welche ihre Lage und ihre Bedenklichkeiten kannten, begannen erst leicht und scherzhaft um den wichtigen Gegenstand herumzuvoltigiren, gewannen so allmälig festern Fuß und wollten sogleich Eleonore bewegen, sich für die Ehe zu bestimmen, welche sie für den glücklichsten Zustand auf Erden erklärten, ohne welchen man seinen Mitmenschen nicht nützlich werden könnte.

Eleonore sah bei dieser Treibjagd im Anfange aus wie ein aufgeschreckter Haase, fand sich aber allmälig darein, wegen der Sache zu unterhandeln, d. h. ihre Zweifel und Bedenklichkeiten zu äußern. Diese wurden aber mit Eifer verworfen.

„Das Glück eines edlen Mannes zu machen!" schrie Aurora.

„Aber er könnte doch auch ohnedies glücklich genug werden!" sagte Eleonore.

„Einen Wirkungskreis erhalten; Leben und Nutzen und Freude um sich verbreiten!" wiederholte Eva.

„Wenn man nur wirklich etwas ausrichten könnte!" seufzte Eleonore.

„Mitbürger zur Welt bringen!" brach Fräulein Greta aus.

„Und sie wohl erziehen!" rief Aurora.

„Ach!" seufzte Eleonore, „das ist gerade das Allerschlimmste; der bloße Gedanke daran schlägt meinen Muth schon nieder. Wie kann man gewiß sein, seine Kinder glücklich zu machen, ihnen eine wirklich gute Erziehung zu geben?"

„Was sagt Clara dazu?" fragte Fräulein Greta. „Sage uns, wie du in diesem ganz intricaten Falle entscheiden würdest."

„Ja, sage, sage es uns!" riefen die beiden Schwestern.

„Ich muß erst darum bitten, an Fräulein Eleonore einige Fragen stellen zu dürfen," sagte Clara.

„Gern," erwiderte Eleonore, „und ich verspreche, so aufrichtig und so gut als ich kann, zu antworten."

„Nun wolan denn! Lieben Sie den Mann, der sich um Sie bewirbt, von ganzem Herzen?"

„Nein — ja — nein! Ich hege gerade nicht Liebe zu ihm, aber die allervollkommenste Achtung, Freundschaft....."

„Nun wohl! Meine zweite Frage: Liebt er Sie von ganzem Herzen, und ist es für das Glück seines Lebens nothwendig, Sie als seine Gattin zu besitzen?"

„Ja — nein — ja! Zwar glaube ich, daß er mich aufrichtig liebt, aber ich glaube wirklich, daß er mit einer Andern eben so glücklich werden könnte."

„Noch eine dritte Frage erlauben Sie mir: Sind Sie mit Ihrer Stellung im Leben, sind Sie mit Ihren Umgebungen unzufrieden?"

„Nein — ja — nein! Ich kann nicht sagen, daß ich mit irgend Etwas in meiner Umgebung unzufrieden wäre. Ich befinde mich so wohl, wie die meisten Menschen, welche nicht misvergnügt darüber sind, auf der Erde zu leben, so lange es Gott gefällt."

„Du machst mich unwohl, Eleonore!" brach Fräulein Greta ungeduldig aus. „Wie kann man so wenig wissen, was man will und was man meint!"

Aber Clara sagte mit großem Ernste: „Nun wolan, Fräulein Eleonore, mein Rath ist dieser: heirathen Sie nicht!" — und mit Innigkeit fügte sie hinzu: „Es geschieht so wenig Böses damit, daß man es unterläßt."

„Ja, darin haben Sie freilich recht!" seufzte Eleonore; „aber — — man möchte doch der Welt mit seinem Leben etwas nützen; man möchte doch für das Glück irgend eines Menschen leben!"

„Und wie kann man gewiß sein, dies durch die Heirath zu thun?" sagte Clara mit einem bei ihr seltenen Eifer und mit Thränen in den Augen. „Ist nicht das Leben voll von Unruhe, von traurigen Zufällen, von Leiden?

Unser eignes Leben, unsere eigne Person kann ja selbst leicht für Den, mit dem wir uns vereinen, eine Quelle des Leidens werden. Welches Feld für das Unglück, welcher Spielraum für alle Arten Leiden ist nicht mit der Ehe geöffnet? Und die Kinder ..... Und warum noch mehr Geschöpfe in eine Welt setzen, wo schon so Viele mit Noth und Ueberdruß kämpfen?"

„Man gibt ihnen eine gute Erziehung, man verschafft ihnen Talente, man schafft ihnen ein gutes Auskommen!" riefen Eva und Aurora.

„Weiß man wol, ob man es kann?" sagte Clara mit einem Gefühle, welches die schmerzlichste Erfahrung vom Leben verrieth. „Im Leben und im Gemüthe der Kinder kann Etwas liegen, was auf ewig das Glück derselben zerstört. O, es ist etwas Fürchterliches, wenn das Kind in seinem Herzen zu der Mutter sagt: Warum gabst du mir das Leben? Und wie weiß man, wenn man ein Kind zur Welt bringt, ob man für sein Glück wachen kann? Vielleicht stirbt man frühzeitig und läßt nur mutterlose Waisen und ein Haus in Armuth zurück? Ach nein, heirathen Sie nicht, heirathen Sie nicht! Es führt zum Unglück, zum Elend! Gibt es dessen nicht schon genug in der Welt? Ist es nicht thöricht, dahin zu arbeiten, und überdies noch gegen seine Neigung dahin zu arbeiten, noch mehr davon zu Wege zu bringen?"

„Aber man stirbt nicht!" riefen Eva und Aurora, „man lebt in blühenden Umständen."

„Nun wohl, mag dem so sein!" sagte Clara eifrig. „Man lebt, man ist reich. Ist man damit der Glückseligkeit, der Ruhe gewiß? Bleibt ein Mann sich gleich? Ist er es, welcher Sie glücklich machen kann? Wissen Sie, was es heißt — eine unglückliche Ehe?" fuhr Clara immer aufgeregter fort. „Sehen Sie!" — sie zeigte aufs Fenster — „sehen Sie diesen grauen, schneeschmutzigen Tag, so finster, so durchdringend feucht-kalt! So ist das Leben des Weibes in einer unglücklichen Ehe. Die Sonne,

die Blume, alles Schöne und Liebenswürdige im Leben wird an der Schwelle ihres Hauses verwandelt — Alles überzieht sich mit Schimmel und so vergrämt sich die Seele, so erfriert der Körper, so verwelkt alle Hoffnung und alles Leben von dem eisigen Athem oder der stürmischen Laune eines Menschen. Denn der Mann kann doch im Hause straflos Tyrann sein und dann wird sie Wurm, Schlange oder Engel! Engel, ja! wenn sie an ihren Leiden sterben darf, wenn sie Alles kann, um ..... Aber nein, es ist zu schwer, zu bitter! .... Gott helfe ihr und lasse sie sterben! Ach, wagen Sie nicht ein so schreckliches Spiel! Heirathen Sie nicht! Heirathen Sie nicht!" Clara's Thränen rannen.

Fräulein Greta hatte vor Erstaunen über Clara's lange und heftige Rede sich im Bette aufgerichtet und sich auf ihren einen, jetzt vollkommen hergestellten Arm stützend, betrachtete sie sie aufmerksam, während sie sagte: „Bist du toll? Willst du in vollem Ernste Leute daran hindern, sich zu verheirathen? Und, mein gutes Kind, wie sollte denn diese Welt auf eine anständige Weise fortbestehen können? Oder vielleicht glaubst du, es wäre am besten, wenn sie wirklich eines Tages aufhörte zu existiren?"

Clara sah aus, als ob sie hierin gerade kein Unglück fände, aber sie sagte blos: „Die, welche einander innig lieben, können sich heirathen!"

„Nun, Gott Lob!" sagte Fräulein Greta, „da sehe ich einen Ausweg. Aber alle die Andern, die nicht das Glück haben, in Jemanden sterblich verliebt zu sein?"

„Die müssen den Erstern helfen, sich im Leben einzurichten, helfen, Kinder zu erziehen, überhaupt allen Denen helfen, welche seufzen und sich in der Welt schwer durcharbeiten."

„Also eine Art Träger und Hülfsfrauen!" sagte Fräulein Greta bedenklich, „und wie ich hiernach schließe, sollen diese ehrlichen Leute beständig für Andere und durchaus nicht für sich selbst arbeiten. Aber, Clara, welche Freude

glaubst du wol, daß solch eine arme „Hülfe“ in der Welt haben werde? — Und daß ein Jeder dort sein Maß der Freude haben soll, ist doch ganz gewiß unsers Herrgottes Wille!“

„Ich weiß nicht!“ — antwortete Clara seufzend und mit feuchten Augen; „ich glaube, daß es dann mehr Freude und weniger Leid im Leben geben müsse. Dieses ist mehr einem Jammerthale als einem Freudensaale ähnlich — aber es ist eine Prüfung. Alles wird klar, Alles wird einst gut, wenn es vorüber ist. Aber so, wie die Erde jetzt ist, scheint mir die Einsame daselbst am glücklichsten. Sie hat nur für sich zu sorgen; sie kann ihre Bürde, ihr Leiden allein tragen, ohne Andere zu beunruhigen, zu belästigen. Sie kann so still, so still durchs Leben gehen, braucht Niemanden zu beschweren, braucht nicht zu conversiren und zu repräsentiren, braucht nicht ans Erdenleben festzuwachsen, weder durch innige Freuden noch durch tiefe Sorgen; sie kann leicht hindurchschleichen. Sie braucht so wenig für sich selbst; sie kann Alles hingeben, was sie hat; sie braucht nicht danach zu streben, einem Andern zu gefallen als Gott. Ach! was thut's denn, daß man zusammenschrumpft und alle äußeren Reize verliert? Man braucht doch nicht seiner Glückseligkeit wegen von der launenvollen Liebe der Menschen, von den Lebensmitteln des Gesellschaftslebens abzuhängen; man wartet nicht auf ihren Wink, um sich zu entfernen; man geht unbemerkt von dannen, eine Stelle, den Kopf darauf zu legen, wenn es Abend wird, findet man immer. Ob es ein weiches Kissen sei oder ein Strohbündel, thut nicht so viel zur Sache; man ist allein, man ist nur für sich selbst verantwortlich und sucht nichts Anderes als den Weg zu seinem Gotte!“

Ohne Heftigkeit, aber mit tiefer und stiller Rührung hatte Clara gesprochen. Thränen standen in Fräulein Greta's Augen, während sie fortfuhr, Clara mit Verwunderung zu betrachten. Einige Worte eines warmen Ge-

fühls lagen ihr auf den Lippen, aber sie erstickte schnell diese Rührung, legte sich ruhig zurück und sagte blos:

„Es scheint also, als ob du, ungeachtet deiner gnädigen Erlaubniß zum Heirathen für zärtlich Liebende dennoch diese Maßregel als eine halbe Tollheit betrachtest und es für die vornehmste Weisheit hältst, unverheirathet zu leben und sich so wenig wie möglich mit dieser Welt zu bemengen?"

„Ja, so ist es!" sagte Clara und nähte wieder mit allem Eifer.

Die drei Cousinen sahen erstaunt auf Clara und dann auf einander, und alle öffneten den Mund zu verschiedenen Ausrufungen, als Fräulein Greta ein Zeichen mit der Hand machte, ihre Stimme erhob und so sprach:

„Höret zu, junge Mädchen, und besonders du, Clara, höre zu! Ich will euch eine Geschichte erzählen!"

Sie ließ Clara die Kissen zurecht legen, legte sich in eine bequeme, halbsitzende Stellung und begann folgendermaßen*):

„Die Tugenden wurden eines Tages müde, beständig mit dem Bischof von Skara zusammen zu wohnen, und beschlossen eine Reise zu unternehmen und frische Luft zu schöpfen. In demselben Augenblicke, wo sie an Bord eines kleinen, netten Bootes gehen wollten, kam ein armes Weib mit einem blassen Kinde auf die Brücke herab und begehrte Almosen. Barmherzigkeit steckte sogleich die Hand in ihren Ridicül und nahm ein Zwölfschillingsstück hervor, aber Sparsamkeit hielt ihre Hand zurück und flüsterte: „Welche Verschwendung! Gib ihr ein Billet zur

---

*) Diejenigen. welche des geistreichen Bulwer's „Pilgrims of the Rhein" aufschlagen wollen, können den Ursprung zu Fräulein Greta's Erzählung sehen und über die Nachahmung urtheilen, sowie über die wesentliche Abweichung, welche sie sowol in der Idee als der Ausführung vorgenommen hat.

Armensuppe!" Vorsichtigkeit, die solche immer in ihrer Tasche hatte, war, nachdem sie nähere Erkundigungen eingezogen hatte, bereit, ihr ein solches zu geben; Barmherzigkeit, durch einen Wink vom Edelmuth ermuntert, steckte auch ihren Zwölfschilling der Armen heimlich in die Hand; Eifer präsentirte ihr ein Exemplar vom „Pfennig-Magazin" und obwol die letzte Gabe mehr kaltsinnig von der Armen hingenommen ward, so ging sie doch glücklich und dankbar von dannen.

Bald wurden die Tugenden von spielenden Wogen und liebkosenden Winden dahingetragen, unter erbaulichen Reden über die letzte Predigt des Bischofs. Aber ein finsteres Gewölk erhob sich und Vorsichtigkeit, welche eine neue Mütze auf hatte, bestand darauf, daß man ans Land setzen und gegen das heraufsteigende Unwetter Schutz suchen müsse. Muth war geneigt, der Gefahr zu trotzen; aber Klugheit trat auf die Seite der Vorsichtigkeit und man kam allgemein darin überein, ans Land zu steuern. Da wurden die Tugenden ein Boot gewahr, welches dem ihrigen gerade entgegenkam und worauf die Passagiere ausgelassen munter waren und einen gewaltigen Lärm machten. Es war eine kleine gute Gesellschaft von Lastern, welche Gute Laune mit sich an Bord bekommen hatten und jetzt so ausschweifend lustig waren. Bei der Vorbeifahrt gaben sie — wie es schien, mit Absicht — dem Fahrzeuge der Tugenden einen so heftigen Stoß, daß es ganz nahe daran war, umzustürzen. Muth brauste auf, faßte in das Boot der Laster und war im Begriff, sich ins Handgemenge zu begeben; aber Demuth trat schnell dazwischen und nahm auf ihre beiden Wangen die Ohrfeigen entgegen, welche die Antagonisten einander zugeeignet hatten. Das gefiel der Guten Laune so sehr, daß sie schnell einen Satz über Bord in das Boot der Tugenden hinein machte, wobei das Fahrzeug der Laster einen solchen Knuff erhielt, daß es beinahe Haferei erlitten hätte und sich unter großer Bestürzung der Passagiere entfernen

mußte. Wahrhaftigkeit und Eifer schickten sich an, ihnen eine Salve von Grobheiten mit auf den Weg zu geben; aber Edelmuth gab ihnen ein Zeichen, still zu sein, „denn die Bösen wären schon genug bestraft!“ Mittlerweile hatte das Gewölk sich zerstreut, und die Reise wurde unter den angenehmsten Gesprächen in der Welt fortgesetzt.

Die Gesellschaft der Tugenden fuhr hierauf eine lange Zeit fort, mehrere Städte zu besehen. Und wo sie sich auch aufhielten, ward bald ein großer Segen verspürt. Der Handel blühte, die Gesellschaften wurden munter, eine Menge Heirathen wurden geschlossen; man wußte nicht recht, wie es komme, daß es so angenehm und munter hier auf der Erde sei.

Hiermit brüsteten sich die Tugenden eines Abends nicht wenig, während sie Thee mit Pfefferkuchen in der guten Stadt Jönköping zusammen verzehrten. Indem sie über ihren glücklichen Einfluß auf das Leben der Menschen hin und her schwatzten und Klugheit gern eine kleine „Thronrede“ gehalten hätte, wenn Demuth sie nicht da gerade mit einer so beweglichen Miene angesehen hätte, stellte Jemand die Motion: die Tugenden würden noch mehr Gutes auf der Erde bewirken können, wenn sie nicht so zu sagen in einem Paquet reisten, sondern sich in alle Weltgegenden zerstreuten und als Apostel, jede für sich, ausgingen, die Tugend in der Welt zu predigen. In diesen Vorschlag willigten Alle mit lautem Beifalle. Ich muß jedoch bemerken, daß Klugheit und Mäßigkeit nicht zugegen waren; sie waren kurz, vordem die Motion gestellt wurde, zusammen ausgegangen, um Kaffee und Zucker für die Wirthschaft einzukaufen. Als sie zurückkamen, unterließen sie nicht, sich gegen den Beschluß zu reserviren, aber Eifer und Muth schrien so laut, daß die sanfteren Stimmen kaum gehört wurden, und als Edelmuth, welcher sich vom Eifer hatte hinreißen lassen, ebenfalls für das Zerstreuen der Tugenden votirte, so wagte nicht einmal Vorsichtigkeit, ihre Turteltaubenstimme zu er-

heben, sondern biß sich auf die Nägel, schwieg und ging zuletzt aus, um sich ein Paar neue Schuhe zu bestellen.

Am folgenden Tage trennten sich die Tugenden und wanderten jede für sich in die Welt aus, nachdem sie übereingekommen waren, nach einem Jahre auf dem Ritterhaus-Markte in Stockholm, bei der Statue Gustav Wasa's, wieder zusammenzutreffen und ein Plenum über ihre eignen Angelegenheiten und Zustände, sowie über die ihres Reiches — des Guten — zu halten.

Muth schwärzte seinen Schnurrbart mit lapis infernalis und zog nach dem Süden. Auf dem Weg traf er Chevalier Don Quixote, der ihn ermahnte, den Ehrgeiz des so lange unterdrückten weiblichen Geschlechts zu wecken und es zu tapferer Selbstvertheidigung zu ermuntern. Dies gefiel dem Muthe ganz wohl. Während die beiden Ritter über diese ehrenreiche Verwandlung des bisher so genannten schwachen Geschlechtes sich unterhielten, ritten sie an einer Kirche vorbei, aus welcher ein Brautzug hervorkam. Die Braut war ein ausnehmend schönes, junges Weib, welches nicht ganz unbekannt mit Muth zu sein schien, denn sie nickte ihm zu, als sie in den Wagen stieg; und daran fand Muth so viel Gefallen, daß er sie sogleich dazu auserkor, ein Vorbild ihres Geschlechtes zu werden, und die erste Gelegenheit ergriff, um in ihr Haus zu kommen, wo er sich bald heimisch machte.

Was nun seit der Zeit in dem jungen Haushalte vorging, davon wissen alle Kaffeegesellschaften in der Stadt X. zu erzählen. Dort vernimmt man, wie die Braut seit der Trauungsstunde eine ganz veränderte Person ward und wie der Bräutigam davon ganz wirr im Kopfe wurde. Man hörte zwischen den beiden jungen Leuten nichts Anderes als Zank und harte Worte und Drohungen, welche allmälig in Thätlichkeiten übergingen; zuletzt forderte sie ihren Mann auf Pistolen heraus, ward aber in demselben Augenblick von ihrer eignen Familie ins Tollhaus geschickt. Es war ein großer Scandal in der Stadt und der Umgegend.

Vorsichtigkeit las in Stockholms Dagblad einen langen Artikel über diese Geschichte, und erschrocken über alles Böse, welches der unweise Muth verursacht hatte, überdachte sie genau alle mögliche Gefahren und Widerwärtigkeiten dieser Welt und beschloß in ihrer Weisheit, sich ganz und gar aus derselben zurückzuziehen, überzeugt, daß das höchste Glück, wonach man hier streben könnte, wäre, nur mit heiler Haut davonzukommen. In Folge dessen verschaffte sie sich Logis bei einem alten unverheiratheten Frauenzimmer, welches aus Furcht vor Dieben vier Treppen hoch in einigen saubern Bodenkammern wohnte. Merke wohl auf diese Geschichte, Clara! Hier hätte nun Fräulein Vorsichtigkeit gute und ruhige Tage haben können, wenn sie nicht durch den Gedanken an tausend Gefahren geplagt gewesen wäre; sie wagte nicht das Fenster zu öffnen, aus Furcht, den Schnupfen zu bekommen; sie getraute sich kaum einzuheizen, aus Furcht vor Schornsteinfeuer; sie fürchtete krank zu werden wegen Mangel an frischer Luft; aber auszugehen, daran war gar nicht zu denken; sie konnte ja von dem ersten, besten Wagen überfahren werden, Blumentöpfe konnten aus den Fenstern ihr auf den Kopf fallen, sie konnte selbst die Treppe hinunterfallen und ein Bein brechen! Nein, nein, auszugehen, das war rein unmöglich! Und so sehr scheute sie sich davor, daß, um nicht nöthig zu haben, sich ein neues Kleid zu kaufen, sie sich kaum getraute, in dem alten, welches schon etwas abgenutzt war, zu sitzen. Zuletzt kam es dahin, daß sie weder Hand noch Fuß mehr rührte. Mit allen ihren Scrupeln hatte Vorsichtigkeit auch ihre Wirthin, das alte Fräulein, angesteckt, und als einstens — in der Nacht — Feuer im Hause ausbrach, wagten die beiden Freundinnen nichts für ihre Rettung zu thun und wären unfehlbar verbrannt, wenn nicht ein Nachtwächter und ein Schornsteinfeger sie auf ihre Schultern genommen und in Sicherheit gebracht hätten.

Mittlerweile rannte der Eifer in der Welt umher

und schwitzte und schrie nnd predigte und riß die Menschen bald hier, bald dort hin. Er nahm den Bauer vom Pflug, die Mutter von ihren Kindern, den Beamten aus seinem Geschäftszimmer und gab ihnen etwas Anderes zu bestellen. Sodann lief er von ihnen davon und ließ sie, so gut sie konnten, selbst für sich sorgen. Gerade als er im Begriff war, über Europa zu laufen, um in China Heiden zu bekehren, kam er in Rußland einer Mine im Augenblicke ihrer Explosion gar zu nahe, ward vom Pulver verbrannt und — o weh! — auch blind. Noch eine Zeitlang rannte er in der Welt umher, brachte aber nur Wirrwarr hervor, bekam mit der Polizei zu schaffen und mußte sich zuletzt einen Lohnbedienten miethen, der für ein gewisses Monatsgeld es übernahm, ihn dahin zurückzugeleiten, von woher er gekommen war.

Demuth ward so lärmenden Abenteuern nicht ausgesetzt, aber sie sah, sich selbst überlassen, so gottesjämmerlich aus, daß Niemand sie aufnehmen wollte, und nachdem sie, bald sich bückend, bald auf den Knien sich um die Welt herumgeschleppt, an alle Thüren geklopft und bei allen gesagt hatte: „Ich bin Nichts!“ nachdem sie überall grob angegangen und wie Nichts behandelt worden war, mußte sie nach Hause zurückkehren und langte an dem festgesetzten Versammlungsplatze, ganz abgerissen und beinahe vernichtet, an.

Hier am Fuße der Heldensäule sah sie alle ihre frühere Freundinnen und Genossinnen sich versammeln. Aber großer Gott, wie verändert waren sie nicht! Sie vermochte sie kaum wieder zu erkennen. Eifer hatte nicht mehr seine blitzenden Augen und war am rechten Fuße lahm geworden; Muth trug den Arm in der Binde und sah im höchsten Grade wie ein „mauvais sujet“ aus; Wahrhaftigkeit hatte Beulen überall, trug finstern Zorn auf ihrer früher so himmelklaren Stirn und jedes zweite Wort, das sie sprach, war eine Grobheit; Edelmuth hatte das Aussehen eines Komödianten und schwatzte

und prahlte erschrecklich; Mäßigkeit hatte die Miene eines Geizhalses; Vorsichtigkeit glich einer Hasenscheuche; Geduld und Barmherzigkeit sahen so mager, kränklich und abgezehrt aus, daß es ein Jammer war; Gute Laune war nichts weniger als nüchtern; Klugheit stand sich am besten, aber ich versichere euch, daß sie deshalb auch aufgeblasen und hochmüthig war: sie maß ihre Schritte, ihre Worte ab, nahm alle drei Minuten eine Prise Schnupftabak, brüstete sich, sah alle Andere über die Achseln an, spannte die Nasenflügel aus und war unerträglich.

Ihr möget urtheilen, meine Guten, ob das Zusammentreffen der Tugenden erbaulich und munter war. Die Wahrheit zu sagen, glichen sie in ihrer jetzigen Gestalt weit mehr Lastern als Tugenden. Aber kaum waren sie eine Zeitlang zusammen gewesen, hatten sich die Hände geschüttelt und einander wiedererkannt, als ihr Aussehen sich schon zu verwandeln anfing und etwas von dem früheren Charakter annahm. Klugheit nahm aus ihrer Reiseapotheke eine Salbe, womit sie Eifers Augen bestrich, welche im Augenblick aufgingen und wie vordem zu blitzen anfingen. Gute Laune ward so von der Demuth Durchsichtigkeit und dunstgleichem Wesen frappirt, daß sie augenblicklich nüchtern ward und den Vorschlag machte, daß die Tugenden insgesammt in einer naheliegenden Restauration bei einer kleinen Bowle Punsch ihre Kräfte stärken, ihre gegenseitigen Abenteuer erzählen und einen Beschluß für die Zukunft fassen möchten. „Bravo!" sagte Muth und bot Vorsichtigkeit seine Hand; Gute Laune nahm Demuth in ihren Arm und sprang mit ihr von dannen an der Spitze der Uebrigen, welche insgesammt nachfolgten.

Jetzt alle die Geschichten zu wiederholen, welche auf der Restauration erzählt wurden, würde gar zu weitläufig werden. Ich werde euch daher nur mit dem Resultate der Zusammenkunft der Tugenden bekannt machen, welches folgendes war: „sie wollten in Zukunft zusammen

reisen und sich so selten wie möglich trennen, da eine jede für sich, auf eigne Hand, ohne Rath und Stütze von den Andern gelassen, nur Dummheiten begehe." Die Tugenden waren insgesammt mit diesem Beschlusse sehr zufrieden. Sie beschlossen ihren Schmaus mit einem Gesange, den Gute Laune improvisirte und welcher der „Bund der Tugenden" genannt wurde. Aber da ich kein Gedicht auswendig hersagen kann und ich nicht gern Gute Laune in üble Laune versetzen will dadurch, daß ich ihren Gesang verstümmle, so endige ich hier meine Erzählung und überlasse es euch, die Anwendung zu machen."

Die jungen Mädchen waren von der Erzählung höchlich ergötzt, wollten aber Fragen thun und Erklärungen verlangen; Fräulein Greta hingegen wollte sich in kein weiteres Reden über die Geschichte einlassen, sondern bat ihre jungen Freundinnen, dieselbe zu „digeriren," eine jede für sich nach ihrem besten Vermögen. Eva und Aurora erhoben sich bald darauf, um Abschied zu nehmen; Eleonore folgte ihnen, nachdem sie Clara gebeten hatte, wiederkommen zu dürfen, um mit ihr über „das Heirathen" zu reden. Fräulein Greta behielt sich vor, dabei als Advocat des Freiers anwesend sein zu dürfen. Eleonore willigte lächelnd und seufzend ein, aber auf dem Wege nach Hause waren ihre Gefühle für die Heirath mehr „Nein, ja, nein!" als: „Ja, nein, ja!" Aurora und Eva dachten daran, sich kostbare Costüms zu einem Gesellschafts-Schauspiele für die Abgebrannten in W. anzuschaffen.

Fräulein Greta, welche jetzt in ihren Gedanken den Tüll verzehrenden Liebhaber und Clara's Abscheu vor dem Heirathen in Verbindung brachte, sagte zu ihr mit vielem Ernste:

„Clara, entweder bist du ein ganz außerordentliches Wesen,, oder du befindest dich auf einem ganz gefährlichen Wege!"

Clara schwieg und Fräulein Greta fuhr fort:

„Dein Abscheu vor dem Heirathen ist nicht natürlich. Ich kann wohl einsehen, daß man nicht Lust hat, da hineinzuhüpfen wie auf einen Ball, aber deine Widerspenstigkeit und die Ansichten überhaupt, die du vom Leben hast, sind ebenso unbiblisch als unnatürlich. Der Mensch ist nicht geschaffen, um einsam zu leben. Ich kann auch nicht sagen, daß ich es recht erbaulich finden würde, von dir für eine Tollhäuslerin angesehen zu werden, wenn ich einst Lust hätte, mich zu verheirathen; was wol möglich ist, ohne gerade in meinen auserkorenen Gatten sterblich verliebt zu sein!"

„Und wenn du auch heirathest," sagte Clara, „so werde ich doch nicht sagen, daß es unklug sei; denn Niemand scheint mir gleich sehr die Wohlfahrt Anderer begründen zu können. Freude und Glück gehen mit dir durchs Leben und wirken auf Diejenigen, welche dir nahe sind."

„Ich bin froh, daß du so denkst, Clara!" sagte Fräulein Greta, indem sie ihre Hand drückte.

„Aber," fuhr Clara fort, „wenn du kenntest, was es heißt, Noth zu leiden, zu hungern; wenn du wüßtest, wie Viele es in der Welt gibt, welche es täglich erfahren, so würdest du nicht heirathen, sondern allein leben, um den Bedürftigen zu helfen, die Hungrigen zu ernähren."

„Meine beste Clara," sagte Fräulein Greta mit dem wohlbekannten feinen Lächeln auf ihren Lippen, „dann würde ich vermuthlich verdienen, von Sr. Heiligkeit dem Papste kanonisirt und noch nach Jahrhunderten als St. Greta angerufen zu werden! Aber daß ich hiermit etwas wirklich Gutes ausrichten würde, das glaube ich nicht; ich würde wahrscheinlich nur einige Faullenzer und Taugenichtse in der Welt mehr machen. Was Werke der Barmherzigkeit betrifft, so habe ich hierüber meine eignen Gedanken. Ich halte den Ueberdruß für die schwerste Noth der Welt, das Gähnen für die ärgste Art Pest und Denjenigen, der es

durch unschuldige Mittel zu verjagen versteht, für einen der vorzüglichsten Wohlthäter seines Geschlechtes. Ein herzliches Lachen ist mehr werth als Dukaten."

„So ist es," antwortete Clara. „Allein Ueberdruß ist ein selbstverschuldetes Unglück und Diejenigen, welche Zeit haben zu gähnen, könnten auch Zeit haben fröhlich zu sein, wenn sie vernünftig wären, aber . . . . ."

„Nun? aber! . . . . ."

„Aber mit den Leidenden, von denen ich rede, ist es nicht so. Aeußeres Elend drückt sie zu Boden; auch wenn sie sich erheben wollen, können sie oft nicht. Noth und Krankheit liegen wie eine unermeßliche Bürde auf Leib und Seele; sie vermodern lebendig."

„Geschieht wol auch mit manchem Reichen," sagte Fräulein Greta. „Ich bekenne, daß es mein Glaube ist, es sei der eigne Fehler der Menschen, wenn sie herabkommen. Redliche und ordentliche Leute haben immer ihr Auskommen. Außerdem ist es schwer, Almosen zu geben, und der Unwürdige erhält es wahrscheinlich öfter als der wirklich Bedürftige."

„Wohl kann es seine Schwierigkeit haben," sagte Clara; „wenn man aber keine Mühe scheut und keine Zeit spart, so kann man sie wohl überwinden. Sag' nicht, daß ein Jeder, wer da will, helfen kann. Ach, es gibt Widerwärtigkeiten, denen man unmöglich widerstehen, es gibt Elend, das man nicht abwenden kann. Ja selbst die Fehler und Mängel der Menschen muß man zuweilen als ein Unglück betrachten, das sie nicht verschuldet haben. Man spricht von der Unordnung der Armen, von ihren Vergnügungen . . : . . Ach, wenn du wüßtest, wie dürftig diese Vergnügungen in das Leben mancher Menschen gesäet sind! Und wenn das Leben ihnen recht drückend ist und sie dann einen Augenblick den lockenden Vergnügungen nicht widerstehen können; wenn sie einige Minuten genießen wollen . . . . und dann ihr tägliches Brot verlieren . . . . sollen die Armen für diesen Augenblick ihr ganzes Leben

lang büßen und sind sie es nicht werth, aufgerichtet und unterstützt zu werden? Soll Das bei ihnen als Verbrechen bestraft werden, was bei den vom Glücke Begünstigten „verzeihliche Schwäche“ heißt? O, wenn du wüßtest, wie viele solche Verbrechen aus Mangel herrühren — aus Mangel an Brot und Mangel an Freude! Auch sie, die Armen, bedürfen der Freude; sie bedürfen ihrer ebenso wohl wie des Brotes, Freude ist die frische Luft, welche macht, daß man leicht athmet, daß man sich freut, zu leben, daß man an Gottes Güte glaubt .....“

Clara's Thränen flossen so reichlich, daß sie aufhören mußte. Fräulein Greta schwieg; aber Clara's Worte öffneten ihr eine Seite des Lebens, nach welcher sie selten gesehen hatte. Sie warf einen langen Blick über Scenen, die ihre Stellung im Leben und ihr Gemüth bisher nur flüchtig aufgefaßt hatten, und ihr Herz ward beklommen.

Was hierauf folgte, sage ich nicht; es ist zu einfach, zu heilig, um ausposaunt zu werden. Wenn aber meine Leserin erräth, daß Fräulein Greta Clara zu ihrer Schatzmeisterin machte und daß Clara hierüber warme Freudenthränen vergoß, so kann ich wol gestehen, daß sie der Hauptsache auf die Spur gekommen sei.

Und du, gestrenger Liebhaber von Verdiensten und Gegner des Almosens, schüttle nicht den Kopf über diese Compagnie! Setze dein Geld in Manufakturen ein, in Gewerbe — in was du willst — aber lasse Clara in Ruhe! Fürchte nichts! Sie wird nicht ihr Seidenkleid der Frau des Arbeitsmannes geben, nicht Geld dem Liebhaber des Branntweins; sie wird nicht, wie eine gewisse junge, liebenswürdige Gräfin, sich ihre türkischen Pantoffeln abziehen und sie einem kleinen barfüßigen Schornsteinfegerjungen geben. Sie wird das arme Kind in die Schule schicken, Arbeit schaffen dem Arbeitslosen, Heilmittel dem Kranken u. s. w.; sie wird ihr Almosen klug vertheilen. Heißt das nicht, sein Capital auf Renten ausleihen? Und würde es zuweilen nur einen helleren Augenblick in einem

finstern Leben, Linderung in unheilbaren Plagen hervorbringen, so .....

Ach, wie es auch die Weisen auf der Erde ordnen, wie wohl es dort auch bestellt werden mag, Raum bleibt dort immer fürs Unglück, für unverschuldetes Leiden; also bleibt doch auch immer Platz und Beschäftigung für die barmherzige Schwester!

Gespräch in der Dämmerung.

Eins nur gilt für Einen und gilt Allen,
Daß das Gute geschehe — ob mit Worten,
Die dich heben, stürzen; — gleich gut!
Kannst du nicht steigen, lerne fallen!
Und ein besseres Geschlecht auf unsern Gräbern
Denkt gerührt dann einst an unser Loos.
Geijer.

Der Tag für Edla's Abreise war festgesetzt und nahte heran. Nina allein wußte es nicht und hielt die Stunde der Trennung noch für entfernt. Edla wollte Nina's weichem Gemüthe den Schmerz der Trennung ersparen und war daher mit dem Beschlusse zufrieden, den die Gräfin gefaßt hatte, während der milden und schönen Wintertage eine Einladung nach einem nahe der Stadt gelegenen Gute anzunehmen, wo man mit großem Glanze das neue Jahr, die neue Braut und die schöne Excellenz-Tochter zu feiern wünschte. Edla sah deutlich die Absicht der Gräfin, Nina immer mehr von ihr zu trennen, und besonders während der Tage vor der Abreise jenes herzlichere Annähern, jene unwillkürlichen Ergüsse von Zärtlichkeit und Vertrauen zu hindern, welche Freunde so gern vereinen wollen, wenn die Stunde des Scheidens herannaht. Edla sah wohl die Absicht der Gräfin, beschloß aber, nichts dagegen zu thun. Jetzt Nina in ihrer Nähe behalten, ihr Thränen anstatt der Vergnügungen geben zu wollen, wäre ihr als Egoismus vorgekommen. Nicht ohne ein gewisses angenehm-

wehmüthiges Gefühl dachte Edla: „Sie wird fröhlich sein, sie wird spielen und genießen, während ich das Vaterhaus verlasse. Sie soll nicht sehen, daß ich leide. Um so leichter wird dieses Gewölk an ihrem Himmel vorübergehen!"

In der Abschiedsstunde war die Gräfin wie Eis gegen Edla. „Glückliche Reise!" sagte sie kalt. „Ich habe Befehl gegeben, daß Alles bereit gehalten werden soll, was du auf deiner Reise nöthig haben kannst."

„Ich danke! Ich werde selbst dafür sorgen!" antwortete Edla auch kalt. „Lebe wohl, mein Vater! Mein Vater! ....." Edla's Stimme zitterte.

„Ich werde dich noch sehen, bevor du abreisest!" sagte der Präsident, während er mit Eifer und großem Geräusch sich die Galoschen an die Füße schob und das Gesicht abwandte, um heraufsteigende Thränen zu verbergen.

Nina kam. Sie war schön anzusehen in dem prachtvollen Winteranzuge, in dem fürstlichen Hermelin. Edla bekämpfte die heftige Bewegung, welche sie bei Nina's Anblick empfand, und als sie ihre nassen Augen, ihren unruhigen, fragenden Blick sah, als sie Nina in ihren Armen zittern fühlte, während sie leise und fast mit Angst sagte: „Ich sehe dich doch bald, recht bald wieder?" da wünschte sich Edla zu ihrem Vorsatze Glück, das zarte Gefühl der Schwester schonen und ihr die Trennung so leicht wie möglich machen zu wollen. Sie beruhigte Nina und sich und sah mit wolkenfreier Stirn ihre Familie abreisen.

Während der folgenden Tage war Edla mit der Besorgung eigner Angelegenheiten eifrig beschäftigt. Sie schrieb an Nina einen Brief voll Güte und Weisheit. Die Abenddämmerung des letzten Tages kam. Edla hatte von Fräulein Greta Abschied genommen, welche von Dem, was im Hause und an Edla selbst vorging, nicht irre geleitet war und ihr mit einer Herzlichkeit begegnete, welche ihre volle Achtung bewies. Sie umarmte Greta's treue Wärterin und ging ins Gesellschaftszimmer hinab, wo sie Feuer anmachen ließ, vor welches sie sich hinsetzte und

still auf den Besuch harrte, den sie vom Grafen Ludwig erwartete.

Dämmerung und Schnee draußen, Feuer und Stille drinnen, sind der Vertraulichkeit dienstbare Geister. In der Dämmerungsstunde springt das Geheimniß, das lichtscheue Kind, ganz unbedacht aus seinem Verstecke hervor; Scharen kleiner Fledermäuse, jede mit ihrer Fliege im Munde, flattern hin und her; manche Eule ruft ihr schrillerndes „Uh, uh!" Aber auch edlere Kinder vom Schatten und Licht in der Seele des Menschen kommen jetzt hervor; wie gern zündet nicht die Versöhnung am Abendhimmel ihre sanften Sterne an! Wie lieblich träufelt nicht der Thau des Trostes! Ich will nicht von der Liebeserklärung reden; zwischen der Dämmerung und den Flammen des Ofenfeuers hüpft sie unwillkürlich hervor, und um so leichter, je mehr sie einem Irrlichte ähnelt. Doch auch der Himmelssohn wählt gern diesen Augenblick, um sich zu offenbaren. Summa: Es ist merkwürdig, wie viel während der Plauderstunde der Dämmerung ans Licht kommt!

Merkwürdig ist auch, wie wenig à propos dieses unser kleines Impromptü hier kommt und wie wenig es zur gegenwärtigen Scene in der Dämmerung vor dem Ofenfeuer paßt. Hier sitzen in Lehnstühlen Edla und Graf Ludwig, schweigend wie Bildsäulen, und sehen mit gedankenvollen Blicken auf die glühenden Holzstücke, die nacheinander in Kohlen herabfallen. Freundlicher Leser, entschuldige und erinnere dich gefälligst, daß du wol schon früher eine Vorrede gehört hast, die nicht zum Nachfolgenden paßte.

Aber endlich unterbricht Graf Ludwig das Schweigen, indem er mit einem Ausdrucke tiefen Misvergnügens zu Edla sagt:

„Sie reisen! Sie entfernen sich auf eine längere Zeit und lassen mich in einer Ungewißheit zurück, die mir mit jedem Tage qualvoller wird. Sie hindern mich, Nina und

ihrem Vater einen Wunsch zu offenbaren, den sie gleichwol billigen. Wie lange soll dieser Zwang dauern, wie lange soll ich vor Nina's Eltern, vor der Welt, vor Nina selbst in einem zweideutigen Lichte erscheinen?"

„Nicht vor Nina. Sie weiß, daß sie von Ihnen geliebt ist; sie weiß auch, warum Sie noch zögern, sich zu erklären."

„Nun wolan!"

„Sie ist für Ihre Güte dankbar; dankbar, weil Sie nicht in sie dringen, da sie noch so jung und so schwach ist, für ihr ganzes Leben und Glück einen Entschluß zu fassen. Sie fürchtet in diesem Zeitpunkte jede Veränderung in ihrer Lage, sie ist nicht darauf vorbereitet. Sie kennen meine Angst wegen Nina's Gesundheit, wegen der Schwäche in ihrem ganzen Wesen. Ich glaube, daß sie nicht eher heirathen darf, als bis sie stärker geworden ist, als bis etwas mehr Gewohnheit mit der Welt und dem Leben dort sie in den Stand gesetzt hat, ihren Platz als Ihre Gattin auszufüllen. Sie machte jetzt ihre erste Bekanntschaft mit dem Gesellschaftsleben; lassen Sie sie ungestört sich dort umsehen, sie ist noch so jung! .... Außerdem können Sie ihr ja dort auch nahe sein und gewinnen ...."

„Was gewinnen?" fragte Graf Ludwig herbe.

„Gewinnen — was ich so innig wünschte, daß es Ihnen angehörte — ihr Herz! Ich will es Ihnen nicht verhehlen .... Nina schätzt Sie hoch, aber sie liebt Sie nicht!"

„Ich weiß es!" antwortete Graf Ludwig kalt.

Edla sah ihn mit Erstaunen und einer fragenden Miene an.

Mit einiger Bewegung sagte Graf Ludwig: „Wundern Sie sich nicht, daß Der, welcher von der Wiege an Zärtlichkeit hat entbehren müssen, welcher das erste Mal, wo er sich geliebt glaubte, sich betrogen fand, wundern Sie sich nicht, daß Der, dessen Blick scharf geworden, sich nicht so leicht über Das, was man für ihn fühlt,

eine Illusion vormacht. Ich weiß es, ich bin nicht liebenswürdig; ich werde nicht so leicht geliebt werden, und ich frage nicht viel darnach! Wer kann nicht geliebt werden? Wer kann nicht die Leidenschaft, besonders bei Weibern, heftig erwecken? Verzeihen Sie, Edla, aber Sie können weniger als jede Andere blind sein gegen die Schwächen Ihres Geschlechts! Ein kleiner Sänger, dessen ganzer Werth in einer Romanze liegt, ein geschickter Tänzer, eine kleine Bravour oder Bravade, etwas Güte, ein kleines Talent, ein schönes Aeußere, ein angenehmes Wesen, alle diese Dinge können liebenswürdig erscheinen, können Liebe erwecken: ich kann es nicht. Ich habe beschlossen, mich darüber hinwegzusetzen. Auch Nina macht davon keine Ausnahme. Ja, ich bin darauf vorbereitet, daß sie für einen Andern als mich Liebe fühlen könne, für eines jener kleinen Geschöpfe, welche ich verachte."

„Graf Ludwig," unterbrach ihn Edla erstaunt und aufgeregt, „höre ich recht?"

„Ja! Aber hören Sie mich zu Ende! Jener Zauber, jene süßen Gefühle, welche von dem Anmuthsvollen geweckt werden, kann ich nicht erwecken, nicht erwarten. Nina kann sie für mich nicht empfinden; sie wird vielleicht für Augenblicke sie für Andere fühlen. Es ist natürlich, es schadet mir nicht und ich werde daran nichts verlieren. Ich werde verdienen, was besser, ich werde gewinnen, was wichtiger ist — Nina's vollkommene Hochachtung, ihr volles Vertrauen und ihre Freundschaft. In der besten und eigentlichsten Bedeutung des Worts wird Nina mein werden. Was ich an Nina liebe, ist nicht die Schönheit, nicht die Anmuth, ich liebe in ihr nicht nur den Zögling der reichbegabten Edla, ich liebe in ihr vor Allem das Weib, das Weib par excellence, das gute, sanfte, demüthige Weib. Ich bin rauh und hart, ich weiß es; nur durch einen Charakter, ein Gemüth wie das ihrige, kann ich milder, kann ich glücklich werden und auch Andere glücklich machen. Nina ist Edla's Zögling: sie wird

Das schätzen, was gut in mir ist, sie wird durch ihre Engelsseele mich mit der Menschheit befreunden. Sie wird in mir ihren Freund, ihren besten Leiter sehen, sie wird ihre Kinder, ihr Haus, ihren Einfluß auf mich lieben. Glauben Sie mir, sie wird glücklich werden!"

„Ich fürchte," sagte Edla mit einem tiefen Seufzer, „daß Sie das Wesen der wahren Liebe verkennen. Vielleicht auch benennen Sie dieselbe Sache nur mit verschiedenen Namen. Freundschaft und Vertrauen sind gewiß der wirklichste Kern aller Liebe. Wenn Sie aber glauben, für Ihre eigne und für ihre Glückseligkeit sich mit Nina's inniger Achtung und ihrem Vertrauen begnügen zu können, so verzeihen Sie mir, wenn ich sage, daß Sie, um diese zu gewinnen, sich nicht blos auf Ihre strengeren Tugenden verlassen müssen. Das Vertrauen insbesondere ist ein schüchternes Kind; es muß mit Güte, mit Wohlwollen gewonnen werden. Die Blume wird nicht heraufgelockt, wenn nicht die Sonne sie erwärmt. Sie müssen von Nina geliebt sein wollen, Sie müssen gut, müssen zärtlich gegen sie sein. Sie wissen nicht, wie weich sie ist, wie sehr sie zugleich Zärtlichkeit und einer Stütze bedarf. Seien Sie gut gegen sie, Graf Ludwig, sonst gewinnen Sie sie nicht! Seien Sie mild, seien Sie liebevoll gegen sie ....."

„Edla," unterbrach sie Graf Ludwig, „begehren Sie nicht von der Eiche, daß sie sich zur Blume herabbücken soll; erheben Sie lieber die Blume zu dem festern Stamme!"

„Nicht so, Graf Ludwig!" sagte Edla. „Ihr Gleichniß hinkt, das Verhältniß zwischen Mann und Weib ist nicht, muß nicht so einseitig sein. Meine Blume muß zart behandelt werden, sonst ist sie nicht für Sie. Seien Sie gut gegen sie, Graf Ludwig. Noch einmal sage ich es Ihnen, seien Sie gut gegen sie und Sie werden Alles über sie vermögen. Pflegen Sie Das, was so schön bei ihr ist, ihr engelgleiches Gemüth, ihre Güte; haben Sie Ehrfurcht davor, misbrauchen Sie sie nicht.

Seien Sie nicht zu anspruchsvoll! Wie leicht ist Nina nicht zu Boden gedrückt, wie leicht wäre es nicht für eine harte Hand, ihr ganzes Glück zu vernichten! Wie oft habe ich mir nicht meine eigne Strenge gegen sie vorgeworfen, eine Strenge, welche jedoch nur die zärtliche Besorgtheit für ihr Wohl veranlaßte; wie oft hat nicht der Engel in ihrer Seele mich gegen meinen Willen weich gemacht! Erinnern Sie sich noch, Graf Ludwig, wie sie, noch Kind, einst an einem schmerzhaften Zahnweh litt und der Arzt ihr den gesunden Zahn anstatt des kranken auszog; erinnern Sie sich, wie sie die fortdauernden Schmerzen litt und den Misgriff des Arztes während der ganzen Zeit, wo er anwesend war, geheimhielt und mich auch nachher bat, ihm denselben nicht mitzutheilen, denn: „Es würde ihm so wehe thun!" Es ist dies eine Kleinigkeit, aber welcher Himmel von Vertragsamkeit und Sanftmuth zündet da nicht seinen ersten Stern an! So war Nina als Kind, so ist sie noch jetzt. Sagen Sie, Graf Ludwig, verdient ein solches Herz nicht, sorgsam und liebevoll geschont, gesucht und gewonnen zu werden?" Thränen standen in Edla's Augen. Auch Graf Ludwig war gerührt.

„Geben Sie mir," sagte er, „diesen Engel zur Gattin! Lassen Sie mich täglich, stündlich unter ihrem Einflusse leben, so kann ich vielleicht werden, was Sie wollen. Vielleicht werde ich auch liebenswürdig werden können — wenigstens für sie," fügte er mit einem Lächeln hinzu, das ihn unendlich verschönerte. „Und dies," fuhr er fort, „wird mich um so leichter die Urtheile des großen Haufens verachten lassen. Dieser wird mich vermuthlich immer für einen unbarmherzigen Egoisten, für einen harten, stolzen, herzlosen Menschen ansehen. Ich bin leicht darüber getröstet, ja es schmeichelt beinahe meiner Eitelkeit, so ausgezeichnet zu werden. Ich werde es als eine Ehre betrachten, wenn nur — in einer Zukunft, die ich nicht mehr erleben werde — mein Vaterland unter den verbesserten Einrichtungen, der bessern Ordnung der Dinge, wozu

ich mitgewirkt habe, freudig emporblüht und mein Werk Denjenigen Segen bringt, welche auch dann noch meinen Namen verdammen. Sehen Sie, Edla, das ist der Ruhm, die Belohnung, welche ich suche und welche gewinnen zu können, ich mir bewußt bin. Wenn ich während meines Strebens für das Wirkliche, das Bestehende manche Oberflächlichkeit breche, irgend eine Taubennatur verletze, irgend ein halbmorsches Gebäude niederreiße — ja, wenn ich wirklich wegen strengerer, wichtigerer Foderungen die der Schonung vergäße —, so wird Edla mich deshalb nicht verurtheilen, Nina mich deshalb nicht fürchten!"

„Graf Ludwig," sagte Edla, „ich würdige hoch und innig das Reine in Ihrem Willen, das Feste in Ihrem Charakter, und fürchte nur die Uebertreibung in Ihren Gesinnungen. Mehr Milde, mehr Menschenliebe, mehr Menschenachtung, wenn ich so sagen darf, würde Ihre Wirksamkeit noch einmal so segensreich machen."

„Geben Sie mir Nina zur Gattin!" sagte Graf Ludwig warm; „lassen Sie sie mein guter Engel sein und ich werde ihretwegen mild sein. Wenn sie im Leben an meiner Seite geht, so werde ich die Erde weniger hart treten. Sie hat einen Talisman in ihren Händen, welcher viel über meine Seele vermag; lassen Sie mich alle Tage, alle Stunden ihre Stimme hören, ihr Antlitz schauen, dann...... Aber früher, Edla, erwarten Sie nicht viel von mir, nicht einmal für sie! Ich will jeden Tag mein Leben für sie wagen; aber artig sein, zärtlich, süßer Courtiseur, ein Seladon unter der Menge, welche sich um sie herumdrängt, meine Cour machen — erwarten, begehren Sie dies nicht von mir, Edla! Ich würde mich nur lächerlich machen. Und ich muß es wiederholen, ich setze keinen Werth auf das Gefällige, auf das sogenannte Liebenswürdige, nicht einmal auf Das, was man Güte nennt! Es ist eine zweideutige Eigenschaft, welche auch die elendeste Schwäche auf ihr Schild setzt. Ich habe zu wohl erfahren, wie all' dieses Liebenswürdige sich mit der tiefsten

Verderbniß des Herzens verbinden und es verdecken könne. Sie sahen, glaube ich, einmal Eduard D. bei mir. Welchen Eindruck brachte er auf Sie hervor?"

„Ich will es bekennen," sagte Edla, „er schien mir ein ungewöhnlich liebenswürdiger junger Mann zu sein, dessen Herz weit entfernt wäre von dem abscheulichen Verbrechen, das er beging."

„Sie sahen ihn doch nur," begann Graf Ludwig wieder, mit einem bittern Lächeln; „aber was will das dagegen sagen, alle Tage mit ihm zusammen zu leben, wie ich es gethan habe? Er würde seinen ärgsten Feind gewonnen haben! Ich liebte ihn," fuhr Graf Ludwig mit einer ungewöhnlichen Weichheit in Stimme und Ausdruck fort, „so habe ich noch Niemanden geliebt, so noch an Niemand geglaubt! Und er betrog mich und führte Schande und Tod bis an mein Herz! In Wahrheit! Ich wäre in dieser Zeit Menschenfeind geworden, ich hätte meine Brust auf immer allen freundlichen Gefühlen verschlossen, wenn Sie, Edla, nicht gewesen wären! Mit männlicher Kraft, mit weiblicher Sanftmuth gaben Sie meiner Seele ihre Fassung wieder und heilten die Wunde in meinem Herzen ...."

Edla wandte ihr Gesicht ab, wo die tiefste Rührung kämpfte. „Hab' ich dies wirklich für Sie gethan, Graf Ludwig?" sagte sie mit einer Stimme, deren Zittern sie zu unterdrücken sich bemühte.

„Heilten? ...." begann wieder Graf Ludwig, mehr mit sich als mit Edla redend ..... „heilten ist wol zu viel gesagt. Die Wunde wird nie geheilt. Es hat Momente gegeben, wo es mir schien, als ob sein Blut der einzige wirksame Balsam sein würde .... Die Wunde wird nicht geheilt; aber Sie haben gemacht, daß sie weniger brennt. Edla und Nina haben mich der Menschheit wieder gewonnen."

Nach kurzem Schweigen fuhr er in bitter-süße Erinnerungen versenkt fort:

„Als junge Knaben kamen wir zusammen zur Universität. Er war mir in Allem voraus. Das war mir eine Pein. Ich wollte über Alle sein. Ich fing an, ihn zu hassen. Da schlug er sich für mich und blutete in einem ungleichen Kampfe, den ich mir zugezogen hatte. Da wandte ich um und begann ihn zu lieben. Er erwiederte meine Liebe, wenigstens glaubte ich es. Er hatte Geduld mit mir und meiner Gemüthsart; er machte mich besser. Er war so liebenswürdig! Er war stolz, auch bei seiner Güte, duldete es nicht, beschützt zu werden, nahm nie meine dargebotenen Gaben an. Dies verdroß mich und gefiel mir. Er schien der Beste, der Erste unter den Menschen zu sein. Ich glaubte an ihn mehr, als an die ganze übrige Welt, mehr als an mich selbst. Er hatte eine Gewalt über mich, wie sie noch kein Anderer gehabt hat!"

Graf Ludwig schwieg einen Augenblick, dann begann er wieder, indem eine schauerliche Blässe sich über sein Gesicht verbreitete:

„Auch die Schlange hat eine lockende Zunge, erzählt die Schrift. Wie verachte ich das Gefällige, welches so leicht jedes Laster, jede Niedrigkeit verbergen kann! Der Betrüger, der Verführer! Wie ich ihn hasse! Ich weiß nicht, was aus ihm geworden ist; aber ich bereue es, ihn nicht vor der Welt gebrandmarkt zu haben, damit er nicht mehr betrügen, nicht mehr verführen könne! Edla, wenn Sie ihn jemals im Leben treffen werden, so trauen Sie nicht Ihrer Klugheit, trauen Sie nicht Ihrem Abscheu vor ihm, sondern fliehen Sie ihn, fliehen Sie ihn! Seine Liebenswürdigkeit, seine scheinbare Vortrefflichkeit, sein mild strahlendes Auge würden Sie verleiten! Sehen Sie ihn nicht, hören Sie ihn nicht! Verführerisch ist seine Zunge, aber falsch; er könnte den Reinsten verführen! Fliehen Sie ihn! Hat er nicht die Schwester seines Freundes entehrt und gemordet, seinen Frieden gemordet? Und er wandelt noch ungestraft in der Welt — vielleicht geliebt, vielleicht gefeiert — — um noch mehr zu seinen Opfern,

noch mehr zu Unglücklichen zu machen! Weshalb habe ich ihn geschont? Aber du, Himmel, strafe ihn! Gerechter Rächer, verdamme...."

„Ludwig, hören Sie auf!" sagte Edla mit Ernst und Würde.

Graf Ludwig schwieg plötzlich. Er war außer sich; Raserei machte seine bleichen Lippen zittern und seine Augen schossen Funken des Hasses. Es dauerte lange, ehe er sich erholte; da stieß er einen tiefen Seufzer aus und sagte:

„Verzeihen Sie!"

„Solche Ausbrüche, Graf Ludwig," sagte Edla, „sind Ihrer nicht würdig; sie würden Nina's Frieden zerstören."

„Sie wird sie nicht sehen!" Graf Ludwig drückte Edla's Hand an seine Lippen und entfernte sich hastig.

Mit aufgeregten Gefühlen weilte Edla noch. Ihr Wunsch, ihre Gedanken vereinten Ludwig und Nina, und doch kam immer und immer wieder ein Zweifel, ein Schmerz über ihre Seele und flüsterte: „Wird er sie auch glücklich machen?" Aber Edla verjagte diese Frage wie ein Gespenst ihrer Phantasie.

Vielleicht scheint es meinen Leserinnen ungereimt, daß Edla so parteiisch für Graf Ludwig war, ungereimt, daß sie nicht einsah, wie wenig ein Charakter wie der seinige für die weiche und Liebe bedürftige Nina paßte. Ich möchte diesen Tadel nicht gern verdienen und deshalb wollen wir die Sache näher betrachten.

Zwischen Edla und Ludwig herschte eine Aehnlichkeit, welche sie unwillkürlich zu einander hinzog. Beide waren als Kinder verstoßen gewesen; Beiden waren von der Natur die gefälligen Gaben versagt worden, welche so leicht die Herzen der Menschen gewinnen; Beide auch hatten starke, reine und Recht liebende Charaktere, obgleich der Ludwig's in Folge von Hochmuth und bitteren Erfahrungen sich mehr rauher Härte näherte, der Edla's hingegen immer mehr eine weise und verzeihende Milde sich aneignete; Graf Ludwig's strenge Tugend hatte Edla's Bewunderung,

das Harte in seinem Schicksale ihre innige Theilnahme geweckt. Bewunderung und Theilnahme erzeugten eine tiefe und starke Liebe — und dieses Gefühl warf über alle Mängel Ludwig's einen Schleier. Edla hätte gern ihr Leben für Ludwig's Glückseligkeit hingegeben; aber so demüthig dachte sie von sich selbst, daß keinen Augenblick der Gedanke bei ihr aufstieg, sie könne Ludwig glücklich machen. Doch Nina!... Graf Ludwig liebte sie, und die tiefe mütterliche Zärtlichkeit, welche sich immer mehr in Edla's Herzen für Nina entwickelte und sogar stärker ward als ihr Gefühl für Ludwig, dieses Gefühl ließ sie eine unendliche Süßigkeit in dem Gedanken finden, den Mann, welchen sie auf der Erde am höchsten achtete, am meisten liebte, ihrer geliebten Nina zu überlassen. Wenn sie zuweilen eine Besorgniß empfand, ob Ludwig Nina auch glücklich machen würde, so empfand sie auch oft eine Ungewißheit, ob Nina seiner würdig wäre. Diese Zweifel verloren sich jedoch in dem innigen Glauben, daß die beiden Geliebten einander veredeln und vervollkommnen würden, und Edla sah dabei nicht blos auf ihr eignes Glück: ihr Herz schlug warm der Hoffnung des allgemeinen Wohles entgegen, wozu diese Verbindung Veranlassung geben würde. So fühlte, so dachte Edla.

Die letzten Kohlen waren jetzt im Ofen erloschen und Edla kehrte auf ihr Zimmer zurück. Als sie dort Alles zur Abreise bereit sah, kam eine unbeschreibliche Schwere über ihr Herz. Sie fühlte sich wie eine Fremde im Hause ihres Vaters; sie wußte, daß sie beinahe gezwungen wäre, die Heimat zu verlassen, wo sie der stille, ordnende Geist gewesen, wo sie einst von Allen geehrt und geliebt gewesen war. Jetzt war sie dort einsam, verlassen, gemieden — und dennoch hatte sie daran keine Schuld. Die Luft in ihrer Stube, der Anblick der Meubles daselbst, besonders alles Dessen, was Nina angehörte, ein kleiner Shawl, welchen diese nachlässig über eine Stuhllehne geworfen hatte, erweckten in ihrer Seele eine unbeschreibliche Weh-

muth. Eine heftige Bewegung von Bitterkeit stieg in ihrer sonst so wohlgeordneten Seele gegen Diejenige auf, welche die Ursache zu der schmerzlichen Veränderung in ihrem Leben war. Aber ein solches Gefühl war für Edla unleidlich, und sie bekämpfte und bezwang es; mit welchen Waffen? Wer Edla auf ihrem Reisekoffer so bleich, so unbeweglich, so stumm hätte dasitzen sehen, hätte nicht leicht gedacht, daß sie einen Kampf ausfocht, einen Sieg gewann, schwerer als alle Kämpfe und Siege Napoleon's — mit welchen Waffen? Leser, nenne sie himmlische! Du kennst sie so gut, wie ich.

Edla hatte sich kalt und sogar unfreundlich von ihrer Stiefmutter getrennt. Sie beschloß, einige Worte an sie zu schreiben, um ihr eine freundliche Meinung von sich beizubringen und ihr die Sorge für Nina's Gesundheit und Wohl ans Herz zu legen. Als sie zu ihrem Schreibtische hinging, fielen ihre Augen auf eine Schachtel von rothem Maroquin, welche mit einer gewissen Prätension, bemerkt zu werden, mitten auf dem Tische stand. Sie öffnete die Schachtel und fand darin ein kostbares Halsband von echten Perlen, sowie diese Worte von der Hand ihres Vaters: „Der besten Tochter von ihrem sie liebenden Vater! Morgen früh bin ich bei dir."

Jetzt erst rannen Thränen, aber es waren süße Thränen, über Edla's Wangen. Sie fühlte, daß ihr Vater sie verstand, daß er ihr dankte, und Alles ward klar und leicht in ihr. Das Scheiden hatte seine Bitterkeit verloren und wie leicht folgte sie nicht jetzt der Vorschrift des Göttlichen, „auch unsere Feinde zu segnen!"

Edla reiste ab, das Herz noch warm von der letzten väterlichen Umarmung. Es fiel Niemand ein, über die Veranlassung zu ihrer Reise sich zu wundern, zu schwatzen oder Vermuthungen aufzustellen; so still und klug führte

sie Alles aus. Tiefe und starke Seelen bewegen sich sachte und machen kein leeres Geräusch von ihrem Leben und ihrem Ich. Sie folgen dem Gange der Werke Gottes. Still steigt die Sonne zum Felde des Himmels auf, schweigend sinkt die Nacht über die Erde; was ist stiller, als der Aufgang des Frühlings, und was herrlicher?!

Das Geheimniss.

„Du sollst es weder Freund noch Feind sagen."
Sirach.

Zwei Monate waren seit Filius' al fresco-Malerei und Fräulein Greta's Unglücksfall verflossen. Der gebrochene Arm konnte schon wieder ziemlich gut seinen Dienst verrichten und bald sollte Fräulein Greta ihre Krankenstube ganz und gar verlassen. Aber um die Wahrheit zu sagen, ließ sie sich dies wenig angelegen sein. Sie hatte dort ein Glück erfahren, welches ihr mehr galt, als alles Angenehme in ihrem verflossenen Leben. Ach, erst wenn das Herz zu lieben anfängt, fühlen wir das Leben voll und innig!

Zwischen Fräulein Greta und Clara war — sie wußten selbst nicht wie — ein herzliches Verhältniß entstanden, welches Beide glücklich machte. Sie hatten einander nichts von ihren Angelegenheiten mitgetheilt; keine von ihnen hatte der Andern den Roman ihres Lebens erzählt, oder vor ihr das „Ach!" und „O!" ihres Herzens ausgeschüttet. Und dennoch kannten sie einander innerlich wohl, dennoch hegten sie zu einander ein Vertrauen, welches nur auf Gelegenheit wartete, sich in Worten oder Thaten kundzugeben, um den Namen wahrer Freundschaft zu verdienen. Vielleicht findet eine zärtliche Freundin den Ausdruck schwach; ich kenne keinen stärkern.

Fräulein Greta arbeitete in ihrem Herzen und Kopfe an einem Plane, welcher bald hervortreten sollte, als eines Abends die Gräfin plötzlich ins Zimmer trat, in welchem Fräulein Greta sich gerade allein befand, und mit Eifer und in einem aufgeregten Zustande sagte: „Nun, was wirst du jetzt sagen?“

„Was ich sagen werde?“ erwiderte Fräulein Greta mit munterer Ruhe; „nun, zuerst, guten Abend! und dann, wie Clara, setze dich und lasse uns tranquil sein!“

„Aber gerade Clara gibt uns Anlaß, es nicht zu sein,“ sagte die Gräfin mit heftigem Misvergnügen. „Greta, deine Clara ist eine Heuchlerin, ein unwürdiges Wesen, das die Güte nicht verdient, welche du und ich an ihr verschwendet haben. Sie ist eine Schlange, die ich an meiner Brust erwärmt habe!“

„O, oh! Wie so?“ sagte Fräulein Greta ernst, aber ohne Unruhe.

„Sie hat ihr Gelübde gebrochen, sie ist jetzt wieder drei Abende heimlich ausgegangen.“

„Nun gut!“ sagte Fräulein Greta, indem sie ihr Misvergnügen zu verbergen suchte, „wir brauchen deshalb nicht gleich Mord und Brand zu rufen! Sie ist ausgegangen, um frische Luft zu schöpfen; ist sie doch meinetwegen gar zu sehr eingesperrt.“

„Ganz gut! Aber sie schöpft diese Luft bei einem jungen Manne. Ich habe ihr nachgehen lassen. Rosalie hat sich in dem Hause, in das Clara ging, Nachrichten verschafft. Diese Besuche sollen recht oft stattgefunden haben.“

Fräulein Greta erblaßte und der Tüll verzehrende Liebhaber war ihr jetzt erschrecklicher als Lucifer. Nach einem Augenblicke tiefen Stillschweigens sagte sie: „Wer ist er? Was ist er? Wo wohnt er?“

Die Gräfin nannte das Haus, wo er wohnte, konnte aber über ihn selbst nur unklare Aufschlüsse geben. „Man erzählt sich,“ sagte sie, „daß er ein Verbrechen begangen, gestohlen oder falsches Geld gemacht hat, daß er sich vor der Polizei ver-

steckt — und in der größten Armuth lebt — — mit einem Worte, es ist eine äußerst scandalöse Geschichte!"

„Armuth?" wiederholte Fräulein Greta.

„Ja!" fuhr die Gräfin fort, „und es ist mehr als glaublich, daß Clara ihn ernährt hat mit... — ich will sie nicht beschuldigen! — aber ihr Betragen ist Anklage genug und macht auch das Schlimmste glaublich. Clara's Weigerung, den Zweck ihrer Promenaden zu nennen, zeigt sehr hinreichend, wie schlecht ihre Wahl sei. Ich finde in der That ihr ganzes Benehmen so unwürdig, so widrig, daß ich sie mit der ersten Gelegenheit aus meinem Hause entfernt wissen möchte. Da weder Güte noch Strenge auf sie wirken, so muß sie schon sehr tief gesunken sein . . . ."

„Daran zweifle ich sehr!" sagte Fräulein Greta trocken.

„Ich wünschte, es wäre anders," sagte die Gräfin, „aber ich kann es nicht glauben. Indessen werde ich Clara nicht im Stiche lassen, aber aus meinem Hause muß ich sie entfernen. Meine Dienstboten sind von ihrer Aufführung unterrichtet und ich kann mir vor ihnen nicht den Schein geben, als beschützte ich den Scandal, zu dem ihr Betragen Veranlassung gibt. Clara muß unter strengere Aufsicht. Ich habe gedacht, bis auf Weiteres sie bei Madame F. einzulogiren."

„Ach, bei Der! Gut gewählt! Und wann beabsichtigst du Clara hinziehen zu lassen?"

„Sobald wie möglich. Morgen, wenn es sich thun läßt. Ich muß gestehen, daß der tägliche Anblick von so viel Undankbarkeit und Frechheit mir ans Herz geht. Außerdem sind hier schnelle und entscheidende Maßregeln erfoderlich; ich habe mit Clara's Brüdern gesprochen...."

„Das hast du gethan?" unterbrach sie Fräulein Greta heftig. „Du hast ihnen deinen Verdacht hinsichtlich der Schwester entdeckt?"

„Ich habe es gethan," erwiderte die Gräfin, „weil sie Das, was die Schwester betrifft, am ersten erfahren

müssen, und um vor ihnen den Schritt zu rechtfertigen, den ich gegen Clara zu thun genöthigt bin. Heute Abend, kurz nach Rosaliens Zurückkunft von ihrer Entdeckungsreise, kamen sie zum Besuche; ich ward aufgeregt von Dem, was diese mir sagte, und dachte, daß die Unzufriedenheit der Brüder eine bessere Wirkung auf Clara hervorbringen würde als meine bisherigen Ermahnungen. Zudem verdient sie nicht mehr geschont zu werden."

„Du hast übereilt und unzart gehandelt, Natalie!" sagte Fräulein Greta mit großem Misvergnügen. „Warum nicht vorher mit mir reden und uns zusammen überlegen lassen, was zu thun? Wer weiß, ob Clara nicht noch aus allem diesem Dunkel klar hervorgeht! Doch, was sagten die Brüder?"

„Sie waren außer sich, sie waren in Verzweiflung, die armen Jungen; aber sie baten mich, in Allem nach eignem Gutdünken zu verfahren."

„Das ist mehr, als was ich an ihrer Stelle gethan haben würde. Ich kann nicht billigen, was du gethan hast, und kann auch nicht meine Einwilligung zu Dem geben, was du zu thun beabsichtigst."

„Greta," sagte die Gräfin etwas stolz, „Clara ward unter meinen Schutz, unter meine Aufsicht gegeben."

„Dagegen habe ich nichts zu erinnern," sagte Fräulein Greta. „Aber ich bitte dich dringend, heute Abend nicht mit Clara zu reden, zu verhindern, daß die Brüder sie treffen, und sie, sobald sie nach Hause kommt, zu mir zu senden."

Die Gräfin mußte es versprechen und, da in demselben Augenblicke ein Bote vom Präsidenten ihr meldete, daß der Wagen schon eine halbe Stunde gewartet habe und daß er selbst auf seine Frau warte, um mit ihr zur königlichen Fête zu fahren, überließ sie Fräulein Greta ihren eignen Betrachtungen.

Und Fräulein Greta saß lange still im Finstern; — sie weinte. Nachdem sie sich beruhigt und ihre Gedanken

zur Klarheit geordnet hatte, schellte sie, ließ die Lampe anzünden und erwartete, in der Sophaecke sitzend, Clara's Zurückkunft mit der Ruhe, welche ein bestimmter Vorsatz eingibt.

Clara kam. Ihre Schritte waren leichter, ihr Aussehen heiterer als gewöhnlich, und nur ihre Stimme zeigte von einiger Hast, einiger Unruhe, während sie an Fräulein Greta einige Fragen über ihren Arm richtete. Betroffen über die kurzen Antworten und über den Ton, in welchem sie gegeben wurden, ging Clara zu ihrer Freundin, sah ihr zuversichtlich in die Augen, indem sie zärtlich fragte: „Bist du betrübt? Was gibt's?"

Dieser Blick und dieser Ton thaten Fräulein Greta weh. Sie wandte sich ab und sagte streng:

„Clara, du hast dein Gelübde gebrochen; du bist aufs neue allein ausgegangen und das am Abend!"

Clara schwieg. Ohne den Muth zu haben, Clara anzusehen, fuhr Fräulein Greta fort:

„Man ist dir gefolgt — du bist bei einem jungen Manne gewesen . . . ."

Clara schwieg. Fräulein Greta sah sie an. Sie war sehr blaß und stützte sich mit der Hand an den Tisch; es schien, als wenn sie sich zu fassen suchte.

Eine lange Pause folgte. „Clara," rief endlich Fräulein Greta mit einer Stimme, welche ihre Seelenangst verrieth, „Clara, hast du nichts zu sagen?"

Clara's bleiche Lippen sprachen ein leises, aber bestimmtes „Nein!"

„Dann, Clara," sagte Fräulein Greta mit einer Stimme, die zugleich traurig und streng klang, „werde ich dir sagen, welches Schicksal dich erwartet, das dein Betragen hervorgerufen, deine Halsstarrigkeit verdient hat. Die Gräfin, mit Recht über deine Undankbarkeit aufgebracht, hat deine Brüder von deinem Betragen und dem Verdachte, wozu es Anlaß gegeben hat, unterrichtet. Morgen sollst du dieses Haus verlassen, es mit Schande

verlassen; denn die Dienstboten wissen von deinen Wanderungen. Diese werden bald allgemein Gegenstand des Gesprächs werden. Dein Ruf ist dahin."

Sehr blaß, aber ruhig, sagte Clara mit leiser Stimme: „Dies ist manchem Unschuldigen vor mir widerfahren. Gott sah sie und wird auch mich sehen!"

„Sprich nicht so, Clara," sagte Fräulein Greta heftig, „und misbrauche hier nicht Gottes Namen. Ich mag nicht von Unschuld reden hören, der man in seinen Handlungen widerspricht. Ich glaube nicht sehr an diese unglücklichen Umstände, welche Menschen zwingen, vor ihren Mitgeschöpfen verbrecherisch zu erscheinen, sich in heimliche Wanderungen einzuspinnen und nachher unsern Herrgott zum Zeugen anzurufen, daß man auf rechten Wegen wandelt. Weißt du, Clara, daß in der Schrift steht: „Gute Thaten fürchten das Licht nicht"? Solche Geheimnisse und solche Ereignisse können wir in Romanen finden."

„Nur in Romanen?" unterbrach sie Clara mit einem schmerzlichen Lächeln.

„Ja, nur in Romanen," fuhr Fräulein Greta in steigendem Eifer fort. „Dorthin gehören Intriguen und heimliche Promenaden und das Weigern, sich einem wohlmeinenden Freunde zu entdecken. In der wirklichen Welt, Clara, hilft man sich mit Ehrlichkeit und etwas gesunder Vernunft zurecht. Noch einmal, Clara, frage ich dich, willst du dich mir anvertrauen? Ich bitte dich, Clara, ich bitte dich, vertraue dich mir an!"

„Ich kann es nicht! Es ist unmöglich," sagte Clara, mit Mühe ihre Thränen zurückhaltend.

„Clara," sagte Fräulein Greta eifrig, „ich will das nicht hören! Fehlen ist menschlich, aber man soll sich nicht dumm betragen, denn das ist unmenschlich, da doch der Mensch seine gesunde Vernunft erhalten hat. Deine Aufführung in diesem Augenblick ist beinahe albern und durch deinen Eigensinn bringst du gerade Diejenige gegen dich auf, die dich retten könnte und wollte."

„Ich kann es nicht ändern,“ sagte Clara; „es mag so sein.“

„Du bist unerträglich!“ rief Fräulein Greta aus, faßte sich aber schnell und begann wieder mit tiefem Ernste: „Uebereile dich nicht! Denke an die Folgen! Es mag schwer sein, eine Verirrung zu bekennen; aber es ist auch nicht so leicht, ein langes Leben in Armuth und Verachtung hinzubringen. Bedenke dich, Clara! Die Gräfin kann noch erweicht, deine Zukunft noch gerettet, dein Fehler kann noch verziehen werden; Alles unter der Bedingung: Bekenne!

„Das kann ich nicht, das werde ich nicht! sagte Clara jetzt mit festem Tone. „Mein Wandel ist rein, ich kann ihn aber nicht an den Tag bringen.“

„Noch ein Augenblick,“ sagte Fräulein Greta mit furchtbarer Bestimmtheit, „dann lasse ich dich im Stiche. Deine Brüder sind von deiner Aufführung unterrichtet, du hast ihre Vorwürfe zu erwarten, vielleicht ihre Verfolgungen, den Druck der Gräfin .....“

„Ich werde mich dem zu entziehen wissen!“ unterbrach sie Clara mit einiger Gereiztheit und einer Bewegung, als wollte sie sich entfernen. Fräulein Greta legte die Hand auf ihren Arm und sagte, indem sie sie scharf und prüfend ansah: „Vielleicht weglaufen? Vielleicht im Lande mit dem Liebhaber umherstreichen und Tragödien aufführ....“

„Nein, nein, nein!“ unterbrach sie Clara heftig.

„Wähle besser, Clara!“ fuhr Fräulein Greta mit Ernst und Kälte fort. „Ich will dich retten, ich will viel für dich thun. Ich fodere nur Eins, bitte nur um Eins, — um Vertrauen! Du kannst zwischen meinem Schutze und öffentlicher Schande wählen. Wähle!“

„Meine Wahl ist getroffen,“ sagte wieder still die todtenblasse Clara. „Ich bin unschuldig, aber ich kann, ich will es nicht beweisen!“

„So gehe,“ brach Fräulein Greta heftig aus, „gehe! Ich glaube nicht an deine Unschuld und will nichts mehr

für dich thun. Morgen bist du mit Unehre von hier fortgewiesen!"

„Darauf werde ich nicht warten!" sagte Clara, aber so leise, daß Fräulein Greta's feines Ohr kaum die Worte vernahm, und Clara ging nach der Thür zu, um die Stube zu verlassen. Aber in dem Augenblicke, wo sie die Hand aufs Schloß legte, fühlte sie sich von zwei Armen umfaßt und zurückgehalten. Fräulein Greta war es, welche fast mit Gewalt sie mit sich aufs Sopha führte, sie neben sich hinsetzte und sie umfaßt hielt, indem sie mit einem Tone, den man hören mußte, um dessen Wirkung recht zu verstehen, sagte:

„Bist du toll? Glaubst du, daß ich im Ernst rede? Glaubst du, daß ich dich verstoßen kann? Höre, Kind! Diese Arme, welche dich jetzt halten, haben durch deine sorgfältige Pflege Stärke erhalten; wolan, sie haben sich um dich fürs ganze Leben geschlossen. Glaube nicht, daß ich dich wieder loslasse, du magst es so toll machen, wie du willst! Höre, Clara, mein armes Kind! — Du hast unrecht gehandelt, — bist unverständig gewesen; — sei nicht bange. Ich werde helfen, werde es, wo möglich, zum Guten wenden. Ich bin reich, ich habe für Niemanden zu sorgen. Du, Clara, sollst mein Kind sein. — Armes Kind!" fuhr sie fort, indem sie Clara innig an sich drückte, „du bist unvorsichtig, exaltirt gewesen ..... daß du verbrecherisch bist, will und kann ich nicht glauben. Fürchte nichts, baue auf mich; wir werden Alles wieder gut machen. Ich könnte mich selbst schlagen, wenn ich dich zu etwas Schlechtem, etwas Niedrigem fähig hielte. Alles Andere will ich eher glauben als das; alles Andere kann ich auf mich nehmen, tragen und gut machen. Und du sollst mich dazu in den Stand setzen, Clara, du sollst! Hörst du? Denn in Zukunft bist du unter meiner Obhut und ich werde meine Tyrannei unbarmherzig an dir ausüben. Du sollst zu mir ziehen, mein Haus theilen, meinen Tisch, Alles, was ich besitze! Du sollst mir dei-

nen Wunsch sagen, damit ich ihn erfüllen kann, deine Sorge, damit ich sie verjage. Willst du das, Clara? Willst du mein Kind sein?"

Clara konnte jetzt nicht antworten; Fräulein Greta sah es und hielt das zitternde Mädchen still an ihrer Brust. „Höre, Kind," fuhr sie fort, um ihr Zeit zu geben, sich zu beruhigen, „ich begehre nicht von dir, daß du mich jetzt lieb haben sollst, mache dir hierüber keine Sorgen; aber ich will 'mal sehen, ob du es nicht thun mußt, wenn du gewahren und fühlen wirst, wie ich meine Hand über dich halten werde. Ich begehre jetzt keine Freundschaft, nur etwas Vertrauen, etwas gesunde Vernunft, oder Gehorsam vor der meinigen. Einige Nachgiebigkeit, einige Abbitte und Besserung bist du mir auch schuldig; denn ich versichere dich, daß ich mich ganz übel befunden habe bei deinem Geheimniß und jenem unsichtbaren Liebhaber, der Halsbänder und Tüllfraisen verzehrte, wie ein natürlicher Mensch Krammetsvögel; und am meisten habe ich gelitten, daß ich dich selbst zuweilen wegen noch schlimmerer Unnatürlichkeiten in Verdacht haben mußte. Ich bin überzeugt, daß alles Dieses mir in den Arm gefahren ist und seine Genesung erschwert hat. Indessen bedarf es nur eines Wortes von dir, um ihn in den Stand zu setzen, für dich zu fechten, sowol gegen Freier als Gönnerinnen, wie auch gegen deine eigne Thorheit. Und ich sage dir, daß ich das zu thun gedenke, auch ohne dies Wort, du magst nun wollen oder nicht. Ich habe mir vorgenommen, dich nicht mehr frei zu geben und Alles, was dich betrifft, zu meiner Angelegenheit zu machen. Du magst thun, was du willst, so bleibst du doch immer mein unverständiges, geliebtes Kind."

Clara war im Anfange vor Ueberraschung sprachlos gewesen; aber bei diesen Worten, bei diesen Tönen der tiefsten Innigkeit, bei der Gewißheit, eine Freundin zu besitzen, löste sich ihre Seele in ein Gefühl unendlicher Freude und zugleich unendlicher Wehmuth auf. Sie legte

still ihren Kopf auf Fräulein Greta's Schulter und ließ ihren Thränen freien Lauf. Als sie etwas ruhiger wurde, sagte Fräulein Greta zärtlich und fröhlich:

„Gib mir indessen wenigstens das Versprechen, daß du nicht von mir lässest, denn ich fühle, daß mein leiblicher Arm noch nicht stark genug ist, um dich allein zurückzuhalten.“

„Ich verspreche es,“ sagte Clara, unter Thränen lächelnd.

„Gut. Und jetzt eine Frage: Wohin wolltest du soeben gehen? Was wolltest du anfangen?“

„Weggehen — weit weg — in Dienst....“

„In Dienst—beim Liebhaber — bei Deinem Mann?“

„Nein, nein! Ich habe keinen solchen.“

„Höre, Clara,“ sagte Fräulein Greta vorwurfsvoll, „verdiene ich noch abgespeist zu werden mit solcher....“

„Und willst du, kannst du mir denn nicht auf meine Worte glauben? Dann hast du mich nicht lieb!“ sagte Clara, indem sie aufstand.

„Na, na, renne nur nicht gleich zur Thüre!“ sagte Fräulein Greta und hielt sie beim Kleide fest. „Wir können ja ruhig von der Sache reden. Du hast also keinen Mann, du bist nicht heimlich verheirathet ... der Mann, zu dem du gehst, ist also dein Bruder?“

„Frage mich nicht, frage mich nicht!“ bat Clara heftig aufgeregt. „Wahrlich, ich kann nicht antworten!“

„Und du hast dich über Nichts zu schämen? Und hast die zehn Gebote wohl im Sinne? Und kannst die Hand aufs Herz legen und betheuern, daß du unschuldig bist?“ sagte Fräulein Greta, indem sie Clara aufmerksam ansah.

„Ich kann es, ich bin es!“ sagte Clara und drückte die Hände heftig gegen ihre Brust.

„Nun wolan, Clara!“ sagte Fräulein Greta. „Ich will dich nicht länger mit Fragen belästigen. Ich werde es auch nicht wie Thomas machen, sondern werde glau-

ben, auch wenn ich nicht sehe. Ich glaube dir, Clara!" Und mit einem Ausdrucke vollkommener Ruhe und inniger Freude sah sie auf die Freundin.

Es gibt vielleicht kein Gefühl, das so süß wäre, wie das eines blinden Vertrauens. Es kann das thörichtste, es kann aber auch das weiseste, das göttlichste beim Menschen sein.

„Denn siehst du," fuhr Clara fort, indem sie Fräulein Greta's Hände zwischen die ihrigen nahm und mit einem Blick redete, worin ein Anstrich von Wildheit und eine Bewegung, wie Fräulein Greta sie noch nie bei ihr gesehen hatte, sich ausdrückte — „ich habe einen Eid geleistet, einen theuern Eid — ich habe auf die Bibel geschworen, zu schweigen! Es war ein schrecklicher Eid — in einer schrecklichen Stunde. Verdammung und Tod gingen darüber!" Clara schauderte.

„Herr Gott!" dachte Fräulein Greta, „hier handelt es sich wol wieder um ein Majestätsverbrechen. Gott behüte den König!"

„Aber jetzt," fuhr Clara fort, indem sie ihre gefalteten Hände und ihre Augen in feurigem Dankgefühl gen Himmel erhob, jetzt, von diesem Tage an bin ich frei, frei von aller Mitwirkung, allen geheimen Handlungen. Jetzt kann ich wieder in Wahrheit und Wahrhaftigkeit vor den Augen meiner Mitmenschen wandeln. Gott sei gelobt!"

Die Purpurflammen brannten hoch auf Clara's Wangen, ihre Augen strahlten; Fräulein Greta fand sie schön, ward aber von ihrer ungewöhnlichen Exaltation erschreckt und von ihren Worten beunruhigt. Sie legte sanft ihre Hand auf den Arm des aufgeregten Mädchens und sagte mit Nachdruck:

„Clara, ich muß dir noch eine Frage vorlegen, die du beantworten mußt: „Leidet Niemand durch dein Geheimniß? Ist kein Unrecht dabei, keine Gefahr für irgend Jemand?"

„Nein, nein!" rief Clara aus, „für Niemand, für

Niemand in der Welt! Alles ist gut, Alles ist überstanden, und ich darf von jetzt an offen handeln! Gott sei gedankt! Gott sei gepriesen!"

„So beruhige dich doch!" bat Fräulein Greta. Aber zu heftige und entgegengesetzte Gefühle hatten Clara's sonst so ruhige, wenn auch tiefe Seele erschüttert. Ihr ganzes Wesen war aus seinem Gleichgewichte gebracht; sie fiel in heftige Spasmen.

Fräulein Greta, entzückt und erschrocken zugleich, übergoß sie mit Eau de Cologne, gab ihr Hoffmann's Tropfen ein und wünschte, daß sie weniger gefühlvoll, weniger exaltirt wäre.

Allmälig ward Clara ruhiger und schlief, den Kopf auf den Knien ihrer Freundin, endlich still ein.

Aber sowie es Fräulein Greta's Schicksale ganz zuwider war, daß eine Scene, worin sie die Hauptrolle spielte, sich nicht munter endigen sollte, so ging auch dieser Abend nicht zu Ende, ehe er die beiden Freundinnen hatte herzlich lachen hören.

Zuerst glückte es Fräulein Greta, obgleich nicht ohne Mühe, Clara davon zu überzeugen, daß sie in der Lebensstellung, die sie ihr anbot, mehr zum wirklichen Nutzen und zur Freude für ihres Gleichen leben würde, als in irgend einer andern; daß sie überdies auf diese Weise gegen ihre Freundin den Willen unsers Herrgotts erfüllte, welcher wäre, daß Menschen einander liebhaben und einander glücklich machen sollen. Als dieses wohl festgestellt und abgemacht war, gab Fräulein Greta — welche in der Eigenschaft einer mütterlichen Freundin sich für befugt hielt, an Clara's Erziehung näher Theil zu nehmen — ihr halb im Scherz, halb im Ernst eine kleine Lection über ihr früheres Betragen, ihre Gleichgültigkeit, ihre Näherei und ihre Unhöflichkeit, was Alles sie in schrecklichen Zügen ausmalte. Sie warnte Clara ernstlich vor der Zukunft und drohte aufs neue die unglückliche Näharbeit zu verbrennen, welche sie hindern würde, „Leuten Gehör

zu geben.“ Clara lachte, versprach Besserung und Fräulein Greta versprach ihr dagegen, daß Niemand sie mehr mit der Heirathsangelegenheit plagen solle. Indessen wünschte diese, daß Clara sich in Betreff Baron H.'s wohl bedenken möge; aber jetzt hatte das Blatt sich gewandt und anstatt in Abrede zu stellen, daß Clara Baron H.'s würdig sei, war jetzt nur noch die Frage, ob er Clara von Herzen liebe, ob er nicht blos die Wirthschaftsfrau gar zu sehr in Gedanken habe. Besonders mußte erforscht werden, wessen Ursprungs Filius und wes Geistes Kind er sei. Dies Alles wollte Fräulein Greta späterhin auf eine passende Manier ergründen und prüfen. Sodann stellte sie einen Vergleich an zwischen Dem, was ihr Clara früher und was sie ihr jetzt war, und sie schloß mit der Frage:

„Aber sage mir, wie kam es, daß du so taubstumm gegen mich sein konntest?“

„Ich hatte dich damals noch nicht lieb,“ war Clara's Antwort.

„Und jetzt?“

„Jetzt — und schon seit lange — von ganzem Herzen und fürs ganze Leben!“

Es ist reizend, wenn junge Mädchen sich in Freude und Güte an einander anschließen und zusammen spielen und leben wie die Wogen am Strande, wie junge Blätter, die der Wind zusammenflicht; aber schön ist es, wenn Weiber mit edlen und befestigten Charakteren sich treffen, einander prüfen und sich schätzen lernen, wenn sie einander wahre Freundschaft schenken. Diese Freundschaftsbande findet man öfter im Leben, als man im Allgemeinen glaubt, und wo ich zwei weibliche Freundinnen unter demselben Dache wohnen sehe, wird mir wohl ums Herz,

denn ich weiß dann, daß dort sich findet, was das Leben angenehm, den Tag heiter und leicht macht.

Und was, meine Freunde, was bedürfen wir weiter, um glücklich zu sein, als gesetzmäßige Freiheit, tägliches Brot, einen Freund, und dann — irgend einen Gedanken, irgend ein Gespräch über das höhere Leben, das uns Alle betrifft, ein Lauschen auf die Unterredungen, welche die Guten und Weisen durch alle Zeiten mit einander führen, einige Aufmerksamkeit für das große Weltdrama und die Gedanken des guten Dichters — ja einige Beschäftigung hiermit, damit unsere Brust sich erweitere, damit wir besser werden und nicht zusammenschrumpfen in unser kleines Selbst, in die Enge unsers Hausbedarfs-Lebens!

Weiter.

„Nun wolan denn! Weiter!“
Gähnender Herr.

Windstille gibt es nicht blos auf dem Meere, sondern auch auf dem Lande und im Leben. Die Geschichte hat Perioden dieser Windstille, der Mensch hat solche in seinem Leben, es gibt windstille Tage und Stunden. Da lebe das Gähnen! Windstille ist nicht Ruhe, sie ist eine Dünung, ein Wellenschlag ohne Bedeutung. Der Wind ist fort. Schreibt Jemand eine Erzählung aus dem Alltagsleben, so kann er Alles da hineinsetzen, nur nicht ein treues Gemälde einer solchen Periode, ach, manches Alltagslebens Quintessenz! Diese muß er mit Hast überspringen, sonst liest Niemand, was er schreibt, oder es ist gar Gefahr vorhanden, daß der Leser über dem Buche seekrank wird und übel damit verfährt. Mit heimlichem Schreck eile ich daher von dannen, denn der Wind in meiner Erzählung fällt hier für einige Zeit. Er ist unterdrückt vom Weltleben eines Winters in der Hauptstadt (d. i. eine Dünung ohne Wind, ein Wellenschlag ohne Bedeutung), welches hier im Laufe meiner Erzählung vorkommt. Deshalb weiter, weiter vorwärts, und weg von dieser Zeit; aber während ein Lüftchen noch spielt, dürfte es nicht vermessen sein, hier einen Schleier zu lüften, dort einen Vor-

hang aufzuziehen, dort eine Jalousie etwas abzurücken und in aller Eile einen Blick zu guten Freunden hinein zu werfen.

Wir können uns das Vergnügen nicht versagen, einen flüchtigen Blick zu werfen auf Gräfin Nataliens Bestürzung, das wilde Entzücken der drei wilden Brüder, auf Rosaliens langes Gesicht und das sonnenklare der Köchin, welche Clara herzlich ergeben war, als Fräulein Greta mit hoher Hand und hohem Tone sich Clara's und ihrer Sache auf eine Weise annahm, welche sogar die Klätschereien erstickte und die Glorie des Glücks und der Reinheit um Clara's unschuldiges Haupt strahlen ließ.

Wir können uns noch weniger das Vergnügen versagen, in Clara's neue Heimat hineinzugucken und zu sehen, wie sie in dem milden Sonnenlichte daselbst, zu Fräulein Greta's großem Entzücken, immer mehr eine seltene Geschicklichkeit entwickelt, Blumen nach der Natur zu malen; ein Talent, wozu sie selbst während eines Lebens, das so wenige Blumen hatte, den Grund gelegt hatte. Fräulein Greta liest ihr während dessen aus den Memoiren der Herzogin von Abrantes und mehrern andern Büchern von demselben Schlage vor, welche Clara's Augen für das prächtige und wechselnde Farbenspiel des Lebens öffnen, das sie zugleich ergötzt und in Erstaunen setzt. Es stört sie jedoch nicht in ihrer Auffassung des Lebens, denn diese war wahr; auch die des Fräuleins Greta war es. Beide waren jetzt zu ausschließend gewesen, jetzt wurden sie von einander aufgeklärt und versöhnt. Oft legte Fräulein Greta ihr Buch fort, um auf Clara's Malerei, mehr noch, um in ihre sanften Augen zu sehen; sie legte dann die Hand auf Clara's Schulter, Clara sah auf, und nach diesem gegenseitigen freundlichen Lichtblick in ihre Seelen ging Fräulein Greta wieder zu ihrem Buche, malte Clara wieder an ihren Blumen und das Leben ward von Beiden so angenehm empfunden. Clara's stille und wohlthuende Wirksamkeit um sich her erweiterte den Blick der Freundinnen

über das Leben und gab demselben einen schönen Ernst und ein mannichfaltiges Interesse.

Werfen wir jetzt einen Blick auf Clara's Freier. Herr Fredriks war ein Freund von raschen Entschlüssen und — hatte nicht Lust zu warten; noch eine Unterredung mit Clara und er küßte ihr achtungsvoll die Hand, sagte: „Gott segne Sie!" und ehe noch drei Monate zu Ende waren, hatte die Kirche seine Verbindung mit einer Andern gesegnet.

Baron H. war beharrlich. Er fuhr fort, gegen Clara eine Aufmerksamkeit zu zeigen, welche allmälig den Ausdruck väterlicher Innigkeit annahm. Er theilte sich zwischen ihr und Fräulein Greta, die wieder auf feine Weise nähere Anfragen wegen Filius einzuleiten anfing, welche er auf eine ebenso feine Manier unbeantwortet zu lassen verstand. Fräulein Greta hatte sich, ich weiß nicht wie, in den Kopf gesetzt, Filius sei der Sohn einer Tänzerin bei der Oper. Allein für diese Existenz „mit den Beinen in der Luft" hegte Fräulein Greta, die — wir müssen es bekennen — ihre Vorurtheile hatte, eine große Verachtung und diese „Liaison", die überdies ihrem reinen Sittlichkeitsgefühle ganz zuwider war, setzte Baron H.'s guten Eigenschaften ein gewichtiges Aber entgegen. Es wurde dem Baron jetzt angedeutet, daß er nur allein von Fräulein Greta Clara's Hand erhalten werde, im Fall diese zu einer Verbindung mit ihm ihre Einwilligung gäbe. Baron H. antwortete, diese geliebte Hand werde ihm dadurch doppelt theuer. Clara blieb bei ihrer bestimmten Antwort; Baron H. fuhr fort, sich nicht daran zu kehren, und das Herzliche in seinem Benehmen, der väterliche Charakter seiner Zuneigung machten, daß Clara allmälig an seiner Aufmerksamkeit Gefallen zu finden und für ihn freundlich zu fühlen anfing.

Filius malte ihr Portrait in unendlichen Zügen.

Nina zieht fortwährend Aller Augen und die Huldigung Vieler auf sich. Graf Ludwig ist beständig in ihrer

Nähe, das Verhältniß zwischen ihnen ist freundlich, aber ohne Vertraulichkeit. Alles um Nina ist heiter und schmeichelnd, aber ihr Blick verräth immer mehr ein freudenloses Innere; sie versinkt von Tag zu Tag immer mehr in einen Zustand träumerischen Müßigganges, welchen zu unterhalten die Gräfin alles Mögliche thut. Auf weichen Seidenkissen ruhend, liegt sie matt und schön, von Blumen umgeben, und liest die neuen französischen Romane, womit die Gräfin sie unaufhörlich versieht. Der talentvolle, aber unreine Balzac, der schöpfungsreiche, aber chaotische Victor Hugo und der Schwarm ihrer Nachfolger kommen nicht von ihrer Seite. Allmälig scheint ihr Wesen eine Veränderung zu erleiden. Ihr Anzug wird prächtiger und weniger bescheiden, sie lauscht mit einem gewissen Vergnügen der Schmeichelei, welche bei diesen Symptomen dreister wird und näher herantritt. Sie verliert allmälig etwas von ihrer hohen Einfachheit und wird mehr den gewöhnlichen Menschen ähnlich. O Nina, Nina! Anstatt nach Edla's Meinung deine Umgebung zu dir emporzuheben, scheinst du immer mehr zu ihr hinabzusinken. Arme Edla!

Aber um nicht zu streng von Nina zu urtheilen, laßt uns sie näher betrachten, laßt uns einen Blick in die Tiefe ihrer Seele werfen; und das wollen wir wo möglich immer bei unsern fehlenden Mitmenschen thun. Unser Tadel wird dann am haufigsten durch Mitleiden gemildert werden.

Wir wollen Nina in einem der wenigen Momente betrachten, wo sie allein ist und ihre Gedanken klar zu ordnen sucht, indem sie sie aufs Papier bringt — eine ganz vortreffliche Uebung, die der jungen Leserin nicht genug empfohlen werden kann. Nina schreibt:

„Edla bat mich, zu schreiben; sie wollte, daß ich mir selbst meine Eindrücke vom Leben, meine Gedanken, meine Gefühle klar machen sollte. Warum thue ich es nicht? Warum setze ich so ungern die Feder aufs Papier? Ich habe nichts zu schreiben. Meine Eindrücke sind schwach,

ich kann keine Gedanken bilden. Alles in und außer mir ist so dunkel, Alles so schattengleich! Das Leben — die Menschen, was sind sie wol?"

„Du läßt sie ihren Weg gehen, wie ein Strom, und sie sind wie ein Schlaf, wie Gras, das doch bald verwelkt."

„Wir verlaufen wie ein Wasser in der Erde, das man nicht zurückhält."

„Von Edla habe ich eine andere, eine höhere Lehre gelernt. Warum will sie nicht in mir lebendig werden? Edla, ich bewundere dich! Ich bewundere die Kraft, welche du liebst; aber ich werde sie nie besitzen. Ach, mein Leben ist das des Windhauchs, welcher einen Augenblick athmet, sich bewegt und nicht weiß, woher er kommt und wohin er fährt; es ist das der Welle, welche aufsteigt und wieder versinkt, ohne eine Spur zurückzulassen; es ist das des Nebels, welcher feucht und freudenlos über blumenreiche Wiesen irrt, eine Nacht verweilt und verschwindet! . . . ."

„Aber, o mein Gott, du, der du mich erschufst, du wirst mich wegen meiner Schwäche nicht verstoßen. Den ohnmächtigen Keim, der sich hier nicht entwickeln konnte, wirst du einst bei einer wärmern Sonne zum Leben berufen. Ja, ja, ich glaube es!"

„Zwar ist es groß, zwar ist es herrlich, im Leben nur Eines zu wollen, unabwendbar und fest seinem Ziele entgegen zu wandeln, das Rechte ohne Schwachheit, ohne Zaudern zu thun; aber soll diese Tugend nothwendig gefühllos, soll sie hart sein? War er hart, war er kalt, der Göttliche, welcher als ein Vorbild der Menschen auf Erden wandelte? Ludwig ist hart, Ludwig thut mir weh."

„O Güte! O Liebe!"

„Liebe! Was fühlte ich soeben? Es war, als ob ein Lichtstrahl meine Seele durchbrochen hätte. Welche wunderbare Wonne! O, könnte ich Das, was ich jetzt ahne, einst voll fühlen und dann sterben!"

„Es war ein Lichtstrahl, — er ist fort. Alles ist wieder trübe; meine Seele ist matt.“

„Ich lasse mich von den Menschen um mich her führen. Ich werde gewöhnlich mit den Gewöhnlichen.“

„Vermessen gesprochen! Vielleicht sind Die, welche ich «gewöhnlich» nenne, mehr und besser als ich. Glücklicher sind sie gewiß. Als Edla mir nahe war, war mir besser als jetzt.“

„Ludwig liebt mich nicht. Er liebt nur sich. — Edla? Sie hat mich verlassen. Sie bedarf meiner nicht. Wer bedarf meiner? Mina, meine kleine Schwester, warum gingst du so bald zu Gottes Engeln und ließest mich allein? Lebte Mina noch, ich würde nie so geworden sein — aber jetzt — “

„Leben, — was ist Leben? Das Leben leicht fühlen? Ich lebe nicht, — und ich fürchte zu sterben; — das Grab ist mir ein Schreckbild, ich kann nicht daran denken! Ich möchte zuweilen so unendlich gern aus dem Schlummer erwachen, der meine Seele belastet. Ich blicke auf die Geschöpfe um mich her; sie sind fröhlich, ich möchte auch so sein. Ich suche ihnen ähnlich zu werden und thue, was sie thun. Ich möchte doch versuchen, was es heißt, zu leben, zu genießen!“

Auch Edla wollen wir nicht vergessen und ziehen den Vorhang vom Schauplatze, auf dem sie wirkt.

Süß ist der Beruf, den unschuldig Leidenden zu trösten. Das Höchste, was der Himmel, das Edelste, was die Erde hat, spricht mit dir zu diesem Endzwecke. Auch die mächtige Zunge der Schmeichelei kannst du hier verwenden; ihr Gewerbe ist hier heilig. Unendlich schwer dagegen ist die Arbeit, Den, welcher durch eigene Strafbarkeit gesunken ist, zu erheben! Und dies war jetzt Edla's Aufgabe.

Leichtsinn, Ueppigkeit, verschwenderisches Leben, Schulden, Bankerott, Noth und Schande war die Geschichte des Ehepaares, in dessen Hause Edla sich jetzt befand. Mann und Frau waren sich getreu behülflich gewesen, ein bedeutendes Vermögen durchzubringen. Jetzt standen sie einsam, die Noth und die Kinder wuchsen im Hause auf, draußen in der Welt zeigte die Verachtung mit Fingern auf sie, und fühlbar ward ihnen die unendliche Last des Lebens, welche freilich den Unschuldigen wie den Schuldigen bekannt ist, die aber, und dies mit Recht, die Letztern am schwersten drückt. Der Morgen kommt dann frisch und neu, aber des Menschen Gemüth wird dabei nicht erfrischt, wird nicht hell von dem anbrechenden Tage; der Frühling kommt mit seinem blühenden Leben, mit seinen reichen Zauberschätzen, aber des Menschen Seele wird nicht jung, nicht heiter; sie ist trübe, schwer und sorgenvoll, gleich einem Decembernebel. Da erkrankt sein Auge beim Anblick eines Mitmenschen, da flieht er seine Nähe, da haben alle schöne Gegenstände der Natur und Kunst keinen Reiz, keinen Werth mehr, und selbst das Licht der freundlichen Sonne erweckt nur Erbitterung. Immer lästiger, immer drückender schleichen dann die Jahre dahin. Immer matter, immer gleichgültiger, immer elender geht der Mensch durch sie hindurch. Da spricht er vom Tode, vom Grabe, aber so, wie man von einem langen Schlafe spricht, von einem Lager, worauf man endlich von seinen Mühseligkeiten ausruhen dürfe. — So war das Haus, so waren die Menschen, zu denen Edla kam. Sie kam mit ihrer festen Seele, mit ihrem klaren, besonnenen Wesen, und ihre stärkende Gegenwart brachte sogleich eine Veränderung hervor. Die Frau richtete sich von dem Lager auf, worauf sie vor Lebensmüdigkeit gesunken war. Der Mann blieb von den ausschweifenden und schlechten Gesellschaften zu Hause, in denen er sich selbst zu vergessen gesucht hatte. Die Kinder wurden gesitteter, fast instinktmäßig wurden sie ordentlich in der Nähe der hohen, aber freundlichen Fremden. Edla

ließ den ersten Eindruck, den sie hervorbrachte, nicht vorübergehen. Ihre Verwandten waren bildsame Menschen, mit guten, aber vernachlässigten natürlichen Anlagen, und sie kannten sich selbst so wenig, wie sie den Werth des Lebens und der Zeit kannten. Sie erschloß ihre Augen für die Wahrheit des Lebens, für Ordnung und Schönheit, sie erweckte bei ihnen das Verlangen, sich emporzurichten, zeigte ihnen den Weg und rief einen edeln Ehrgeiz bei ihnen hervor. Nicht wie Hiob's Tröster tröstete und ermahnte Edla; sie sprach, gleich den chinesischen Weisen: „Wo gibt es einen Menschen ohne Fehler? Aber er muß sie kennen lernen und ablegen und diese Verwandlung macht sein Herz jung. Die Reue ist der Frühling der Tugend. Reue und Besserung machen den Menschen groß. Große und kleine Fehler und Vergehungen müssen ihm dann verziehen werden. Wer solchergestalt sein Inneres gereinigt hat, verbreitet um sich und über Alles, was er thut, den köstlichen Glanz der Reinheit."

Edla's Verwandte hörten sie begierig und folgten dem Wege, den sie ihnen zeigte. Aber nicht blos mit Licht und Rath half Edla, auch ..... Doch verzeih', Edla! Es ist mir, als sähe ich deinen verbietenden Blick. Du bedurftest und wolltest keine Lobpreisung von Menschen.

Als der Sommer kam und Edla Muth und Arbeitsamkeit in dem Hause herrschen sah, welches noch neulich so tief gesunken war, da ergriff sie eine unendliche Sehnsucht nach dem väterlichen Hause, nach Nina, dem Gegenstande ihrer Zärtlichkeit, ihrer Gedanken, dem Lieblinge ihres Herzens. Nina schrieb nur selten, immer zärtlich, aber kurz und unbedeutend; seit ihren Kinderjahren war es ihr eine Pein, zu schreiben. Dies träumerische Leben entbehrte der Kraft, sich auszusprechen. Als Edla von Nina's Reise nach dem Brunnen von Ramlösa Kunde erhielt, beschloß sie, auch dahin zu reisen und die geliebte Schwester dort zu überraschen.

Daß wir noch keine officielle Nachricht von dieser Brun-

nenreise erhalten haben, kommt daher, weil wir vergessen haben, einen förmlichen Besuch beim Präsidenten abzustatten und uns nach dem Befinden der Gräfin zu erkundigen. Die Gräfin war nervös — das versteht sich — und als für Fräulein Greta, deren Gesundheit und Kräfte nicht recht wiederkommen wollten, verordnet worden war, Brunnen zu trinken, veranlaßte die Gräfin sogleich ihren Arzt, dasselbe Regime für den Präsidenten und für Nina zu verordnen, deren blasse Wange und mattes Auge das Leben während des verflossenen Winters anzuklagen schien. Und so ward eine allgemeine Brunnencur für die Familie beschlossen. Auch wir, meine Leser, wollen dem Strome folgen und uns erfrischen an

Heilquellen.

„O! die ganze Welt ich möchte drücken
An mein warmes, liebevolles Herz;
Mit dessen Blut vertilgen jeden Schmerz,
Mit dessen Schlägen jede Lust beleben."
Fr.

Siehst du, mein Leser, wie ich sie sehe, diese langen Alleen von Linden und Ahorn, deren dichtes Laubwerk die Sonnen mit goldenen Strahlen durchbricht? Siehst du rechts und links, von grünen Plätzen und Bäumen umgeben, kleine nette hölzerne Häuser, aus deren Pforten Scharen von Menschen mit Gläsern in den Händen hervortrippeln? Siehst du, wie sie unter gegenseitigen Begrüßungen langsam zum Brunnensalon und zu den Heilquellen hinströmen? Dort begegnen sie sich, die Armen, die Reichen, die Hohen, die Niedrigen, die Körperkanken, die Seelenkranken; sie gehen Alle, neues Leben an der Brust der Natur zu saugen. Die gute Mutter! Ihre Quellen sprudeln für Alle, Alle! Sie macht unter ihren Kindern keinen Unterschied, sie kennt keine Stiefkinder, sie bietet Allen ihr Leben und ihre Kraft dar.

Frisch ist der Morgen und etwas kühl. Das Silber des Thaues liegt auf dem Grase, welches sich unter der Last der klaren Perlen beugt. Die Luft, kühl und scharf, ruft eine lang verborgene Blume auf die Wange des Siechen herauf. Die Schwalben kreisen sorgenfrei um die Gipfel der hohen Bäume und das Sängerchor der Natur,

aus Sperlingen, Buchfinken und Zeisigen bestehend, singt für Tausende ihr „Vivat" aus dem Walde.

Die G...sche Familienpartie zeichnet sich unter der Menge durch geschmackvolle Kleidung und jene ungezwungene edle Haltung aus, welche das schöne Kennzeichen der höhern Weltbildung ist. Nina's Schönheit fesselt manche Lorgnette ans Auge. Die vornehmsten Herren der Brunnensocietät versammeln sich bald um diese Gruppe. Viele sind Bekannte, Andere wollen es werden. Reichthum, Schönheit und Rang, man mag noch so sehr rufen, daß sie Staub und Asche sind, behaupten ihre Zauberkraft in der Welt. Niemand bemerkt Clara, aber Clara fühlt mehr Genuß, als jeder Andere. Sie ist früher noch nie auf dem Lande gewesen, hat nicht am Morgen den Gesang der Vögel im Grünen gehört, nicht die Perle des Thaues auf dem Grase gesehen, nicht den Duft der Blumenwelt und die Frische der Luft gefühlt. Jetzt versteht sie des Lebens Herrlichkeit; ihr Herz ist voll, übervoll; sie möchte ihrem Schöpfer danken und fürchtet in Thränen auszubrechen. Fräulein Greta sieht ihre Bewegung und mildert sie durch fröhliche Scherze.

Fräulein Greta und Clara trennen sich von der übrigen Gesellschaft und gehen in die Alleen hinunter; aber wer kommt ihnen hier entgegen mit wiegendem Gange, groß, fett, stattlich von Ansehen, den Kopf etwas zurückgebeugt, mit dem vollen, vergnügten Gesichte in der Morgensonne schmunzelnd und von einem kleinen Knaben begleitet, dessen blonder Kopf beinahe in dem Rockkragen verschwindet, der die Ohren vor der Morgenluft schützen soll? Wer sollte es sein, wenn nicht Baron H. und sein Filius? In gerader Linie steuerte er auf Fräulein Greta und Clara zu, welche, obgleich etwas überrascht, ihn hier zu sehen, ihn sehr freundlich empfangen. Filius wird geliebkost — auch von Fräulein Greta; wer wird nicht huldvoll in der Gesellschaft der Natur? Sie setzen sich auf eine der Bänke zwischen den Bäumen. Bald wird die

Allee von Wanderern erfüllt, welche die Sonne aus dem dunklern Brunnensalon herauslockt.

Baron H. grüßt, nickt, winkt nach rechts und links; er scheint die ganze Welt zu kennen. Fräulein Greta setzt die Lorgnette vors Auge und Baron H. präsentirte seinen Freundinnen die Vorübergehenden in seiner eignen muntern Weise:

„Dort, meine Gnädigste, ging ein Mann, der sich ein Mal in seinem Leben als ein erbärmlicher Wicht zeigte und seitdem ein braver Kerl gewesen ist. Hier daneben steht ein Anderer, der eines Tages eine That à la Titus beging und darauf sich auf der niedrigsten Stufe der Menschheit dem Trunke ergab. Hieraus kann man ersehen....“

„Daß eine Schwalbe noch keinen Sommer macht,“ unterbrach ihn Fräulein Greta.

„Vortrefflich angewandt. So meine ich auch. Diese ältliche und reputirliche Frau mit dem bunten Shawle ist meine gnädige Tante Q. Ich war in meinen jungen Jahren viel in ihrem Hause. Es kommt mir jetzt gerade wieder in den Sinn, wie ihre Kinder und ich glücklich waren, wenn wir sie im Lesen eines Romans begriffen sahen, und wie wir immer eine geheime Angst empfanden, wenn wir sie mit einer Predigt beschäftigt sahen. Gute Laune, Nachgiebigkeit für die Vergnügungen Anderer, um einen Ablaßbrief für die eigenen zu erhalten, das war die Wirkung des Romans. Tiefe Runzeln auf der Stirne, Strenge, Moralpredigten und Verbote waren die Früchte der Predigt — woraus man keine schlimmere Schlußfolge ziehen könnte, als daß man nur Romane und keine Predigten lesen sollte.“

„Sehen Sie,“ sagte Clara mit einer Stimme, welche von dem tiefsten Mitleiden zeugte, „sehen Sie diese arme Gebrechliche, welche so kränklich aussieht! Ist sie Ihnen bekannt?“

„Recht gut. Es ist Fanny M. Ein armes Mädchen,

ohne Eltern, ohne Familie, welche nicht einen Tag Gesundheit hat."

„Guter Gott!" seufzte Clara mit thränenvollen Augen, „das ist ein trauriges Leben."

„Nicht so traurig. Sie hat eine Beschäftigung, welche das Mühselige ihres Lebens verjagt, ja, welche in den Stunden der Plage sie manche Himmelsfahrt machen läßt."

„Und diese ist?"

„Das Lesen guter, großer Dichter. Bestimmt, auf der Erde eine wurmstichige Blume zu sein, saugt sie Leben ein für eine höhere Welt, durch deren Propheten, die Dichter. Reden Sie mit ihr von Klopstock und Sie werden sehen, wie dieses gelb gewordene Auge strahlen kann."

Auch Clara's Auge strahlte fromm bei dem Gedanken an einen getrösteten Unglücklichen. Fräulein Greta's Aufmerksamkeit war durch die Vorübergehenden zerstreut.

„Vor allen Dingen, bester Baron," begann sie, „sagen Sie mir etwas von dieser Familie, die so ausgesucht häßlich und so getreu zusammengelenkt ist. Vater und Mutter, fünf Töchter, drei Söhne kann ich an der Eulenähnlichkeit sehen. Was sind's für Leute? Mich bedünkt, sie müßten einander zuwider sein!"

„Die besten und glücklichsten Menschen auf der Erde! Gut, fröhlich, witzig, kenntnißreich und einander so ergeben, daß sie sich wenig daran zu kehren brauchen, was die übrige Welt von ihnen denkt."

„Ich danke für die Aufklärung. Wer — ich bitte Sie — ist die Person, die auf der Bank uns gegenüber sitzt? Ich sah, daß Sie sie soeben grüßten. Sie macht auf mich einen ängstlichen Eindruck. Ihr Gesicht ist edel, aber ohne Zeichen von Anmuth. Etwas Schauerlich-Düsteres benimmt ihr alles Leben. Sie ist finster und still wie eine Mumie. Hat sie ein Verbrechen begangen? Kann sie wie andere Menschen sein? Kann sie ein fröhliches Wort sagen? Kann sie lachen?

„Sie kann es nicht. Sie kann nur beten. Diesen

beständig niedergeschlagenen Augen, dieser Miene, welche mehr dem Tode als dem Leben angehört, sieht man es an, daß nur unaufhörliches Gebet sie vom Wahnsinne retten kann. Man hat mir gesagt, daß sie Jemanden geliebt hat, der ihrer nicht würdig gewesen und schlecht — das heißt durch eigne Hand, gestorben sei. Was ich von Sophie T. weiß, ist, daß sie in ihrem Hause nicht glücklich ist. Vater, Mutter und Geschwister sind in Charakter und Gemüthsart ganz das Gegentheil von ihr und leben dabei noch in unaufhörlichem Streit mit einander. Laute Zänkereien sind die Musik in ihrem Hause und Alle wetteifern dort, einander zu übertönen."

„Die Unglück..... die Garstigen! wollte ich sagen, und sie?"

„Sie ist still geworden; sie ist finster geworden bis zur Aehnlichkeit eines Schattens und scheint auf der Erde zu verweilen, nur um zu beten, für den Unwürdigen zu beten, den sie geliebt hat, für Diejenigen zu beten, welche sie und sich selbst unter einander plagen. Ihr Aussehen erinnert mich an einen Märtyrer von Domenichino. Es ist ein schweigendes, aber lebendes Miserere."

„Guter Gott! ein unaufhörliches Gebet — und dieser schauerliche Ausdruck! Da könnte man verzweifeln!"

„Das soll man niemals. Wie lange sie betet, so nimmt sie doch zuletzt den Himmel herab —; aber Alles will seine Zeit haben. Sehen Sie sie nicht so viel an. Das ist nicht wohlthuend und hilft ihr nicht. Und dann — muß sie wol ihre Bürde tragen wie so mancher Andere."

„Und wenn sie toll wird?"

„Schon Mancher ist es vor ihr geworden und Platz gibt es noch in den Irrenhäusern. Es ist nicht das Schlimmste, was eintreffen kann. Die Nacht der Wahnsinnigen hat wol auch einen Morgen. Wir wollen jetzt auf etwas Lustigeres sehen! Wissen Sie wol, wodurch dieser Herr mit den langen Beinen lebt, was ihn bei Muth und Kraft erhält? Vergessenheit! Er vergißt Alles —

außer seinen Mittag —: Kummer und Freude, Freundschaft oder Feindschaft; über Nacht hat er den vorhergehenden Tag vergessen und daher erwacht er jeden Morgen wie ein neuer Mensch — oder eine neue Creatur — wie Sie wollen. Und Dieser wiederum, mit dem stillen Wesen, mit der ernsten Stirne, dessen Figur einem Koffer etwas ähnlich sieht, wissen Sie wol, was ihn ruhig durchs Leben führt und ihn thätig und munter erhält? Gedächtniß! Seine Lebenskraft ist die Dankbarkeit. Er lebt, denkt und arbeitet, um für die Kinder seines Wohlthäters Vermögen zu sammeln."

„Das ist gut!" sagte Fräulein Greta.

„So sage ich auch, und ..... Ah, ergebenster Diener, Madame Pre....! Eine gar zu nette, kleine Person. Sie hat eine niedliche Manier, ganze Stunden zu verplaudern —; nur genirt es mich ein wenig, daß sie immer nur von sich selbst spricht, von ihren Erfahrungen und Verdiensten und ihren Grundsätzen, daß man nie von sich selbst reden, oder gar an sich selbst denken müsse. Wenn man sie hört, sollte man zu dem Glauben kommen, daß sie vom Morgen bis Abend beständig sich selbst wegen aller Andern vergäße; daß sie ihre Neigung, ihre Gemächlichkeit für Nichts rechnete, wenn nur der Mann, die Kinder, die Schwägerin es zu ihrer Zufriedenheit haben (NB. ich kenne eine Menge Frauenzimmer, welche von sich Dasselbe meinen). Gerührt über ihre eigne Vortrefflichkeit, legt sie sich mit demüthiger Zuversicht alles das Schöne bei, was Dichter und artige Schriftsteller zum Lobe des Weibes gesagt haben, und hält sich in frommer Täuschung für einen wirklichen Engel (siehe obiges NB). Aber Jemand hat mir ins Ohr geflüstert, ihr Ehemann habe einst — bei den Worten eines seiner Freunde: Dein Engel von Frau! — in dem Mismuth seines Herzens ausgerufen: Ja freilich, ein schöner Engel!"

Fräulein Greta lachte herzlich und sagte: „Also sehen Sie keine Engel unter den Frauenzimmern?"

„Ich, meine Gnädigste? Ich sehe mehr Engel unter ihnen, als mein Herz und mein Kopf ertragen können. Aber meine Engel preisen sich nicht selbst.“

„Und daran thun sie Recht, denn Nichts ist unerträglicher. Aber wen haben wir hier? Der Herr sieht aus wie ein Schriftsteller, aber ich glaube, ich hätte nicht Lust, seine Bücher zu lesen.“

„Ich muß Ihren guten Geschmack bewundern. Der Herr ist wirklich ein Schriftsteller; er hat ein Buch über die Bestimmung des Weibes geschrieben, dessen Inhalt ungefähr so lautet:

«Das Weib soll für den Mann erzogen werden. Du sollst deinem Manne untergeben sein. Du sollst deinem Manne zu Gefallen sein auf die eine und auf die andere Weise. Hat er Fehler, so sollst du sie mit großer Demuth und ohne daß er davon weiß, berichtigen. Können sie nicht verbessert werden, so sollst du sie der ganzen Welt verhehlen und ihn nur desto mehr lieben. Summa: Du sollst deinen Mann erziehen und deinem Manne untergeben und vollkommen sein immerdar. Amen!» “

„Wissen Sie, Baron,“ sagte Fräulein Greta, „daß ich oft gedacht habe, Sie hätten Schriftsteller werden müssen? Ich bin überzeugt, daß Sie uns recht gute und nützliche Bücher gegeben haben würden.“

„Wissen Sie, mein gnädiges Fräulein, daß ich selbst davon ebenso überzeugt gewesen bin wie Sie und ich wirklich eine Zeit im Begriffe war, diese Bahn zu betreten? Ich begann einen philosophischen Roman zu schreiben und war selbst über alle die Weisheit und Güte gerührt, welche ich durch meine Feder den Menschen einblasen würde. Ich glaubte, die Welt würde sich ohne mein Buch durchaus nicht forthelfen können, und ich begriff kaum, wie sie sich bisher geholfen hatte. Ich war gerade in der Mitte meines opus, als ich eines Tages den Katechismus aufschlug, um einen kleinen Knaben zu examiniren. Aber bald fing ich an, für mich selbst zu lesen, und es ist mir schwer,

Ihnen den Eindruck zu beschreiben, welchen das Lesen auf mich machte. Ja, ich ward zugleich gerührt, entzückt und beschämt, da ich sonnenklar einsah, daß die Welt hier schon Alles hatte, was sie bedurfte. Ich ging sogleich nach Hause und verbrannte mein Manuscript, dessen beste Gedanken mir ein Extract vom Kern des Katechismus schienen. Und seit der Zeit hat die Stimme meines Verstandes jedes Mal, wo ich mich versucht fühlte, die Feder zu ergreifen, um die Menschen zu belehren, mit Donnerstimme meiner Eitelkeit zugerufen: Sie haben Mosen und die Propheten! Was hülfe es ihnen, wenn Einer von den Todten auferstände?"

„Ganz gut, Baron! Aber verzeihen Sie mir, wenn ich glaube, daß Ihre gute Trägheit mit im Spiele gewesen sei, Sie vor Moses und den Propheten in Schrecken zu setzen. Und ich gestehe, daß ich weit davon entfernt bin, Ihre Meinung von der Allgenugsamkeit e i n e s Buches zu theilen. Außerdem bedarf ich noch Bücher, um mir Vergnügen zu machen."

„Sie wollen sich ergötzen. Betrachten Sie dann, meine Gnädige, diesen Herrn mit dem schwerfälligen Gange und diese Dame mit dem leichten, welche immer zusammengehen, ungefähr wie ein Koppel Hunde, die sich ziehen und reißen und sich doch nicht trennen können. Noch nie hat wol der Himmel so ungleiche Menschen von demselben Vater gezeugt werden lassen. Er findet in Allem Schwierigkeiten; im Leben, im Tod, und dies Letztere kann wol seine Richtigkeit haben; im Stehen, im Sitzen, im Gehen, im Liegen — meiner Treu, ich begreife nicht, wie er durch die Welt durchkommt! Sie hingegen gehört zu jenen wohlmeinenden, aber dunklen Optimisten, welche, ohne zu wissen, warum, wirklich glauben und beständig versichern, daß Alles zum Besten diene. Sie sagt von der Zerstörung Lissabons und den Grausamkeiten der französischen Revolution, daß sie gewiß zu etwas gut waren. Ist heute schlechtes Wetter, so sagt sie, daß es morgen desto schöner

wird, und kommt das jüngste Gericht und der Weltbrand, so bin ich überzeugt, daß sie Zeit findet, einem brennenden Mitchristen zu versichern, daß Alles zum Besten diene. Obgleich ich nun glaube, daß es ebensowol christlich als verständig ist, so zu glauben, so kann ich doch nicht läugnen, daß sie mich oft an die Geschichte mit dem Papagei erinnert, welcher schrie: «Es geht gut! geht gut!» als der Truthahn ihm die Augen aushackte. Ich war einst auf dem Punkte, mich ein wenig in sie zu verlieben, denn auch ich will gern das Leben von seiner besten Seite nehmen, und ich glaubte, daß das Leben mit einer so leichten Person recht leicht werden würde. Aber seitdem sie mich damit tröstete, daß ein verdammter Gichtschmerz, der mich schon ein ganzes Jahr plagte, «auch zum Besten» diene, hörten wir auf, übereinzukommen Indessen kann ich nicht anders, als ihr zu der Weise, wie sie die Welt nimmt, Glück zu wünschen und ihre Geduld mit dem Bruder zu bewundern, der ohne sie nicht leben kann, obgleich er sich beständig über sie, sowie über alles Andere ärgert. Die etwas wunderlich gekleidete Frau, welche hinter ihr hergeht...."

„Ah, Madame K., sie kenne ich," unterbrach ihn Fräulein Greta. „Diese Person hat mir mehr als ein Mal die Lust eingegeben, Thorheiten zu begehen. In ihrer Nähe werde ich immer gedankenleer und leichtsinnig."

„Sie setzen mich in Erstaunen, denn gerade sie ist das Gegentheil von Leichtsinn."

„Gerade deshalb, oder eher deshalb — weil sie den Verstand so langweilig macht. Sie will Philosophin sein, glaube ich, und raisonnirt und discutirt über Alles. Tausend Mal hat sie mich an die Worte der Bibel denken lassen: «Deine Rede soll sein: Ja, ja; nein, nein! Was darüber ist, ist vom Uebel!» Du lächelst, Clara! Ich sehe, du bist meiner Meinung."

„Und dennoch" — wandte Baron H. ein — „kann gerade dieses Abhandeln und Haarklauben von einem ganz

guten Streben herrühren — von dem Bedürfniß nämlich, sich die Welt klar zu machen."

„Das ließe sich denken," sagte Fräulein Greta nach einer Pause; aber gewiß ist, daß ich ihr weder helfen kann noch will. Auch glaube ich nicht, daß sie die rechte Manier hat. Viel lieber höre ich dann auf Madame R., welche unaufhörlich, aber mit wahrem Eifer, von ihren Kindern und ihren Dienstboten redet."

„Ich gebe Ihnen ganz recht und bin ganz Ihrer Meinung. Dieser Gegenstand kann für eine Weile ebenso gut sein wie ein anderer. Und wie viel kommt an auf den Geist, welcher....."

Hier legte Fräulein Greta ihre Hand auf Baron H.'s Arm und rief leise und eifrig aus: „Um Gottes willen! wer ist dies — dies Frauenzimmer dort in Schwarz, welches bei der Fliederhecke herumschleicht? Sie gleicht Allem, was ich mir von einem lebenden Schatten habe vorstellen können, und heftete soeben auf uns einen Blick, so scharf, so sonderbar....."

Kaum hatte Baron H. das schwarzgekleidete Frauenzimmer zu Gesichte bekommen, welches in demselben Augenblicke hinter der Hecke verschwand, als er, wie von einem elektrischen Schlage getroffen, auffuhr und wie ein Pfeil ihren Spuren nachjagte.

Aufs höchste erstaunt und neugierig sah Fräulein Greta ihm nach. Erst im Brunnensalon trafen sie sich wieder, und Baron H., schweißtriefend, pustend und verstört aussehend, sagte nur, daß er in dem erwähnten Frauenzimmer eine Bekannte zu sehen geglaubt hätte, sie aber nicht habe wiederfinden können.

Indessen war die recensirende Gesellschaft still geworden und beschäftigte sich blos damit, ihre Gläser zu füllen und zu zählen. Während sie aber trinken und spazieren, will ich noch einen Augenblick ihre Musterung fortsetzen und, mit Auge und Gedanken über der wimmelnden Menge schwebend, dem Leser erzählen, was ich vernehme. Denn

es ist ein Gegenstand, welcher nicht so leicht die Aufmerksamkeit ermüdet, das ungleiche Leben und Wesen der Menschen zu betrachten; zu sehen, wie verschieden die Welt sich in ihnen Allen spiegelt, und dennoch immer den Menschen wiederzuerkennen. Den Gottesblick und den Todtenschädel haben sie ja Alle.

Den Todtenschädel! Kann der wol in diesem niedlichen Kopfe gefunden werden, welcher so fröhlich und lebenslustig in die Welt hinausblickt? Gewiß ist, daß dessen junge Eigenthümerin nicht viel davon weiß. Sie liebt Tanz, Musik, fröhliche Worte und Gesichter, Sonne und Blumen. Ihre Seele ist ganz und gar nach der Sonnenseite des Lebens gewandt; sie fürchtet die andere wie die Sünde. Sie tanzt durchs Leben, unschuldig, singend und spielend. Möge Keiner sauertöpfisch den Kopf über sie schütteln! Auch das Menschenleben bedarf der Lerchen:

Singend schwebe,
Jauchzend hebe
Dich zur sonnigen Höh'.
Laß den Trüben
Messen lieben;
Sing' du des Lebens Lust!

Für sanfte Feier
Schlag' die Leier,
Sei des Kummers Freund!
Gib den Müden,
Lebensmüden,
Ihren Frühling wieder!

Qualen stille,
Herzen fülle
Mit dem Himmelston;
Denn dein Singen
Wird Freude klingen
An Allvaters Thron!

Den Lebensmüden!... O ja; wenn du es kannst, so erquicke sein Gemüth! Siehe, wie er mit herabgebeugtem

Haupte zu den Heilquellen sich hinschleppt und nicht zu hoffen wagt und nicht verzweifeln will. Von dem grünen Baume, wo ich meine Leier versteckt habe, will ich auch ihm singen:

Ist für dich nicht Freud' auf Erden mehr,
Will dir frohe Hoffnung ganz entschwinden?
Kannst du nur im Grabe Ruhe finden?
Trifft dein brünstig Flehen kein Gehör?

O! es hebt sich doch ein Himmelsmuth
Gegen Leidessturm zur stillen Wehre;
Predigt ja des Lebens beste Lehre:
Heil dir, schöner, hoher Duldermuth!

Du bist der Port, wo wilder Wogen Flut
Besänftigt wird zum klaren Himmelsspiegel,
In dem Blicke trägt er dein Insiegel,
Strahlet Engelsfrieden klar und gut.

Wie ist der Anblick, den du gibst, so schön,
Du Verklärter aller ird'schen Schmerzen!
Alle Zweifel schweigen in dem Herzen,
Wenn wir den Leidenden froh lächeln sehn.

Und an den Gott ich glaube, den er sieht,
Glaub' an die Kraft, die ihn kann zwingen,
Glaub' an die Freiheit und des Geistes Schwingen;
Voll Demuth bet' ich den Befreier an.

Schmerzenssohn! Prophet der bessern Zeit!
Verwandelt bald ist deine Dornenkrone;
Rosen sind aus jedem Dorn der Krone
Erblüht in vollem Strahl der Herrlichkeit!

Wo war ich aber? Bei einem Gesundbrunnen und habe die Freude, die Geduld besungen — Gut! Meine Vene ist höher gesprungen und ihr spielender Strahl hat „das zum ewigen Leben sprudelnde Wasser" begrüßt, welches aus unsterblichen Quellen sich über die Menschheit ergießt. Ich will ihm folgen; ich will sehen, wie es den Seelen der Geschöpfe Segen bringt; ich will die Menschen

um mich her betrachten. Hier die Guten, die Liebenden, welche von gegenseitiger Liebe leben. Wie sie meinem Herzen wohlthun, wie die Luft in ihrer Nähe lieblich ist! Hier die Starken, Die, welche mit mächtigem Willen sich ihr Schicksal erschaffen; Die, welche große Gedanken eingeathmet haben und sich in Betrachtungen über das Leben und sich selbst erheben. Ihr Anblick stärkt. Ihr Auge ist klar; kein Wunder! Sie haben die Wahrheit gesucht und geahnt, die schöne, liebliche, herrliche!

Und Diejenigen, denen die Natur keine großen Kräfte verlieh, denen das Leben keine großen Freuden schenkte, welche aber die Brotkrumen vom Tische des Lebens mit Vergnügsamkeit hinnehmen und den Himmel nicht mit ihrem Rufe nach „Mehr" ermüden; die Kleinen im Leben, die Unbemerkten in der Welt, wie schön, wie wohl stehen nicht auch sie in Gottes Ordnung da! Wie viele stille Leben, welche Genuß fühlen von der Blume, von den Vögeln, von einem Zimmer nach der Sonnenseite, wo sie, die sorgenfreien Kinder der Natur pflegend, etwas von ihrer Ruhe und Lebensfrische gewinnen! Es ist schön, darüber nachzudenken, wie viele Freudenquellen der allgütige Vater seinen Kindern bereitet hat und wie Er in diesen ihnen sich selbst offenbart. Wir fühlen seine Gegenwart nicht blos in den Stunden der religiösen Andacht; das göttliche Feuer lebt in allen Gliedern des Lebens und eines jeden Menschen reines Streben ruft seine Blitze hervor. Die Liebe, die Natur, die Wissenschaft, die Kunst, die Philosophie, sind sie nicht sämmtlich Gedanken von Ihm, Emanationen von Gott? Hat er nicht in einem jeden dieser Reiche jedem Menschen ein Vaterland gegeben, in dem er sich anbauen und wohnen könne? Und derselbe Himmel, derselben Liebe reine, ewige Sonne strahlt über und durch sie Alle! Wie oft werden nicht auf ihrem Wege, in ihrer Arbeit die Menschen von einer plötzlichen Klarheit, von einer unbeschreiblichen Wonne durchdrungen! Strahlen eines höhern, eines nicht zu fassenden Lebens durch-

strömen sie und müssen sich dann selbst sagen: „Es ist dem Herrn!"

Und dennoch gibt es noch im Leben Einsame, Arme, welche Alles entbehren, was dem Leben Werth verleiht. Es wird nicht so bleiben. Der Prophet hat seinen Tag gehabt, der Held den seinigen, der Tag des Menschen ist jetzt da. Aber der Mensch ist legio und jedes Individuum dieser Masse tritt heute mit der Vollmacht vom Himmel hervor und begehrt Raum auf der Erde für seine Freiheit, seine Liebe, seine Wirksamkeit und sein Glück. Daß es fürs Erste Gedränge und Stöße geben müsse, ist klar. Alle stürzen sie zu den Heilquellen hin. Alle wollen sie ihre Becher füllen. Einige werden zurückgedrängt, Andere zu Boden getreten. Aber Geduld, es wird besser werden! Denn der Hort der Völker hat zum Felsen gesprochen und dessen Schoos hat sich aufgethan und die Quellen sprudeln immer höher, immer reichlicher. Eines Tages wird für Alle genug da sein.

Eine Quelle gibt es, deren Ader jetzt erst der Masse der Menschen ihre Silbertropfen zu schenken anfängt; eine Quelle, welche den Durst von Millionen stillen wird und welche Denen, die daraus trinken, ein volles Maß des Friedens und der Freude verleihen wird.

Der Trunk aus der Quelle des Wissens, der intellectuellen Bildung, ist Das, was den Blick des Menschen so klar macht, sein Leben so friedenvoll und so unabhängig von äußeren Geschicken. Geh' und trinke dort, du vom Glücke Verwahrloster, und du wirst dich reich fühlen. Du wirst in die weite Welt hinausgehen und überall zu Hause sein; du wirst dich in deine einsame Stube einschließen und Gesellschaft genug haben; denn deine Freunde, Die, welche immer mit dir sind, mit denen du dich ungezwungen unterhältst, sind die Natur, die Vorzeit und der Himmel! Das Reich der Ameise und die Werke des Menschen, der Regenbogen und die Rune bieten deiner Seele gleichen Genuß. Die Herrlichkeit der Schöpfung wird nicht

allein von deinem Auge geschaut, sie wird in deinem Gedanken verklärt, sie wird Licht vor deiner Vernunft. O, so zu betrachten, zu verstehen und anzubeten, ist das nicht fürs Erdenleben genug? Genug? Es ist unendlich, unaussprechlich viel!

Und warum ist es so genug, so viel? Unendlicher! Quell des Lichts und des Lebens! weil es uns dir näher führt; weil wir dann immer besser in jedem Tropfen des Daseins dein Licht schauen und dein Leben vernehmen können. Wenn — wie ein großer Schriftsteller sagt — „alles Heidenthum in dem Vergessen des Schöpfers wegen des Geschaffenen" besteht, so kommt es gewiß dem wahren Christenthume zu, daß man überall in dem Geschaffenen den allweisen Schöpfer zu verstehen und anzubeten sucht.

Die Feuerprobe und die Wasserprobe.

„Meine Brüder, Leben und Muth!
Tanzet, hört sie spielen!"
Bellman.

Und gewiß müssen wir fröhlich sein; so will es die Natur, so will es der Schöpfer. Tanz und Musik sind eine Grundidee in der großen Oper der Schöpfung. Singend tanzen die Welten ihre Ronde um die Sonne; singend tanzen die Mücken ihre Figuren im Sonnenscheine; die Woge tanzt auf dem Schoos der Mutterwelle, das Laub vor dem Winde und die Winde spielen selbst die Geigen zu ihrem wilden Hopser; das Kind tanzt in den Armen der Mutter; das Feuer, losgelassen, ist ein ewiger Tanz; auch der Himmel hat seinen Shawltanz, indem er die Schleier der Wolken um sich hüllt, löst und zusammenzieht. (In diesem Augenblicke mache ich mit meiner Feder eine glissade-assemblé — und du, mein Leser, bist du mir nicht schon lange in meiner Galopade gefolgt?)

Der Wilde tanzt in Lust und Schmerz und, durch die Kunst die Versuche der Natur vollendend, singt und tanzt der gebildete Mensch mit Sinn und Schönheit, sodaß die Thiere lauschen und die Engel lächeln. Seine Attitüde ist das Schweben auf der Grenze einer höhern Welt. Sein „partner", Derjenige, dessen Hand ihn hinüberführt, ist der Tod. Lieblich müssen die Gesänge der Himmel den Ohren des Auferstandenen tönen.

Auf einem grünen und ebenen Plane tanzt die Brunnengesellschaft bei Ramlösa. Freundlich und schwitzend beschäftigt sich Baron H. damit, tanzlustige Herren tanzlustigen Damen vorzustellen. Die Tanzunlustigen zwingt er im Guten, herumzuschwenken, denn Baron H. will gern, daß die Menschen munter und gesellig seien. Baron H. war durch stille, aber fast einstimmige Uebereinkunft maître des plaisirs der Brunnengesellschaft geworden. Er kannte die ganze Welt, war bei der ganzen Welt beliebt und nahm die Welt überdies so klug und leicht, daß sie sich wohl dabei befand, ihm zu folgen. Dieser Posten war auch für seine muntere Laune ganz passend, schien aber weniger zu seiner Corpulenz zu stimmen, welche durch seine Anstrengungen für Andere viel litt. Baron H. schien jedoch entschlossen zu sein, diese leiden zu lassen, ja er schien mit Absicht auf diese Bürde loszustürmen. Fräulein Greta scherzte mit Clara über diese Probe seiner Liebe und prophezeite, daß er eines Tages schmal und nett wie Vetter Pasteaureau vor Clara auf die Knie fallen und ihr Herz gewinnen würde.

Grausames Fräulein Greta! Während Baron H. schwitzte und arbeitete, um Allen das Leben leicht zu machen, schmiedete sie in ihrem Kopfe die drohendsten Pläne gegen seine Ruhe und sogar gegen sein Leben. Sie hatte nämlich beschlossen, bei der ersten Gelegenheit Baron H.'s Liebe zu Clara auf einige recht strenge Proben zu stellen. Würde sie die Ueberzeugung gewinnen, daß nicht blos eine Art dürftiger Zuneigung für Clara, nicht blos die Lust, ein gemächliches und epikureisches Leben zu führen, sondern wahre Liebe die Triebfeder seiner Bewerbung um Clara's Hand ausmachte, so wollte sie selbst seine Fürsprecherin bei Clara werden; im entgegengesetzten Falle übernahm sie es, mit Ernst und Nachdruck einer „Courtise" ein Ende zu machen, welche jetzt weit über die drei festgesetzten Besinnungsmonate gereicht hatte und den Leuten Anlaß zum Gerede gab. Hiermit verband sie den bestimmten Vorsatz,

im Guten oder Bösen zu erfahren, woher Filius stamme. Und ich muß noch hinzufügen, daß es mit Fräulein Greta's Willen eine gefährliche Sache war, wenn dieser sich einmal etwas vorgenommen hatte.

Wo waren wir soeben? Ja, beim Tanze im Grünen. Schön ist der Abend. Der Wind hat aufgehört, mit den Blumen und dem Laube umzuschwenken. Still ruht er jetzt und schläft im Haine. Aber noch singen die Vögel zum Abschiede von der Sonne. Nina's reizende, sylphidische Gestalt schwebt im Walzer dahin. Der, welcher sie mit seltener Anmuth führt, ist ein bildschöner junger Mann mit Apollo's Zügen und Amor's Lächeln. Wie heißt er? Wir wollen ihn Don Juan nennen. Was ist von Don Juan zu bemerken? Daß er der Held in Byron's längstem Gedichte ist, ein Vetter von Richardson's Lovelace und gleich Diesem wegen seiner Siege bei den Schwachen des schönen Geschlechts berüchtigt, folglich, nach Aussage gewisser Denker, ein entschiedener Günstling aller Frauenzimmer.

Heilige Clarissa! Aurora Raby, du schönstes Sternbild, welches Byron an seinen stürmischen Himmel heraufgerufen hat! In euerm Namen und in dem eurer Vorbilder protestiren wir gegen dieses beschränkte Urtheil und erklären, daß diese Denker nur das Weib in großen Städten und schon von der Welt verdorben gekannt haben, nicht so, wie es in seiner Wahrheit, seiner Natürlichkeit ist.

Gefährlich war Don Juan wirklich. Denn wer konnte Betrug in diesem offenen, klaren Blicke, unter diesem herzlichen Lachen, in diesem so liebenswürdig unbedachtsamen Wesen ahnen? Wer konnte glauben, daß das Verderben in einer Seele wohnte, welche für alles Gute und Schöne so warm schien und welche in Stunden stillen Vertrauens ihn darüber seufzen ließ, daß er im Leben nicht gefunden, was er gesucht, nicht geworden war, was er gewollt hatte?

Nina ahnte Nichts und ließ sich von einem Reize und einem Leben, welches angenehm auf sie wirkte, hinreißen. Die Gräfin wußte recht wohl, wo sie zu Hause war, und deshalb war sie höchlich für den interessanten Fremden und seine ausgezeichneten musikalischen Talente eingenommen. Er ward einer von den intimsten Bekannten in ihrem Kreise. Fräulein Greta sah Alles klar, schwieg aber und war gegen Don Juan kurz und kalt. Clara wich ihm aus in einer Art von Widerwillen, den sie sich nicht erklären konnte, der aber viel Aehnlichkeit hatte mit jenem weisen und sichern Naturtriebe, womit das Thier eine schädliche Pflanze vermeidet; während er sie oft suchte — er wußte recht wohl, warum — und hiermit die oft gethane Bemerkung bewahrheitete, daß der Wollüstige vorzugsweise die Reine sucht, nicht um sich zu ihr zu erheben, sondern um sie zu sich hinabzuziehen. Clara schien jedoch nur ein Nebengedanke bei Don Juan zu sein; seine Aufmerksamkeit und Huldigung wurden von Tage zu Tage immer ausschließender der schönen Nina gewidmet.

Aber wieder zum Tanze! Doch dieser ist zu Ende. Baron H., nach einer Polska, die er mit einer Dame, welche kein Anderer aufgefodert, getanzt hatte, ruht keichend auf dem Grase. Fräulein Greta, milden Sinnes, bietet ihm mit eigner Hand ein Glas Limonade. Der Präsident paßt auf seine Gräfin, welche sich etwas unruhig nach Nina umsieht, ihre Unruhe aber während einer höchst interessanten Unterhaltung mit einem schönen Obersten vergißt. Nina ist in Gesellschaft einiger Bekannten nach den mehr schattigen Theilen des Parks gewandert. Don Juan folgt ihr und sucht ihre Aufmerksamkeit zu fesseln. Unbemerkt trennt er sie von der übrigen Gesellschaft und da die Uebrigen sich hinsetzen, um auszuruhen, wählt er für Nina einen Ruheplatz aus, der von der übrigen Gesellschaft entfernt genug war, um keine Worte vernehmen zu lassen, und nahe genug, um bei Nina keine Unruhe zu erwecken. Die Stille des warmen Abends, die Schatten der laub-

reichen Bäume, Alles trug dazu bei, die wehmüthige Gemüthsstimmung, welche Nina so eigen war, zu steigern. Träumend lehnte sie den schönen Kopf gegen die Hand und sah in die nächtliche dämmernde Gegend hinaus. Juan gewahrte ihren Gemüthszustand und machte sich ihn zu Nutze. Mit leiser, melodischer Stimme sprach er von der Leere des gewöhnlichen Lebens, von dessen Dunkel, dessen Kälte und Fesseln. Er sprach von dem Leben der Natur, dem so warmen, so liebreichen —; dort offenbare sich Gottes Leben, Gottes Güte. Er sprach von einem Leben in Uebereinstimmung mit dem Naturleben — deshalb schön und reich — gleich dem, welches einst die Patriarchen lebten, gleich dem, welches noch in schöneren, von der Sonne gebadeten Ländern ein Recht des freien Wesens wäre. Er pries der Liebe Macht, Alles zu verherrlichen; sie war des Lebens seliger Traum, der einzige veredelnde, der einzige, den zu träumen der Mühe werth sei. Er citirte Sprüche von Johannes dem Evangelisten. Seine Worte waren rein, die Stimme hinreißend angenehm, die Sprache poetisch schön; Nina sah nicht die Schlange, welche unter Blumen schlich. Sie lauschte fast gedankenlos, aber ein Zauber war über sie gekommen. Wunderliche, unklare, aber angenehme Gefühle schwellten in ihrer Brust — sie genoß. Der Schoos der Natur that sich ihr gleichsam auf; sie hätte dorthin sinken mögen, sich mit dem Blumenduft vermischen, mit dem Schatten, dem Thautropfen, mit dem ganzen wunderbaren Leben, das sie umgab. Eine Wollustwoge ging über ihre Seele; Thränen drangen in ihre Augen, während sie sich vor dem dunkel glühenden Blicke senkten, welcher unverwandt und mit einer Art Zaubergewalt auf sie geheftet war.

Es entstand Bewegung in den Gruppen rings umher. Man erhob sich, um zurückzukehren. Auch Nina stand auf, sie erhob ihren Blick zum Himmel; dort trafen sie die Strahlen der klar flimmernden Sterne. Nina erfuhr dabei einen peinlichen Eindruck. Der Sternblick kam ihr

streng und kalt vor; er erinnerte an Edla's durchdringendes Auge. Nina senkte die ihrigen wieder; aber ein unwillkürliches Gefühl trieb sie, sich von Don Juan zu entfernen. Dies entging seinem erfahrenen Blicke nicht und er sagte schnell, aber leise und traurig: „Meinen Dank für diese Stunde nach langen Jahren von Leere! Das Andenken an dieselbe wird mein guter Engel werden und mich des Lebens Ueberdruß leichter ertragen lassen. Mein Wesen kann leichtsinnig scheinen, aber mein Herz hat Tiefe des Gefühls!... Mein Weg war einsam...... unverstanden; — Niemand hat mich noch so gekannt, wie ich bin........ und ich — bin noch niemals glücklich gewesen!"

Er sprach diese Worte mit tiefem Gefühle aus, schwieg dann und bot Nina seinen Arm. Sie nahm ihn an. Er war ja unglücklich, unverstanden! Sie gingen Beide durch den ruhig gewordenen Wald zurück und das Getöse der Gesellschaft war ihnen undeutlich. Nina ging mit gesenkten Augenlidern, stumm und sich selbst unbegreiflich, fühlte aber den Blick, den er oft auf sie richtete.

Die Gesellschaft war noch auf dem Tanzplatze versammelt. Man hörte einem Flötenspieler zu, welcher gerade bei der Ankunft der Wanderer seinen letzten Triller schlug. Don Juan ward umringt. Man bat ihn allgemein, mit seinem wohlbekannten Talente die Freuden des Abends zu krönen. Er ließ sich nicht lange bitten, nahm eine Guitarre aus den Händen der Gräfin Natalie, setzte sich auf einen moosbewachsenen Stein und präludirte. Es war schön anzusehen, wie er dasaß, den schönen Kopf gedankenvoll herabgebeugt, die dunklen Byron'schen Locken vom Abendwinde leise gehoben, während die Hand, weiß und weich, feurig über die Saiten flog. Er sang und Alles war Ohr. Etwas Schöneres hatte noch Niemand gehört. Es war eine wilde Romanze von unglücklicher Liebe. Da war Leidenschaft, Verbrechen, wilde Glückseligkeit, Wahnsinn, Tod. Bleich ward der Sänger von seinen eignen

Tönen; bleich waren die Zuhörer. Schauderhafte Gefühle durchzuckten sie und ein sympathetisches Zittern säuselte auch in den Bäumen. Alles schwieg wie betroffen, während die letzten abgebrochenen melodischen Accorde gleich Todesseufzern dahinschwebten. Da heftete Juan einen langen flammenden Blick auf Nina. Die Töne wurden lieblich, schmelzend, gleichsam wonnetrunken. Juan besang die glückliche Liebe, die freie, paradiesische, wie sie Albano und Correggio gemalt haben. In Nina's Brust erzitterten bisher stumm gewesene Saiten. Ahnung und Sehnsucht, ein unendliches Weh und eine unendliche Wonne ergriffen sie. War es der Abgrund, war es der Himmel, der sich ihr öffnen wollte? — sie wußte es nicht. Sie hätte in diesem Augenblicke sterben mögen und dennoch hatte sie noch niemals so wie jetzt des Lebens Reichthum, des Lebens Fülle geahnet.

Was Nina's Seele so mächtig ergriff, blieb auch auf Andere nicht ohne Wirkung, und manches Herz schmolz bei diesem Blicke in ein verlorenes Eden. Thränen stiegen in manches Auge, manche Liebesflamme schoß daraus hervor, nicht um beim Nachbar Feuer zu leihen, sondern um es dort zu entzünden. Manche rosige Erinnerung stieg in der Seele des Greises und der Greisin auf ...... nein, dies geht zu weit! Wir können die Zeit nicht damit hinbringen, alle Eindrücke zu beschreiben, die der Gesang erweckte. Groß ist die Macht des Gesanges, größer jedoch die des Schlafes — wenigstens in unserm etwas schwerfälligen Norden. Fräulein Greta war die Erste, welche diese Bemerkung machte; indem sie sich gähnend an Baron H. wandte, sagte sie: „Dies ist schon recht gut, aber nicht gut genug, um uns hier die ganze Nacht sitzen zu lassen. Hören Sie, Baron, lassen Sie uns thun, was besser ist! Lassen Sie uns nach Hause gehen!“ Baron H. antwortete in einer für Fräulein Greta ganz unverständlichen Sprache, die sie sich unmöglich eher erklären konnte, als bis sie gewahr wurde, daß er — schlief! Er lag da

in dem grünen Grase mit offener Brust, das offene, heitere, etwas Bacchus-ähnliche Gesicht in träumender Vergnügsamkeit gen Himmel gewandt.

Fräulein Greta winkte Clara und zeigte ihr lächelnd den Schlafenden. „Er erkältet sich!" sagte Clara mit sorgsamer Unruhe, nahm einen Shawl und breitete ihn über ihn aus. War es nun Fortsetzung eines Traumes, oder war der schlaue Mann wirklich wach, oder war er innerlich clairvoyant, genug, als Clara sich bückte, um ihn zu bedecken, streckte er seine beiden Arme empor; aber Clara richtete sich schnell auf und er umfaßte nur ihre beiden Hände, welche er herzlich küßte. Clara ließ es ganz ruhig geschehen; Fräulein Greta sah zu. Filius hatte in diesem Augenblicke seine Beschäftigung für sich. Er hatte eine besondere Liebe zu einer gewissen Caroline, einer kleinen, funfzehnjährigen, niedlichen Deutschen, gefaßt und machte ihr damit die Cour, daß er mit einem Stücke Kreide Arabesken auf ihre Schuhe und auf die Kante ihres schwarzen Kleides zeichnete. Vergebens sprach das junge Mädchen sich müde: „Süßer Filius, lassen Sie das sein! Süßer Junge, lassen Sie mich!" Vergebens! Der Kunsteifer hatte nun einmal Macht über Filius bekommen: er antwortete weder, noch gehorchte er, noch schien er zu hören. Fräulein Greta, welche neben der jungen Geplagten saß, fügte jetzt zu Clara's Bitten ihren verbietenden Machtspruch. Filius schwieg, wandte sich um und fast in demselben Augenblicke sah Fräulein Greta eine lange weiße römische Nase ihr eignes dunkelgrünes Seidenkleid schmücken. Dies war zu stark! Während Fräulein Greta mit ihren Augen dem Auftritte zwischen Baron H. und Clara folgte, preßten sich ihre feinen Lippen fast unmerklich zusammen, eine gewisse Strenge kam über ihr Antlitz, ihre weißen Finger fanden den Weg unter Filius' helle-Locken und „Au, au, au! ai, ai!" erschallte weit umher ein durchdringender Jammerruf. Baron H. sprang auf, behend wie ein Eichhörnchen, und schrie: „Filius!" Filius ging unter

lautem Schluchzen zu seinem Pflegevater und konnte nur die Worte hevorstammeln: „Sie riß mich an den Haaren! .... Haaren! .... Haaren!"

Eine Art Verwunderung, eine Bestürzung mit einem Anstriche von Heiterkeit verbreitete sich unter den Umstehenden. Aber Baron H. blickte Fräulein Greta an, als fodere er eine Erklärung. Fräulein Greta stand mit Würde auf und sagte: „Mein bester Baron, ich brauche wol nicht zu sagen, daß die Strafe wohlverdient war. Alles, was ich hier zu erklären habe, ist mein Wunsch, daß Sie selbst etwas von der Methode annehmen möchten, die ich soeben an den Tag gelegt habe. Der Junge wird sonst bald ganz unausstehlich!"

Baron H. antwortete nicht, sondern nahm seinen Filius, dessen Kummer Clara beschwichtigt hatte, bei der Hand und schickte sich an, wegzugehen.

Auch die übrige Gesellschaft brach jetzt auf. Clara erwartete, sie werde ihren Shawl zurückerhalten; aber daraus ward nichts. Baron H. hüllte sich ganz ruhig darin ein und lobte seine Weichheit, seine Wärme, seinen milden Charakter. Fräulein Greta gab Clara einen ihrer Shawls — denn sie hatte deren legio — und ging nach Hause, still wie eine Mauer. Im Augenblicke, wo man sich trennen wollte, brachte Clara freundlich ihren Shawl in Erinnerung; aber Baron H. steckte ihn nun in die Tasche und erklärte, daß er sich nimmer von ihm zu trennen gedächte.

Nina ward von Don Juan nach Hause begleitet. Hier heftete er noch einen seiner glühenden Blicke auf sie und verließ sie. Aber in ihrem Bette ruhend, ward Nina noch von seinen Tönen entzückt: sie erklangen mit unendlichem Reize in einer wiegenden Barcarole aus der Syrenenhecke vor ihrem Fenster. Der Mond schien klar; er schien über ihrem Bette. Das dunkle Fensterkreuz warf seinen tiefen Schatten über ihre Brust. Nina sah es. Auf ihr lag das Sinnbild der Entsagung und des Schmerzes —

aber sie war auch von Himmelsglanz begossen. Draußen lebten Gesang und Liebe. Unruhig schlug ihr Herz, unklar waren ihre Gedanken, ihre Thränen flossen, und still ihre weißen Arme über das Kreuz auf ihrer Brust legend, gab sie sich in stillem Gebete dem Vater hin, welcher besser als sie in ihre Seele blickte und über ihr Schicksal bestimmte.

Noch an demselben Abende stellte Fräulein Greta Clara zur Rede wegen ihrer Aeußerung in Betreff Baron H.'s: „Er erkältet sich," und fragte recht ernsthaft, ob sie Willens sei, ihn warm zu halten, und zwar nicht blos mit ihren Shawls, sondern auch mit ihrem Herzen. Clara verneinte dies, zuerst scherzend, dann mit vielem Ernste. „Gut!" dachte Fräulein Greta.

Clara hatte jedoch diesen Abend von ihrer Freundin viel auszustehen, welche zuweilen etwas unbarmherzig war und sie oft nach den Kleidungsstücken fragte, welche sie „noch übrig" hätte. Auch erklärte Fräulein Greta, daß sie doch lieber andere Proben von Baron H.'s Liebe sehen möchte, als die, welche Clara ihrer Kleider beraubte. Zuweilen fragte sie mit schelmischen Blicken, was wol endlich daraus werden würde? Aber Clara nahm den Scherz gut auf, blieb ruhig und ließ sich nicht stören. Dagegen war das Verhältniß zwischen Fräulein Greta und Baron H. wirklich etwas gestört. Eine gewisse Spannung, eine gewisse kalte Höflichkeit trat auf einige Tage an die Stelle der frühern muntern Freundlichkeit.

Sieht es nicht aus, als hätten wir den Präsidenten ganz vergessen? Wir haben ihn zwar nicht vergessen, er kommt aber immer mehr in Schatten neben seiner glänzenden Frau, auf welche er indeß ganz stolz und auch etwas eifersüchtig ist. Er trinkt gewissenhaft jeden Morgen seine zwölf Gläser und klagt ein wenig über seinen Magen, seine Laune; darauf achtet aber die Gräfin Natalie nicht. Sie unterhält eine unaufhörliche Musik mit Don Juan und Nina. Mit ihnen, besonders mit Nina allein, entwickelt

Don Juan sein bewundernswerthes Talent. Er badet gleichsam in Gesang und berauscht sich in seinen eignen Tönen. Nina ist davon wie bezaubert und versinkt von Tage zu Tage immer mehr in eine süße, schwärmende Wehmuth. Don Juan's Leidenschaft für sie wird mit jedem Tage deutlicher und mit jedem Tage heftiger. Er umgibt sie mit seiner Huldigung, mit seinem Gesange, mit seinem ganzen brennenden und poetischen Leben — auf Wogen von Wohllaut und Wollust schaukelt ihr Leben.

Wie starke Blumendüfte wirken, so wirkten diese Musikdüfte auf sie; es war ein liebliches, aber betäubendes Gefühl, ein angenehmer Rausch, ein süßes Gift; — von solchem, meine Leserinnen, kann die Seele getödtet werden.

Aber in Gottes Himmel singen ja seine reinen Engel? Der Gesang ist in sich selbst so göttlich; wie kann er die Seele tödten?"

Es kommt darauf an, weß Geistes Kind er ist, meine Allertheuerste! Das edelste Werkzeug kann, von einem bösen Willen gemisbraucht, Mittel zum Bösen werden. Es gibt ein Feuer, welches leuchtet und belebt — es gibt auch ein Feuer, welches verzehrt.

„Aber...."

„Aber und aber, du Gute, deren reinen Sopran ich einst, wenn auch nicht früher, doch in den Chören des Himmels zu hören hoffe — ich habe nicht Zeit, heute mit dir zu streiten. Ueberdies wird Clara, die Klare, Fromme, besser als ich auf deine Zweifel antworten.

„Weshalb Clara!" — fragte Fräulein Greta — „gehst du fast immer hinaus, wenn Don Juan sich ans Piano setzt und so singt, daß Nina schmilzt und Natalie ganz begeistert aussieht und die Augen nach allen Seiten dreht, nur nicht nach dem Präsidenten, der jedoch sein Möglichstes thut, um sich im Entzücken zu erhalten? Sage mir, warum schleichst du dich immer fort?"

Clara erröthete und sagte lächelnd: „Weil ich von Don Juan's Tönen weder schmelzen, noch begeistert werden

will." Sie schwieg und fügte nach einem Augenblick unter tieferem Erröthen hinzu: „Ich liebe Musik sehr und habe kein härteres Herz als Nina; aber es ist Etwas in Don Juan's Gesange, was mir nicht wohlthut. Er regt auf und macht weich, ohne auf eine Weise wohlthuend zu sein. Es liegt Etwas in seiner Art und auch in seinem Gesange, was sagt, daß seine Seele und seine Absichten nicht rein sind."

„Aber dein Herz, dein Verstand sind es," sagte Fräulein Greta, indem sie ihre Freundin in ihre Arme schloß. „Ich wünschte, daß die schöne und vollkommene Nina, wie Natalie sie nennt, nur halb soviel Vernunft hätte wie du."

„Rede mit ihr! Warne sie!" bat Clara innig und eifrig. „Sie ist so jung und so gut!"

„Damit befasse ich mich nicht," sagte Fräulein Greta bestimmt. „Ich verstehe mich nicht recht auf dies Mädchen; überdies kommt bald Jemand, der sie und Don Juan wol unter Aufsicht nehmen wird. Graf Ludwig R. wird in diesen Tagen hier erwartet und dann denke ich wol, daß er diese Hitze in den Singübungen abkühlt. Mit Natalie habe ich indessen gesprochen, aber das ist so gut, als predigte man tauben Ohren. Sie hat überhaupt ein Talent, aus schwarz weiß zu machen, und ...... Aber man läutet zum Mittag! Nimm deine Tüllpelerine um, Clara; das heißt, im Falle du sie noch hast! Es ist doch sonderbar, daß Baron H......."

Clara verschloß die scherzvollen Lippen mit einem Kusse und eilte, ihrer Freundin zur Table d'hôte zu folgen.

Fräulein Greta setzte sich neben Baron H. zu Tische. Man sah es Beiden an, daß sie wieder Freunde werden wollten. Baron H., dessen glänzendste Tagesstunde immer auf den Mittagstisch fiel, wo er — was selten genug ist — die Gabe des Essens und Sprechens mit vielem Geschmacke und mit Lebhaftigkeit verband, war diesen Tag ganz charmant. Er zog zuerst Fräulein Greta über Kinder-

erziehung zu Rathe und diese gab ihm hierüber halb im Scherze, halb im Ernste einige ziemlich handfeste Rathschläge, die für Filius mehr gesund als angenehm waren. Sie sprach auch Verschiedenes über seine Zukunft und zog in Erwägung, ob es nicht zweckmäßig wäre, daß er der Profession seiner Mutter beim Theater folgte — bemerkte aber zugleich, daß Filius weniger Anlage zum Tanzen zu haben schien und immer mit den Füßen einwärts ging.

Baron H. stierte Fräulein Greta mit einiger Verwunderung an, hustete, trank ein Glas Wein und erwiderte, daß der Knabe seiner eignen Neigung werde folgen dürfen.

Fräulein Greta erwog nun ferner, ob er Decorationsmaler werden sollte, und erzählte ganz munter die Geschichte des Zeichnens und Raufens beim Tanze im Grünen. Beide lachten darüber. Baron H. gestand, daß die Züchtigung wohlverdient gewesen; ja er bat sich sogar Fräulein Greta's fernern Rath — er sagte nicht „Handreichung" — bei Filius' Erziehung. Fräulein Greta versprach, ihr Möglichstes zu thun, und sorgte dafür, daß Baron H. das Beste von Allem erhielt, was sich auf dem Tische befand. Ueberhaupt vertrugen sie sich in Allem vortrefflich, sodaß Clara, welche ihnen gerade gegenüber saß, für sich selbst lächelte, aber nicht merkte, daß sie sich so innig und warm, besonders in Lobreden über sie vereinigt hatten. Baron H.'s Augen glänzten dabei wie zwei Krystallkugeln, welche die Sonne beleuchtet.

Die große Freundschaft der Antagonisten erstreckte sich auch auf den Nachmittag, und als Baron H., welcher seinem „Abmagerungssysteme", wie Fräulein Greta es nannte, gemäß, einen großen Eifer für Spaziergänge zeigte, eine ziemlich lange Promenade nach dem Essen vorschlug, war Fräulein Greta, obgleich sonst keine besondere Freundin von Promenaden, ganz bereitwillig, ihn zu begleiten. Clara freute sich über die schönen Naturscenen, welche sie, nach Baron H.'s Versicherung, zu Gesichte bekommen würde, und ging ruhig und glücklich an der Seite ihrer Freundin.

Filius, welcher Fräulein Greta noch gram war und sie mit argwöhnischen Blicken ansah, war jedoch an diesem Tage ungewöhnlich „vivace" und pflückte mit vieler Auswahl die niedlichsten Blümchen für Clara und seinen Vater. Fräulein Greta bemerkte, daß, wenn der Knabe auch stürmisch, er doch auch treu in seiner Liebe zu Denen wäre, welche gut gegen ihn gewesen waren. Fräulein Greta beschloß deshalb, einmal die sanfte Methode zu versuchen, um einige Gewalt über den Knaben zu erlangen.

Der Herr mit den Schwierigkeiten und die Dame mit den Leichtigkeiten waren die Einzigen von der übrigen Gesellschaft, welche auf der Promenade mitfolgten, wir wissen nicht recht, wegen welcher Schwierigkeit und aus welcher Leichtigkeit. Die Gesellschaft war schon munter ein gutes Stück auf dem Wege fortgeschritten, als eine Gewitterwolke, welche hinter den Wanderern aufstieg, den Herrn mit den Schwierigkeiten eine fürchterliche Grimasse machen ließ und Fräulein Greta die Idee eingab, es möchte wol ein Unwetter mit Donner und Regen eine von den schönen Naturscenen werden, womit Baron H. Clara überraschen wollte. Indessen — sei es nun aus Güte oder aus Schlauheit — ließ sie von ihren unglücklichen Ahnungen nichts verlauten. Baron H. sah sich auch einmal nach der Wolke um, pfiff aber munter und setzte die Wanderung bei der allerbesten Laune fort. Nicht so der Herr mit den Schwierigkeiten. Er und seine Schwester blieben einige Schritte hinter den Andern zurück und Fräulein Greta vernahm folgendes Gespräch zwischen ihnen:

„Na, das scheint eine hübsche Geschichte zu werden! Wir bekommen ein Unwetter, daß Gott sich erbarme! Der verrückte Baron H.! Wir werden Alle zusammen durchnäßt werden!"

„Bonapartchen! Ich versichere dich, es ist nicht gefährlich. Es geht vorüber. Der Wind bläst gegen die Wolke."

„Bläst, bläst! .... Herr Gott, wie du phantasirst!

Und wenn die Wolke gegen den Wind aufsteigt, so möchte ich wol wissen, was für Nutzen uns dein verwünschter Wind bringen sollte, wenn nicht den, uns die Augen mit verdammtem Staube auzufüllen und uns die Hüte abzuwehen. Wind ist etwas Abscheuliches. Ich möchte wol wissen, wozu der Wind gut sein sollte."

„Der ist wol auch zu Etwas gut. Mir kommt er recht munter vor. Er macht, daß man frischer geht. Ich nehme mir gern mitunter ein Luftbad. Es ist gesund."

„Bade du so viel du willst, in Wind oder Staub; ich bitte aber, meinerseits davon befreit zu bleiben. Ein Regentropfen! Nun, da haben wir's! Wir bekommen einen unaufhörlichen Regen acht Tage lang. Mein Roggen wird platt und sauer zu liegen kommen, wie .... wie .... und ich fühle schon, daß ich ein Recidiv vom kalten Fieber kriege, das ich vor fünf Jahren gehabt habe. Sieh, da kommt ja die verdammte Wassermasse uns nach wie eine Sündflut!"

„Du sollst sehen, wir kommen noch hin, ehe der Regen hierherkommt. Diese kleinen Streifen bedeuten wenig und sind außerdem weit entfernt. Bald gelangen wir unter Dach und da hat uns Baron H. einen guten Kaffee versprochen."

„Kaffee! Ja, ja! Kaffee werden wir insgesammt in einer Pfütze von Regenwasser trinken, das sage ich."

„Ehe wir es uns versehen, sind wir an Ort und Stelle."

„An Ort und Stelle? Wir gelangen nicht hin, sage ich, bis wir ertränkt sind, und diese Promenade wird mein Tod."

„Willst du, daß wir umkehren und zurückgehen? Wir können ...."

„Wir können nicht zurückkehren, ehe wir Regen und Gewitter über uns haben."

„Aber wir können ja den Versuch wagen und das Beste hoffen!"

„Nein, sage ich, nein, nein nein, nein!"

„Aber wie sollen wir es denn anfangen? Besser ist doch gewiß, irgendwohin zu gehen, entweder vorwärts oder zurück, als hier still zu stehen."

„Ja, da haben wir's! Was soll man anfangen? heißt es, wenn man schon alles mögliche dumme Zeug gemacht hat — und so steht man denn einfältig da und gafft. Baron H.! Baron H.! Wir bekommen ein Unwetter! Wir werden im Platzregen ertränkt! Baron H.! Ich glaube, der Kerl ist taub! Er hört nicht mehr, als ob er ein Stein wäre. Baron H.! H.! Baron!"

Baron H. machte sich taub und ging immer frischer vorwärts. Zuletzt ward er so heftig am Rockschoß gerissen, daß er einige Schritte rückwärts machen mußte und sich mit seinem ganzen Gewichte in die Arme des ergrimmten Herrn mit den Schwierigkeiten fallen ließ, der aus allen Kräften schrie: „Wir bekommen ein Ungewitter! Wir bekommen ein Ungewitter!"

„Oh! Bah!" antwortete der Baron phlegmatisch und mit Mühe ein Gelächter unterdrückend.

„Oh her und bah hin! Wir bekommen ein Ungewitter und werden um Ihres Eigensinnes willen Alle zusammen durchnäßt und versengt."

„Wir bekommen kein Gewitter, sage ich; aber wenn Ihnen so bange ist — so steht ja dort eine Scheune. Da sind Sie unter Dach, haben auch trockenes Heu, um darauf auszuruhen, bis die Gefahr vorüber ist."

„Das wird ja charmant!"

„Charmant? Hebbla, du findest Alles charmant! — und man weiß doch, daß der Blitz immer in Scheunen einzuschlagen pflegt — und dann sticht das Heu; — charmant!"

Dies war für Fräulein Greta ganz unwiderstehlich und das herzliche Gelächter, in das sie ausbrach, verdroß

den Herrn mit den Schwierigkeiten so, daß er den Arm seiner Schwester nahm, sich von der Gesellschaft abwandte und gerade auf die Scheune lossteuerte. Nachdem Fräulein Greta ihre Heiterkeit, woran Baron H. und auch Clara Theil nahmen, bezwungen hatte, sagte sie ernsthafter:

„Wissen Sie indessen, Baron, daß von allen Naturscenen ein Platzregen meine Neugierde am wenigsten reizt? Wenn Sie glauben, daß wir einen solchen bald genießen werden, so bitte ich wenigstens für mich und Clara, ihn von der Scheune aus, ungeachtet aller Schwierigkeiten dort, betrachten zu dürfen."

Aber Baron H., dem besonders daran gelegen war, sein Ziel zu erreichen — wie wir glauben, etwas des Kaffees wegen — wollte von der Scheune nichts hören und verbürgte sich dafür, daß das Ungewitter sich verziehen würde, die wenigen Regentropfen hatten ja schon aufgehört, und mit einem muntern Liede würde man sicher die Sonne heraufrufen; sogleich stimmte Baron H. mit der „infamsten Stimme in der Welt", wie Fräulein Greta sie nannte, ein munteres Frühlingslied an. Und sieh! Die Sonne kam wieder hervor, das Gewölk verzog sich und lustig schritt die Gesellschaft weiter, nachdem sie vergebens einladende Winke und Zeichen den Geschwistern in der Scheune zugesandt hatte. Nur der Wind, welcher immer heftiger die Staubwolken über das Feld jagte und jeden Augenblick an Stärke zunahm, ward den Wanderern immer lästiger. Fräulein Greta ward müde und warm und etwas übelgelaunt, was theils an ihrem Schweigen bemerkt ward, theils an den kurzen Ermahnungen, die sie Clara gab: sich wohl einzuhüllen, den Shawl, den Hut festzuhalten und das Gras bis zur Heuernte stehen zu lassen; denn Clara konnte nicht unterlassen, Filius bei seinem Kräutersammeln Gesellschaft zu leisten. Baron H. hingegen ward immer munterer und pries s e i n schönes Wetter, s e i n e n Sonnenschein. Die Gesellschaft ging jetzt

am Ufer eines rieselnden Flusses, auf dessen hohe Graswälle einige Breter gelegt waren, um als Brücke von dem einen Ufer zum andern zu dienen. Aber diese sahen so mangelhaft aus, daß man mit Recht daran zweifeln konnte, ob sie einen Menschen würden hinübertragen können. Ein Wirbelwind kam, riß Hut und Schleier von Clara's Kopfe und coiffirte damit eine der niedrigen Fichten am gegenüberliegenden Ufer. Groß war die Bestürzung und Verlegenheit der Gesellschaft.

Jetzt versichere ich dich, mein Leser, daß ich gar nicht weiß, welch kleiner, häßlicher Dämon es Fräulein Greta in den Kopf setzte, hier eins ihrer Experimente über Baron H.'s Liebe zu Clara anzustellen.

Baron H. stand da und betrachtete den Hut auf dem Gipfel der Fichte mit einem Ausdrucke von Bestürzung, machte aber nicht die geringste Miene, sich über die gefährliche Brücke hinüberzuwagen.

Fräulein Greta sah ihn an: „Nun, Baron?“

„Ja, meine Gnädigste, das war eine rechte fatale Begebenheit!“

„Fatal? An Ihrer Stelle würde ich sie glücklich nennen. Dies ist gerade eine von den wenigen Gelegenheiten in unserer wohlgeordneten Welt, wo es noch einem Liebhaber erlaubt ist, den ritterlichen Sinn zu zeigen, welcher die Gefahr verachtet bei einem Schimmer von Hoffnung, seiner Schönen dienen zu können; ein edler Sinn, welcher gewiß Baron H. eigen ist!“

„Ergebenster Diener! Durchaus so! Aber..... aber lassen sie uns mit allen möglichen Turnierkünsten noch ein wenig warten. Ein Windstoß führte den Hut fort, ein Windstoß kann ihn wieder herführen..... wir wollen ein wenig warten.... wollen sehen!“

„Ich bewundere Ihre Geduld, Baron. Nun, ich sehe, wir haben Aussicht hier über Nacht zu bleiben! Und unterdessen wird Clara's schöner Hut verdorben und der Wind weht ihr selbst Kopf- und Zahnschmerz auf den Kopf!“

„Wenn Mamsell Clara meinen Hut so lange nehmen wollte!“

„Nein, nein, Baron! Sie nimmt ihn nicht, verlassen Sie sich darauf. Sie weiß den Kopf eines Mitmenschen besser zu schätzen, als daß sie ihn seiner Bekleidung beraubte. Nein, Sie müssen einen andern Ausweg ersinnen, wenn Sie Clara wohlwollen.“

Baron H. hatte gut gegessen, er war warm vom Gehen — nur ein Ritter Don Quixote konnte sich wundern, daß er bei seinen achtundvierzig Jahren zögerte, sich der verrätherischen Gemüthsart des Flußgottes auszusetzen. Clara wiederum erklärte eifrig, daß sie ganz gut ohne Hut gehen könne, und daß, wenn Jemand sich über die gebrechliche Brücke wagen müßte, es sonst Niemand sein solle als sie selbst. Wie sie sich indessen von der Hand, welche Fräulein Greta um ihren Arm gelegt hatte, losmachen würde, das war mehr, als sie und wir begreifen können.

Eine gute Weile stand die Gesellschaft still im Winde da, betrachtete den flatternden Hut und wartete auf den glücklichen Windstoß, welcher, nach Baron H.'s Behauptung, „gewiß kommen würde.“ Zuletzt verlor Fräulein Greta die Geduld und brach los: „Nein, das halte ich nicht länger aus, und weil Baron H. so wenig nach Clara fragt und so sehr fürchtet, etwas für sie zu wagen, so gehe ich selbst. Still, Clara!“

„Das sollen Sie nicht!“ sagte Baron H. ganz bestimmt, indem er Fräulein Greta zurückhielt; „denn obgleich ich kein Freund von unnöthiger Wichtigmacherei bin, so fürchte ich doch nicht ein kaltes Bad, am wenigsten, wenn es für die gute Clara genommen wird!“ Und hiermit war er ohne Weiteres auf dem Wege über den Fluß.

Fräulein Greta, welche Clara unerschütterlich festhielt, sandte dem Baron eine halblaute Kritik über seinen Ausdruck „unnöthige Wichtigmacherei“ nach, folgte aber bald mit Unruhe — die jedoch nicht sichtbar ward — seiner Wanderung über die Planken, welche weit mehr schwank-

ten, als Fräulein Greta erwartet hatte. Was in diesem Augenblicke in ihrem Innern aus Reue und Angst vorging, können wir nicht sagen; denn sie hat sich noch nie gegen Jemand darüber geäußert. Indessen war Baron H. nahe genug daran, sein Ziel ohne Abenteuer zu erreichen, als ein Zufall eintraf, welcher unmöglich vorauszusehen war. Die merkwürdige Brücke bestand aus drei Planken, von denen die mittlere sichtbar morsch war. Baron H. vermied daher le juste milieu und ließ jeden seiner Füße rechts und links davon auftreten. Dadurch entstand ein Thor, welches zu benutzen Filius plötzlich inspirirt ward, um seinem Vater eine Ueberraschung zu bereiten und den Hut vor ihm zu erobern. Unglücklicherweise war aber Baron H. nicht dem rhodischen Kolosse ähnlich und Filius nichts weniger als behend. Der Junge schoß ab wie ein Pfeil, blieb aber zwischen den Beinen seines Pater stecken, welcher, erschrocken und aufgebracht, einen Nothruf erhob und nahe daran war, das Gleichgewicht zu verlieren, sich aber Zeit nahm, Filius einen Stoß zu geben. In demselben Augenblicke setzte Fräulein Greta ihren Fuß auf die Brücke, um zu Hülfe zu kommen; diese aber brach unter der dreifachen Menschenlast und stürzte unter gewaltigem Getöse mit Baron H., Fräulein Greta und Filius in den Fluß hinab mitten unter ein Schock schwimmender Enten, welche unter schrecklichem Geschrei und Geplätscher die Flügel in und um ihre Gesichter schlugen.

Baron H. verschwand ganz und gar unter den Wellen, und als er den Kopf wieder über die Wasserfläche erhob, gab er so viele wunderliche Töne von sich, daß man wol — mit König David, glaube ich — sagen konnte, „daß er lautete wie ein Kranich und eine Schwalbe und girrte wie eine Taube." Aber als er sich etwas erholt hatte, da schwamm er auch wie ein Schwan und steuerte sogleich seinen Unglücksgenossen zu Hülfe. Fräulein Greta hatte mittlerweile ihre gewöhnliche Entschlossenheit nicht verloren.

Mit dem einen Arme hatte sie ein Stück der zerbrochenen Brücke umfaßt, mit der andern Hand faßte sie Filius bei den Haaren — obgleich in ganz anderer Absicht wie das erste Mal — und es gelang ihr, den Knaben an sich zu ziehen, während sie Clara immer zurief, „still zu sein, denn sie würde sich schon selbst helfen!“ Wir wissen jedoch nicht, wie sie damit ohne Baron H. zu Stande gekommen wäre, welcher mit ebenso viel Geschicklichkeit wie Verstand nach einer Stelle hinschwamm, wo die Ufer weniger steil waren und ein glückliches ans Land Setzen erlaubten. Wenn die Schwimmenden nur währenddessen künstlerischen Sinn genug gehabt hätten, sich mit etwas mehr Anmuth zu gruppiren — so hätten sie leicht dem Künstler — wenn ein solcher dagewesen wäre — einen köstlichen Anblick gewähren können. — Baron H. mit seinem gutmüthig-fröhlichen, ausdrucksvollen Gesichte war ein Flußgott sonder Gleichen, und Fräulein Greta mit ihrer weißen Farbe, ihren regelmäßigen Gesichtszügen war eine stattliche Najade, Filius war sehr gut als ein kleiner murmelnder Bach; aber an diese Repräsentation dachten die im Wasser Arbeitenden keinen Augenblick.

Auf das grüne, weiche Gras hatte Baron H. seine theuern Lasten niedergelegt, welche die bleiche und erschrockene Clara mit Entzücken empfing. Er selbst, der einmal ins Schwimmen gekommen zu sein schien, stieg nur ans Land, um seinen Überrock abzulegen, worauf er zum Erstaunen Aller sich wieder in den Fluß begab, zum andern Ufer hinüberschwamm und im Triumphe mit Clara's Hute zurückkehrte, den er mit der einen Hand hoch in die Luft hielt, während er mit der andern schwamm. Fräulein Greta gerieth über diese chevalereske That in Entzücken, ihr Geschmack an dem Komischen fand eine unvergleichliche Nahrung in dem vorgefallenen Abenteuer und in ihrem gegenseitigen kläglichen Anblicke. Sie gerieth in die beste Laune von der Welt. Die Ufer hallten von einem unaufhörlichen Gelächter wider und dies kleine Unglücksereigniß

diente nur dazu, sie — wie es oft zwischen guten Menschen zu geschehen pflegt — munterer und herzlicher bekannt zu machen.

Die verunglückte Gesellschaft war vom Schicksale und Baron H. ganz angenehm in einer kleinen Bucht untergebracht worden, wo sie durch Graswälle und Erlen vor dem Winde geschützt war und sich am Feuer des Himmels trocknete. Indessen konnte man dort, wie Fräulein Greta bemerkte, nicht sein ganzes Leben hinbringen.

„Was sollen wir jetzt anfangen?" war die allgemeine Frage. Die Lage war wirklich kritisch. Clara erbot sich, nach Ramlösa zu laufen und einen Wagen herbeizuschaffen. Fräulein Greta verbot es ausdrücklich, denn sie war gewiß — sagte sie — daß Clara sich die Schwindsucht an den Hals laufen würde. Sollten sie aber insgesammt, so durchnäßt wie sie waren, den Rückweg zu Fuße antreten, in diesem Winde, in diesem Staube? Fräulein Greta fand diese „Trockenmethode" mehr als bedenklich. Die Gesellschaft am Flußufer war in großer Verlegenheit; wir sind es aber weniger, denn schon hören wir in der Entfernung Pferdehufe und das Geräusch eines herankommenden Wagens. Bald vernehmen auch unsere Freunde in ihrer Noth diese willkommenen Töne und Baron H. lief auf die Landstraße unter schrecklichem Rufen: „Hoi! hoi! halloh! haltet! haltet!" Der Reisende war Niemand Geringeres, als der hochvornehme Graf Ludwig in eigner Person. Wie er in Erstaunen gerieth, wie artig er seinen prächtigen Landau anbot, wie die nasse Gesellschaft und Clara sich dort einquartierten, wie erstaunt und misgelaunt wegen der unerwartet vervierfachten Last die Postpferde wurden, wie der Besitzer derselben sich mit der Aussicht auf ein vierfaches Trinkgeld tröstete, alles Dieses bitten wir den Leser sich ad libitum vorzustellen.

Die Gräfin Natalie hatte gerade eine ihrer eifrigsten Singübungen und Don Juan riß sie, wie Nina, mit seinen wilden Balladen hin, als die verunglückte Gesellschaft

und ihr Retter ins Zimmer traten, und groß und wunderlich gemischt war die Wirkung, welche sie hier hervorbrachten. Zuerst Verwunderung, Ausrufungen, Fragen und allgemeine Confusion, dann eine allgemeine Spannung während Graf Ludwig's Begrüßung. Blässe verbreitete sich über Nina's Wangen, als Graf Ludwig sich mit mehr als gewöhnlicher Lebhaftigkeit ihr näherte; eine kleine Röthe der Verlegenheit färbte die Wangen der Gräfin, als sie Don Juan dem Grafen vorstellte; nur Jener sah ganz unbekümmert aus, während er etwas nachlässig den steifen Gruß und forschenden Blick des Grafen Ludwig erwiederte.

Aber wir dürfen unsere nassen Freunde nicht aus dem Gesichte lassen, denn über sie sind noch wunderbare Schicksale verhängt. Wie sie trocken wurden; wie sie Fliederthee tranken und früh zu Bette gingen; wie Filius dessenungeachtet einen heftigen Schnupfen davontrug, nehmen wir uns die Freiheit, in Kürze zu übergehen. Dagegen müssen wir erzählen, wie Fräulein Greta am Tage nach der Wasserprobe — welche im Ganzen nur ein zweifelhaftes Resultat ließ — eine Einladung von ihrer Tante, der verwitweten Gräfin Nordstern, erhielt, einen Tag und eine Nacht bei ihr auf ihrem eine Meile von Ramlösa belegenen Gute zuzubringen. Das Einladungsbillet enthielt zugleich die Vorfrage: ob Fräulein Greta auf eine „artige oder unartige Weise" empfangen werden wollte — und Fräulein Greta antwortete sogleich: „Auf eine unartige."

Es thut mir leid, nicht Zeit zu haben, den Leser eine nähere Bekanntschaft mit der Gräfin Nordstern machen zu lassen; denn ich bin überzeugt, daß er — wär' er auch noch so anti-aristokratisch gesinnt — großes Vergnügen daran finden würde. Eine vornehmere alte Frau war nicht leicht in Schweden zu treffen, obgleich ich mehrere kenne, die ihr gleichkommen; und wenn ich vornehm sage, so meine ich nicht sowol das Ausgezeichnete in ihrer Herkunft, als vielmehr in ihrem Benehmen,

im Verstande, in dem „je ne sais quoi", welches den Menschen zum Gegentheil alles Dessen macht, was grob, unbehaglich und gemein ist — noch weit mehr das Ausgezeichnete in der Vornehmheit der Seele, der edlen Güte und Reinheit der Sitten. Wie sie liebenswürdig war, diese Alte! Sie gesehen und gekannt zu haben, ist eine maifrische Erinnerung in meinem Leben. Liebenswürdig war sie für Hohe und Niedere — ich brauche diesen Ausdruck im gewöhnlichen Sinne, obgleich die Gräfin Nordstern niemals mit diesen Worten Menschen nach Stand und Verhältnissen bezeichnete — liebenswürdig für Alte und Junge und anziehend für die Letztern besonders durch ihren Gefallen an heitern Späßen, ihren Witz im Erfinden derselben und das Wohlwollen und — wie soll ich es nennen? — ihre Nachsicht für die Vergnügungen Anderer, welche sie so bereitwillig machte, ihnen mit Allem, was sie hatte, zu dienen und sie Leben und Munterkeit um sich her verbreiten ließ. Reich war sie auch und dadurch im Stande, ihre Wünsche zu befriedigen und Alles, was sie glücklich machte, um sich zu versammeln. Mein Leser, ich sehe, daß du sie im Geiste schon von Künstlern und Kunstwerken, von einer glänzenden Jugend, von den reizenden Gegenständen des Luxus umringt siehst. Nein, nein, mein Leser, sieh dich nach einer andern Gegend um! Was am häßlichsten, ärmsten war, das am meisten Verwahrloste, am meisten Geringschätzte, am meisten Vergessene....

Ihr Genien, Zephyre, Grazien, Amorinen! Wenn ihr die sieben häßlichen Fräulein und die drei gebrechlichen Witwen der Gräfin, Alle wehrlos, verwahrlost — die sie um sich versammelt hatte, zu Gesichte bekommen hättet: ihr wäret geflohen, vor Schrecken geflohen aus dem Umkreis der Erde, glaube ich. Dies that jedoch die Harmonie und die christliche Liebe nicht; sie befanden sich wohl in diesem auserwählten Kreise und die zehn Planeten wandten sich nach himmlischem Beispiele in Ordnung und Klarheit um ihre Sonne, die engelgute und fröhliche Gräfin.

Fremde sah sie gern und Fremde kamen auch gern in diesen Kreis ungewöhnlicher Häßlichkeit und ungewöhnlicher Behaglichkeit.

Fräulein Greta freute sich auf den Besuch und fuhr mit Clara am festgesetzten Tage bei der besten Laune in der Welt ab. Dazwischengekommene Hindernisse haben sie jedoch abgehalten, früher als am Nachmittage abzureisen, und sie fühlt — sowie wir — einigen Verdruß darüber, daß die Kalbsbraten und die Spritzkuchen der Gräfin haben vergebens warten müssen. Baron H. kutschirt die beiden Frauenzimmer mit großem Talente und singt mitunter auf dem Kutschbocke eine kleine Romanze — ohne Talent — was Fräulein Greta ein wenig genirt. Aber Baron H. hatte die kleine Schwachheit, an seinem eignen falschen Gesange Vergnügen zu finden. Die Reise ging glücklich von statten. Man langte an; man stieg aus dem Wagen. In der prächtigen Vorhalle ward Fräulein Greta von den neun Musen empfangen, welche mit Medusengesichtern und Medusencoiffüren zwischen den korinthischen Säulen standen und mit Feuergabeln und Feuerschaufeln auf kupfernen Kesseln und Pfannen spielten, während sie einen Chor dazu sangen. Der Leser muß verzeihen, daß wir uns dessen nicht recht mehr erinnern; wir können nur versichern, daß die Poesie und der Gesang vollkommen der Instrumente würdig waren.

Fräulein Greta fand die Musik hinreichend unartig, hielt aber den Spaß selbst für etwas matt und mangelhaft, sowol was Neuheit, als was Anmuth betraf. Sie wunderte sich bei sich, daß ihre witzige Tante auf eine so wenig witzige Idee hatte kommen können, und stieß einen bemitleidenden Seufzer über Alter und abnehmende Kräfte aus.

Indessen war die Wirthin so erfreut, sie zu sehen, so liebenswürdig und angenehm für Alle, und schien selbst von ihrem Einfalle so unbeschreiblich ergötzt zu sein, daß es unmöglich war, nicht so munter und freundlich wie sie

zu werden. Einige Gäste von benachbarten Gütern, Jung und Alt, waren zugegen und machten die Gesellschaft noch lebhafter. Man brachte den Abend damit hin, Gespenstergeschichten zu erzählen, so schauerlich als möglich. Die Gräfin selbst erzählte mit Eifer von den Gespenstererscheinungen, welche von Zeit zu Zeit ihr Haus beunruhigten. Die Geschichte eines schönen Mädchens, welches vor 200 Jahren zur Nachtzeit und im Geheimen mit dem Burgherrn getraut und dann von seiner ehr- und rachsüchtigen Mutter umgebracht worden war, machte eine schauerliche Wirkung, besonders bei dem Zusatze, daß die nächtliche Trauungsscene noch zuweilen wiederholt und von den Bewohnern des Schlosses gesehen würde. Es scheine, sagte die Gräfin, als wollten die Liebenden auf der Erde noch ihren Trotz gegen die abscheuliche That zeigen, welche sie trennte. Baron H. erklärte, daß er immer gewünscht hätte, Gespenster zu sehen, und nichts dawider haben würde, noch diese Nacht ihre Bekanntschaft zu machen. Fräulein Greta schwieg.

Beim Souper ward die Posse fortgesetzt und als Fräulein Greta, welche einen vortrefflichen Appetit zur Mahlzeit mitbrachte, auf eine Menge von Gerichten stieß, die keine Gerichte waren, lachte sie immer gezwungener, und als das Ei, worauf sie mit Eifer klopfte, sich als ein marmornes erwies, lachte sie gar nicht mehr, sondern legte Alles zusammen weg und nahm eine ziemlich ernste Miene an. Man sah deutlich, daß sie aufgebracht war. Dagegen erhielten sich Clara und Baron H. bei der allerbesten Laune und spielten einander tausend kleine Späße mit den wunderlichen Gerichten; was Fräulein Greta nur noch ernster zu stimmen schien, während die Wirthin und die neun Musen in einem unaufhörlichen Gelächter schwebten.

Am allerhärtesten jedoch ward Fräulein Greta geprüft, als sie des Abends beim Zubettegehen den Fuß auf drei veritable, ganz frische Eier setzte, welche zwischen den Betttüchern verborgen lagen und dort Rühreier von am wenig-

sten behaglicher Art hervorbrachten. Jetzt ward Fräulein Greta ernstlich böse und hielt eine heftige Philippika über solche altmodische Dummheiten, deren Urheber sie auszuforschen und zur Rede zu stellen sich vornahm, da sie nicht begreifen könne, daß ihre Tante auf solche hätte verfallen können.

Indessen schlug sich Baron H. seinerseits mit drei Krebsen und zwei Krabben herum, welche sich in seinem Bette häuslich niedergelassen hatten und ihn in die Finger kniffen, während er fluchte und sie „Canaillen" nannte. Als ihm endlich gelungen war, das kriechende Pack in sein Taschentuch einzuwickeln, war sein erster zorniger Gedanke, es auf den Hof hinauszuwerfen. Aber indem er das Fenster öffnete, kam ihm ein sanfter Wind entgegen, drang selbst bis in sein Herz und verjagte den Groll gegen die häßlichen, aber unschuldigen Geschöpfe; es schien ihm jetzt hart, daß sie, im Sande kriechend, in der warmen Sommernacht sterben sollten, während er selbst auf seinem weichgebetteten Lager schlief. Leise schloß er das Fenster, und so still, als hätte er eine That der Finsterniß begangen, schlich er sich durch die Thüre die Treppe hinunter und in den Garten. Hier blieb er mit seinem Bündel bei einem Bache stehen. In jenem war eine gewaltige Unruhe; dessen Bewohner ahnten wenig, daß der Augenblick der Befreiung nahe war. Die dunklen Traditionen ihres Geschlechts hatten von undenklichen Zeiten her die Idee von Menschenhand und Henkershand mit einander verbunden. Nicht ohne Vergnügen hörte Baron H. seine Bettgenossen in das Wasser hinabplätschern, welches sich über sie kräuselte, und als er das milde, volle Antlitz des Mondes sich in der beruhigten Welle spiegeln sah, schien es ihm, als sähe er das Bild einer guten Mutter, welche liebevoll über ihre Kinder wacht. In seinem guten Herzen stieg warm der Wunsch auf, daß Friede auf der Erde herrschen und nicht einmal ein Wurm dort geplagt werden möchte. Hörte ein Engel das halblaut geäußerte Gebet

und ging, es zum Vater der Wesen zu tragen? Wunderbar! Denn gerade in diesem Augenblicke schimmerte zwischen den Bäumen eine verschleierte weibliche Gestalt hervor. Sie erschien und verschwand. Baron H. wollte sie näher sehen, eilte ihrer Spur nach, sah sie noch eine Weile vor sich herschimmern, verlor sie zuletzt aus dem Gesichte, gerieth in einen Morast, war nahe daran, auf die Nase zu fallen, und faßte weislich den Entschluß, auf sein Zimmer zurückzukehren. In kurzem befand er sich hier, etwas erhitzt und wacher als jemals. Baron H. mochte den Mondschein draußen wohl leiden, hielt ihn aber nur für eine dürftige Gesellschaft im Hause. Er machte daher die Fensterluken zu und zündete Licht an. Baron H. gehörte zu jenen — nach unserer Meinung — liebenswürdigen Charakteren, denen Gesellschaft von Menschen ein großes Bedürfniß ist und die nicht gern ganz allein bleiben. Sein guter und fröhlicher Sinn bedurfte der Mittheilung und das vertrauliche Abendgeschwätz zwischen guten Freunden war ihm noch lieber als der gute Schlaf. Diesen Abend fühlte er dies Bedürfniß einer Gesellschaft lebhafter als je. Er vermißte seinen Filius, welcher unter der Obhut der Gräfin T. beim Brunnen zurückgeblieben war. Fräulein Greta's weniger gute Laune an diesem Abende bedrückte ihn; er hätte viel darum gegeben, jetzt ein Stündchen mit ihr plaudern und wieder ihr herzliches Lachen hören zu können, welches nebst dem Anblicke ihrer weißen Zähne ihm immer in der Seele wohlthat; er hätte sich glücklich gefühlt, wenn er jetzt nur eine Minute Clara's schönen, ruhigen Blick hätte sehen können. Beim Gedanken, wie unmöglich dies Alles jetzt sei, entschlüpften ihm zwei schwere Seufzer. Ein sonderbares Echo gleich hinter ihm beantwortete diese. Baron H. wandte sich schnell um, aber Alles war im Zimmer still und leer. Er fand das Ding etwas wunderlich, aber doch nicht so unangenehm, indem es doch etwas Geselliges hatte. Er begann seine Seufzer zu wiederholen, aber jetzt ohne alle Wirkung. Er hustete, nieste — vergebens!

Alles blieb still. Baron H. ward müde und etwas ärgerlich. Misgelaunt legte er sich zu Bette und löschte das Licht aus.

Von allen tête à tête's dürfte wol keins für den Betrachter so interessant, so reich an wechselnden Scenen sein, wie das zwischen dem Menschen und seinem Kopfkissen. Ihm vertraut er seine innersten Gedanken, seine verschwiegensten Wünsche, seine verborgene Liebe, seine geheime Thorheit an. Glücklich Der, dessen letzter Gedanke der an einen geliebten Freund ist und der an seiner treuen Brust einschlafen darf; glücklicher Derjenige, dessen letztes waches Gefühl sich zur Anbetung Gottes hebt — er ruht sicher im väterlichen Schoose. Wir brauchen uns nicht zu fürchten, dem Leser Baron H.'s Gedanken während seines tête à tête mit dem Kopfkissen zu offenbaren; sie waren des guten Menschen würdig. Nachdem sie sich eine Weile über die Erde erhoben hatten, kehrten sie wieder dorthin zurück, um die beste Gesellschaft im Leben — NB, wenn sie gut ist — zu suchen und zu wünschen, nämlich was er schon lange gesucht und gewünscht hatte — eine Gattin. Baron H. dachte jetzt so eifrig an sie, er sah sie so lebhaft vor sich, daß er einen tiefen Seufzer und den Ausruf nicht zurückhalten konnte: „Ach, meine geliebte, geliebte G....!" Aber er ward von einer unheimlichen Stimme unterbrochen, welche rief: „Gustav H.! Gustav H.! Gustav H.!" — „Was ist gefällig?" fragte Baron H. etwas schaudernd, während er den Kopf in die Höhe streckte.

„Komm und sieh!" antwortete die Stimme. Ein kleiner Schauder überlief Baron H., indem er bei einem durch die Luken einbrechenden Mondstrahl einige Schritte von seinem Bette eine weiße umschleierte Frauengestalt erblickte. Furcht war indessen nicht Baron H.'s schwache Seite und ein Gespenst in Frauengestalt hatte für ihn nichts Abschreckendes. Er bedachte sich einen Augenblick und als das Gespenst noch einmal langsam wiederholt hatte: „Komm und sieh! Folge mir!" antwortete er entschlossen.

„Ich werde die Ehre haben!“ Schnell sprang er aus dem Bette, kleidete sich in einem Augenblicke an und folgte seiner Wegweiserin, welche schweigend und geisterähnlich vor ihm herschwebte durch öde Säle und lange Corridors. Baron H. fing an, die Wanderung etwas lang zu finden, und fand sich befugt, auf eine ziemlich kühne, aber artige Weise einige Anfragen wegen des Zieles der Promenade zu machen. Mit dumpfer Stimme antwortete der Geist nur: „Fürchte dich nicht! Frage nicht!“

Wir müssen die Wanderer jetzt einen Augenblick verlassen, um bei Fräulein Greta hereinzugucken. Wir verließen sie in großem Zorne. Gewöhnlich ereignete es sich in solchem Falle bei ihr, daß sie Etwas sagte, worüber sie selbst lachen mußte; nun sind aber gutes Lachen und üble Laune Hauptfeinde, wie Jedermann weiß, und wo das erstere bei Fräulein Greta einbrach, floh immer schnell die letztere. So geschah es auch jetzt; durch ihren eignen Witz so ziemlich mit der Welt und deren Dummheiten ausgesöhnt, ging Fräulein Greta zu Bette, in der Hoffnung, während eines guten Schlafes das schlechte Souper, die Marmoreier, die Rühreier u. s. w. zu vergessen. Clara, die auf der andern Seite des Zimmers, Fräulein Greta schräg gegenüber, schlief, lag schon im tiefen Schlafe, als Fräulein Greta's Augen sich schlossen; aber hastig öffneten diese sich wieder, denn ein dumpfes Geräusch, wie von Fegen und Bürsten, und ein leises Herumtappen ganz in der Nähe schlug an ihr Ohr. Eine Lärmtrommel hätte weniger Alarm bei Fräulein Greta gemacht. Schnell setzte sie sich auf. Das Fegen und Bürsten dauerte fort; Fräulein Greta ward warm. „Clara,“ rief sie mit gedämpfter Stimme, „hörst du etwas?“ Aber Clara hörte nichts sie schlief tief, tief; ihr ungewöhnlich schweres Athemholen gab davon Zeugniß. Fräulein Greta war muthig gegen Thiere und Menschen, wirkliche Gefahr hatte sie immer gefaßt und standhaft gefunden, die kritischsten Momente des Gesellschaftslebens hatten bei ihr nie ein Gefühl von

Verzagtheit geweckt; aber die Nacht, aber die Finsterniß, das Schweigen, die Leere und deren unsichtbare Schreckgestalten, die — wir sind genöthigt, es zu bekennen — die hatten die Macht, Fräulein Greta beinahe zum Poltron zu machen. Indessen erfuhr sie jetzt, während des sonderbaren Fegens, mehr Verdruß als Schrecken und sie sagte für sich selbst: „Das verwünschte alte Nest! Um diese Zeit zu fegen! So etwas ist mir ein Abscheu. Hierher komm' ich nie wieder!" Sie hatte noch nicht ausgesprochen, als ein Geräusch in einer Ecke des Zimmers ihre Augen dorthin zog. O Entsetzen! Fräulein Greta sah drei kleine schwarze Figuren nach einander aus dem Fußboden heraufsteigen. Ein Schweißbad überlief das Fräulein. „Clara!" schrie sie mit erstickter Stimme. Aber Clara schlief. Die kleinen schwarzen Figuren fingen an sich zu verbeugen und zu grüßen, während sie auf Fräulein Greta's Bett zuhüpften. „Guten Tag! guten Tag! guten Tag!" wiederholten die Schwarzen mit heisern, belfernden Stimmen und unter tiefen Bücklingen, die beinahe Burzelbäumen ähnlich waren. Außer Athem und zu ängstlich, um nicht höflich zu sein, antwortete Fräulein Greta: „Guten Tag, guten Tag, gute Leute! das heißt — gute Nacht! Adieu! — Clara!" Clara hatte einen harten Schlaf; sie erwachte nicht. Fräulein Greta wollte verzweifeln; sie zog heftig die Glocke. Da hüpften die Schwarzen auf, verneigten sich wieder und flüsterten: „Alles ist bereit! Folge uns!" — „Nein, ich danke," antwortete Fräulein Greta; „ich habe keine Zeit! — Jetzt nicht! — Ich werde morgen kommen! .... Adieu, adieu!" — „Du mußt mitkommen!" belferten jetzt die Kleinen und kamen immer näher heran. „Was wollt ihr! Geht eure Wege! Packt euch fort im Namen des Herrn!" rief Fräulein Greta, aufs höchste aufgeregt und erschrocken. Die Schwarzen standen jetzt am Bette und machten Miene, es in die Höhe zu heben.

Les extrêmes se touchent. Tiefer Schrecken hat ver-

muthlich mehr als ein Mal Heldenthaten erzeugt. Schade, daß große Generale nicht Bekenntnisse geschrieben haben! Ihre ersten Schlachten hätten uns gewiß manche wunderliche Dinge gezeigt. Verzweiflung gibt einen schrecklichen Muth. Hiervon gab Fräulein Greta Zeugniß. Aufs Aeußerste gebracht, und wenigstens ebenso erzürnt als erschrocken, erhob sich plötzlich ihre gedämpfte Energie. Zum Behuf der Selbstvertheidigung griff sie nach irgend einer Waffe um sich und bekam den langen Schaft eines massiven Bettwärmers in die Hand. Wehe den Schwarzen! So kräftige Ohrfeigen sind früher wol noch nie ausgetheilt worden; aber auch haben wol noch nie Gespenster so geschrien und sind so hastig vor einer zinnernen Waffe geflohen! Fräulein Greta verfolgte sie und schlug mit blindem Eifer um sich. Schnell versammelten sich die Schwarzen in der Ecke, wo sie heraufgekommen waren, und begannen in die Erde hinabzusinken. Auch hier folgte ihnen Fräulein Greta mit kräftigen Schlägen, unter welchen die Schwarzen schreiend mit einem gar zu wenig überirdischen Geräusche hinabtaumelten. Fräulein Greta würde in ihrem Eifer und mit ihrer furchtbaren Waffe sie bis ins Reich des Pluto verfolgt haben, glaube ich, aber ihre Schritte wurden plötzlich gehemmt, denn es erwies sich, daß die Stelle, wo die Schwarzen hinabsanken, nichts weiter als eine geöffnete Kellerluke war, und die schmale, steile Treppe, über welche die unglücklichen Gespenster hinabtaumelten, war nichts weniger als einladend. Außerdem stieg hier, anstatt Schwefel und Flammen, ein so starker Geruch von Kartoffeln und Salzwaaren herauf, daß Fräulein Greta dabei alle Gedanken an Schatten und Dämonen fahren lies. Ihre Ideen nahmen eine andere Richtung und sie zog die Glocke so heftig, daß sie den Glockenzug in ihrer Hand behielt. Dies, sowie das tiefe Schweigen, welches ungeachtet des Glockenziehens jetzt im Hause herrschte, vermehrte nur die Gährung in Fräulein Greta's Gemüthe. Mit dem Bettwärmer auf der Schulter, ging

sie zu Clara's Bett, rüttelte sie heftig am Arme und rief: „Clara, bist du todt? Bist du behext? Schläfst du bis zum jüngsten Gericht? Clara, wache auf! Nun, Gott Lob! Ich bitte dich, stehe auf und ziehe dich schnell an! Frage nicht, sondern beeile dich!" Clara gehorchte schnell dem Wunsche ihrer Freundin und Fräulein Greta beantwortete, während sie sich selbst anzog, Clara's Fragen nur mit abgebrochenen und heftigen Aeußerungen, als: „Dummheiten! Ich werde dem wahrhaftig ein Ende machen! Sie sollen mich nicht mehr mitten in der Nacht beunruhigen! Dumme Streiche! Ich werde sie lehren!"

Die Freundinnen waren bald fertig. Sie gingen hinaus; Fräulein Greta bereit, das ganze Haus aufzuwecken und mit neuen Schlägen mit dem Bettwärmer jedweden Schatten, dem sie nur begegnen würde, zu bewillkommnen.

O Schicksal, wie merkwürdig sind nicht deine Schickungen und wie wunderbar deine Wege! In deinem nächtlichen Blindekuh-Spiel wird man blind zwischen Freund und Feind geworfen, kennt Keinen von ihnen, geht und steht im Blinden und fällt endlich aus einer Gefahr in die andere, aus der Scylla in die Charybdis —

— Zeuge ist Oedipus und — Folgendes:

Kaum waren Fräulein Greta und Clara in den langen, dunkeln Corridor, der an ihr Zimmer stieß, hinausgekommen, als eine weiße Erscheinung ihnen entgegenschwebte. Fräulein Greta erhob ihre furchtbare Waffe. Mit einem Rufe des Schreckens floh die Erscheinung, aber jetzt — o Abgrund! stand eine finstere, gigantische Masse da, welche den ganzen Corridor einzunehmen schien und den Wandernden den Weg geradezu versperrte. Fräulein Greta dachte an den Minotaurus. Schwer fiel die erhobene Waffe auf das Ungeheuer herab. Es gab einen dumpfen Widerhall und ein heftiges: „Ai, der Henker! Wer schlägt da meinen Magen entzwei!" brüllte mit einer

Baßstimme der Schreckliche. Fräulein Greta entsetzte sich. In demselben Augenblicke fand sie sich entwaffnet und gefangen. Eine kräftige Hand umschloß ihren Arm und dieselbe Stimme sagte drohend: „Höre, guter Freund, das geht über allen Spaß! Gespenster, welche Mordschläge auf den Magen mit Gott weiß was für einer Teufelswaffe richten, müssen es zu Gute halten, wenn man sie als Kriegsgefangene behandelt! Allons! Marsch ins Verhör!" Fräulein Greta schwieg, vielleicht in der Absicht, es zu einem coup d'éclat kommen zu lassen; aber Clara rief außer sich: „Baron H.! Baron H.! es ist Fräulein Greta!"

„Fräulein Greta!" wiederholte Baron H. mit namenlosem Erstaunen, indem er den Arm, den er umfaßt hielt, langsam losließ; „mein gnädiges Fräulein .... ich muß sagen .... hum .... mein Magen .... ich gestehe, ich erwartete nicht, daß Sie mich würden todtschlagen wollen. Und Clara .... aber wie in aller Welt? Erklären Sie mir! Ich bekenne, mein Fräulein ....."

„Wir wollen noch mit unsern Bekenntnissen und Erklärungen warten, Baron!" sagte Fräulein Greta heftig; „und wenn Sie wirklich Baron H. und kein Gespenst sind, so führen Sie uns zu Licht und Menschen, oder führen Sie Licht und Menschen hierher, wenn so etwas in diesem behexten Hause zu finden ist!"

„Ein Gespenst?" wiederholte Baron H. etwas aufgebracht, „ein Gespenst? Ich wollte, ich wäre soeben ein Gespenst gewesen, so wäre ich davon gekommen, ohne mir den Magen von diesem vermaledeiten Ding massacriren zu lassen. Was? was? Ein Bettwärmer, glaube ich, ein Bettwärmer! Ich bitte Sie ums Himmels willen, wem ist es je eingefallen, mit einem Bettwärmer zu schlagen, Leute mit einem Bettwärmer zu überfallen ....."

Fräulein Greta's Lachlust ward während dieses Monologs des Barons H. heftig gereizt, aber der Verdruß über das nächtliche Abenteuer, sowie ein gewisses Misbehagen

an der Scene in den Coulissen, ließ sie ihre Heiterkeit zurückhalten und ernsthaft sagen: „Ich bitte Sie, Baron, lassen Sie uns jetzt Alles dieses vergessen und führen Sie uns zu Leuten. Ich werde krank, wenn ich noch länger hier stehe; ich will Licht und Menschen sehen!“ In diesem Augenblicke ging eine Thür im Hintergrunde des Corridors langsam auf und ein Weg von bläulichem Lichte schlich sich bis zu den Füßen unserer Freunde hin. Eine unbeschreiblich liebliche Musik erhob sich und schien von derselben Gegend zu kommen. Schöne Stimmen, begleitet von den gedämpften Tönen einer schönen Orgel, ließen einen feierlichen Choral hören. Ein Erstaunen, in das sich Vergnügen mischte, bemächtigte sich des Trio im Corridor. „Wenn dies Spukerei ist,“ sagte Fräulein Greta, „so ist es wenigstens eine artige. Laßt uns dieselbe näher betrachten!“

Baron H. fand sogleich alle seine Artigkeit wieder, bot jeder von den Damen seinen Arm und führte sie nach der Seite hin, von welcher Licht und Musik zu kommen schienen. Beim Ausgange des Corridors befanden sich die Wanderer plötzlich in einer kleinen grillirten Loge, von wo sie mit Ueberraschung folgenden Auftritt gewahr wurden: Sie sahen sich in einer großen gewölbten Kapelle, welche schön, aber schwach von einigen Lampen erleuchtet war, die ihren düstern Schein auf die mit scharlachrothen Draperien behangenen Wände warfen. Alte Waffen, uralte Gemälde und Bilder, düstere Scenen aus dem Leben des Gekreuzigten vorstellend, schimmerten schauerlich dazwischen hervor. Die Bänke unten in der Kirche waren leer, aber vor dem Altare, welcher von zwei hohen silbernen Armleuchtern erhellt war, stand unbeweglich ein bejahrter Priester in einer altväterischen Tracht. So unbeweglich stand er da, daß er mehr einem Bilde als einem Menschen ähnlich sah. Die Orgel brauste dumpf, die unsichtbaren Sänger sandten ihr hehres, harmonisches „Gloria!“ empor.

Diese ganze Scene war wunderlich, war schön, aber unheimlich; sie ähnelte einem Gottesdienste der Schatten. Bald ward sie belebt, ohne daß sie jedoch deshalb dieser Welt mehr anzugehören schien. Leise, stumm und geisterähnlich schritt ein wunderlicher Zug in die Kirche herein. Bleich und schön, in der edlen Tracht, wie sie den adeligen Jungfrauen im sechzehnten Jahrhundert eigen war, schwebte ein junges Mädchen voran, geleitet von einer ältlichen Dame, steif, geschminkt und prächtig, wie wir solche noch auf manchem alten Bilde aus jener Zeit schauen können. Ihnen folgten zwei zierliche Brautjungfern. Zu gleicher Zeit schritten zwei stattliche Ritter hervor, ein älterer und ein jüngerer, Beide in prachtvollen Festanzügen; hinter ihnen zwei hübsche Pagen. Bald trennten sich der junge Ritter und das junge Mädchen von den Uebrigen und traten vor den Altar. Die Andern stellten sich rings umher, Alles so lautlos, so langsam und mit dem bleichen Ernste auf ihren Gesichtern, wie wir es bei Denen vermuthen können, welche mit dem Grabe Bekanntschaft gemacht haben; aber in den Augen des Bräutigams brannte noch die Flamme, welche der Tod nicht auslöschen, das Grab nicht verkohlen kann. Die Liebenden standen vor dem Altare und die priesterliche Bildsäule ward plötzlich belebt. Der Gesang schwieg und mit leiser, feierlicher Stimme verrichtete der Priester die Trauung. Fast athemlos voll gespannter Aufmerksamkeit horchte Fräulein Greta, um die Namen der Contrahirenden zu vernehmen; aber sie wurden so leise ausgesprochen, daß sie nicht zu ihrem Ohre gelangten. Jedoch wollte es ihr bedünken, als seien die Gesichter des Brautpaares wie der Brautschar ihr bekannt. Nach dem Schlusse der Trauung begann der schöne Gesang aufs neue. Baron H. und Clara — Beide waren Musikfreunde — waren im dritten Himmel. Auch Fräulein Greta war gerührt und außerdem von dem schönen antiken Schauspiele gefesselt, das ihr immer weniger gespenstisch vorkam. Alle Drei wa-

ren sie von Dem, was sie sahen und hörten, in Anspruch genommen, daß sie keinen Augenblick daran dachten, einander die Scene im Corridor zu erklären. Aber jetzt zog die Brautschar aus der Kirche, schweigend und langsam, wie sie hereingezogen war. Die Musik starb in einer lieblichen Harmonie dahin. Bald war Alles öde und still; auch das Geflimmer der Lampen schien zu erblassen. Ein schauerliches Gefühl kam über Fräulein Greta. „Wir wollen nicht hier sitzen bleiben, Baron, bis die Lichter auslöschen. Ich kann nicht sagen, daß es ergötzlich wäre, hier im Dunkeln unter den alten Rittern zu sitzen . . . . .“

„Wir haben ja Waffen!“ sagte Baron H. lakonisch und nahm den Bettwärmer hervor, den er zwischen seinen Knien hielt.

„Mein bester Baron,“ sagte Fräulein Greta freundlich, indem sie sich mit ihrer schönen, heitern Miene zu ihm hinwandte, ich muß . . . . .“ Aber Fräulein Greta mußte abbrechen, denn plötzlich schlug Tanzmusik an ihr Ohr. „Potz tausend!“ sagte Baron H. lebhaft und suchte die Thür zum Corridor zu öffnen, aber sie war verschlossen; vergebliche Versuche, die Thür ging nicht auf. „Ich sehe nicht ein,“ sagte Fräulein Greta ruhig, „weshalb wir uns so sehr mit dieser Thür anstrengen. Hier haben wir eine andere.“ Und eine Thür, hinter einem rothen Seidenvorhange verborgen, ging in diesem Augenblicke von dem Drucke ihrer Hand auf. Unsere Freunde sahen sich plötzlich in einen prächtig erleuchteten Salon versetzt. Hier im Hintergrunde saßen unter einem sammetnen Himmeldache Braut und Bräutigam; rings umher saßen im Halbkreise die Uebrigen vom Brautzuge und mitten im Zimmer glänzte in leichten und schimmernden Trachten eine Gruppe von Herren und Damen, die den Fackeltanz aufführten; nicht jene Abart, worüber man zuweilen auf dem Schlosse zu Stockholm gähnt, sondern einen echten, ursprünglichen, sowie er, inspirirt von der

Anbetung des Siva, in den indischen Opfernächten entsprang, voll von Feuer, Anmuth und Mannichfaltigkeit*).

Drei Lehnstühle standen in dem minder erhellten Theile des Zimmers, in welchem unsere Freunde sich befanden. Auf diese setzten sie sich, das prachtvolle Schauspiel beschauend. Fräulein Greta entdeckte bald unter den Fackeltänzern einige von den neun Musen, deren Talente zum Gesange sie vorigen Abend hatte kennen lernen. Es schien ihr auch, als erkenne sie ihre Tante in der alten geputzten Frau wieder, welche die Braut zum Altare geführt hatte. Bald hegte sie keinen Zweifel mehr über die Gesellschaft, in welcher sie sich befand. Baron H. ward indessen vom Tanze wie elektrisirt. — Er war in seiner Jugend ein ausgezeichneter Tänzer gewesen. — Bald verstand er die Touren in diesem Fackeltanze und eine unbegreifliche Begierde, daran Theil zu nehmen, stieg in ihm auf. Seine Füße bewegten sich unwillkürlich, er beugte sich, er richtete sich auf, er sang mit. Eine Unordnung entstand im Tanze; man wußte nicht wo aus, wo ein. Einer von den Herren verlor ganz den Faden des Tanzes und blieb unschlüssig mit der Fackel in der Hand stehen. Da konnte Baron H. sich nicht länger halten; er sprang auf, riß dem erstaunten Cavalier die Fackel aus der Hand und begann selbst den Tanz, indem er mit großem Eifer und komischem Ernste die Uebrigen zur Ordnung wies. Aber daraus ward nichts, denn die Ueberraschung und bald darauf ein unbeschreibliches Gelächter verhinderte sowol Ordnung als Aufmerksamkeit. Bald kommt die Reihe, ins Erstaunen zu gerathen, an Baron H., als er plötzlich Fräulein Greta mit einem Lichte in der Hand als seine Gegentänzerin figuriren sieht. Ueber Beide kommt, indem sie gegenseitig

*) Wenn irgend ein Gelehrter über den Ursprung dieses Fackeltanzes mit uns streiten will, so antworten wir — niemals ein Wort.

ihre Costüme beleuchten, die mit denen der übrigen Gesellschaft so sehr contrastirten, eine unsägliche Lustigkeit. Das herzliche und unmäßige Lachen um sie her belebt sie noch mehr. Sie werden wie verdreht von Tanzwuth; sie schwenken herum, sie machen chaine, sie hüpfen, sie bücken, sie verneigen sich. Die übrigen Tanzenden schließen sich an sie an; der Tanz wird immer lebendiger, immer improvisirter und mannichfaltiger. Braut und Bräutigam stehen auf und tanzen. Alter und Alte stehen auf und tanzen. Alle tanzen, lachen, schwingen die Fackeln. Es ist eine Lust, ein Entzücken, eine Verwirrung, ein Schwindel. Der Zauber ergreift auch die Musik; sie spielt wie in Raserei, Oberon bläst in sein Horn.

Clara allein theilt die allgemeine Freude nicht. An das Weltleben nicht gewöhnt, unbekannt mit der Leichtigkeit, mit welcher die Habitués desselben an dessen Bewegungen Theil nehmen und oft — da sie sich selbst in einem bekannten Kreise sicher fühlen — die Fessel der Convenienz brechend, durch die originellsten Einfälle eine neue Natur in der Welt der Verkünstelung schaffen, versteht sie nicht die Tanzwuth und den drolligen Ernst ihrer Freunde. Trotz der beruhigenden Worte, welche Fräulein Greta ihr in dem Augenblicke zugeflüstert hatte, wo sie aufstand, um sich mit den Tanzenden zu vereinen, ward Clara von dem wunderlichen Auftritte so bedrückt, so aufgeregt, daß Thränen aus ihren Augen hervorbrachen. Die Auftritte der Nacht schweben ihr schauerlich und verwirrt vor; sie begreift sie nicht, sie begreift nicht die Welt und die Menschen um sie her. Sie hält es nicht aus, ihre Freundin im Fackeltanze, in der Nachtmütze herumschwingen zu sehen. Es kommt ihr wie ein Wahnsinn, wie eine Tollheit vor, und einem unwiderstehlichem Zuge folgend, schleicht sie sich unter die Tanzenden, in der Absicht, Fräulein Greta's Hand zu ergreifen und sie aus dem Wirbel zu ziehen; aber Clara wird jetzt selbst in diesem gefangen. Die Tanzwuth hat Alle so erfaßt, daß auch sie nicht in Ruhe

bleiben darf; man nimmt ihre Hand, man zieht sie mit in den Tanz herein, sie muß chaine machen, herumschwingen u. s. w. Clara tanzt, weint, lacht, verliert den Kopf, verliert ihre Schuhe. Die Fackeln flammen und funkeln vor ihren Augen. Auch Baron H. figurirt vor ihr und Baron H.'s Rockschoß steht in hellen Flammen. Leser, sieh nicht auf das Licht in Fräulein Greta's Hand! Ich betheuere, daß das Feuer nicht von daher kam. Beim ersten Gefühl von Hitze machte Baron H. einen hohen Sprung in die Luft. Sein zweites mouvement ist ein Satz auf den Fußboden, welcher das ganze Zimmer erzittern macht. „Feuer! Feuer!" rufen Einige, „Wasser! Wasser!" Andere. „Clara!" rief Fräulein Greta mit starker und klarer Stimme, denn sie ward jetzt deren gefährliche Lage gewahr. Zu spät! Baron H.'s Feuer hatte sich ihr mitgetheilt und flammte in ihrem leichten Kleide auf. Die hungrige Flamme schleudert ihre Feuerzungen nach allen Seiten hin aus und zündet Flor nach Flor, Kleid nach Kleid an. Besinnungslos sinkt Clara in die Arme ihrer Freundin, welche sie fest und entschlossen umfassen. Brennend und schreiend laufen die Tänzerinnen im Zimmer umher. Die Fackeln werden hin- und hergeworfen. Gardinen und Sophadecken brennen. Ihr Furien und Höllen, welcher Anblick, welches Rufen! Feuer! Feuer! Wasser! Wasser! Stunde des Entsetzens und der edlen Rache! Baron H. springt auf, ergreift den in einem Winkel versteckten Bettwärmer und leert dessen Inhalt über Fräulein Greta aus, welcher es schon, obgleich mit eigner Gefahr, gelungen war, das Feuer in Clara's Kleidern zu löschen. Aufgebracht über die unnöthige Douche, kann Fräulein Greta auch in diesem Augenblicke sich nicht enthalten zu rufen: „Ehe Sie Leute ertränken, Baron, so sehen Sie nach, ob es nöthig ist!" Fräulein Greta hatte recht, es war hier nicht nöthig, aber Schrecken und edler Eifer hatten Baron H. verblendet. Und die andern Unglücklichen, Brennenden, Springenden, Schreienden —

sollen sie ohne Hülfe vergehen? Gute Vorsehung! Zwei Flügelthüren springen auf; ein Büffet zeigt sich, bedeckt mit Bowlen, Bouteillen und Schalen. O Punsch, Bischof, Bier und Mandelmilch, hart sind eure Schicksale! Anstatt von gebildeten Gaumen genossen und gepriesen zu werden, müßt ihr euch preisgeben lassen, um ein uncivilisirtes Feuer zu löschen! Indessen, die Nothwendigkeit gebietet und die Getränke strömen, die Bowlen werden geleert, die Damen fallen in Ohnmacht, die Fackeln erlöschen; Flut von Eau de Cologne; allgemeiner Aufstand. Man tröstet sich, man dürstet; noch ist Gefrornes da; es kühlt, es erfrischt, erquickt; man gibt Aufklärung, man wünscht Glück, man lacht; Spuk und Trauungsact klären sich auf; ersterer ist Fiktion, letzterer Wirklichkeit; Braut und Bräutigam werden vorgestellt, erkannt und beglückwünscht; allgemeine Freude und Munterkeit. Nur zwischen Baron H. und Fräulein Greta hat die doppelte Scene mit dem Bettwärmer eine Atmosphäre à la glace erzeugt, welche zwischen ihnen ein Eismeer zu begründen droht.

Der Schlaf unserer Freunde ward nach den Vorfällen der Nacht nicht der allerruhigste, denn im Traume tönte beständig der Ruf wieder: „Feuer! Feuer! Wasser! Wasser!“

Die letzte Probe.

„Nach Rausch Kopfschmerz; nach Studiren Mattigkeit; nach einer Geliebten eine Frau."
Der Wachthurm in Koatwen.

Nach Sturm Ruhe; nach Sündflut Oelzweig; nach Prüfungen Gewißheit; nach Schmaus Digestion; nach Mittag Abend. Wir bleiben hier stehen. Es ist Abend. Fräulein Greta saß in einer Laube von blühenden Linden. Sie war allein und damit beschäftigt, Apfelsinen zu zerschneiden und sie einzuzuckern, und zwar für Clara, welche sie von einer Fahrt nach Höganäs*) zurückerwartet. Der größte Theil der Brunnengesellschaft war ebenfalls dort. Fräulein Greta, welcher das Wetter zu warm gewesen war und welche überhaupt keine Freundin davon war, nach Vergnügungen zu „ringen", war in ihrer Ruhe geblieben. Die Sonne, zum Untergange neigend, sendet einige Goldstrahlen herab, um auf die prächtigen Früchte und die schönen weißen Hände, welche damit umgehen, zu schimmern. Fräulein Greta erfreut sich daran, erfreut sich des schönen Abends und preist im Stillen „unsern Herrn, der Alles so wohl gemacht hat." Erinnerungen an die neulich durchgemachten Proben fahren zuweilen durch ihre Seele.

*) Höganäs, ein Steinkohlenbergwerk in der Nähe des Badeorts Ramlösa im südlichen Schweden.
Anmerk. d. Uebers.



Bald lassen sie die Augenbrauen sich leicht zusammenziehen, bald wieder ein Lächeln voll von Schalkhaftigkeit und Güte über die feinen Lippen spielen.

Ganz unerwartet trat Baron H. in die Laube, aber mit einer so ungewöhnlich ernsten Miene, daß aller munterer Scherz auf Fräulein Greta's Lippen erstarb. Baron H. setzte sich auf die Bank, worauf Fräulein Greta saß, aber so weit von ihr entfernt wie möglich, und schwieg eigensinnig still. Fräulein Greta ward hiervon bedrückt und begann einige abgerissene und gleichgültige Fragen an ihn zu richten, welche kurz und gleichgültig beantwortet wurden; so entstand wieder eine Pause. Zuletzt sagte Baron H.: „Ich reise morgen ab!"

„So!" sagte Fräulein Greta.

„Ich habe," fuhr der Baron fort, „zum letzten Male versucht, Clara zur Aenderung ihrer Ansichten vom Leben und der Ehe zu bewegen. Aber es war vergeblich; wenigstens bin ich es nicht, der die Macht hat, ihre Ueberzeugung zu ändern; und ich gestehe, daß ich davon schon seit längerer Zeit überzeugt gewesen bin."

„Das hat Niemand ahnen können," dachte Fräulein Greta.

„Und jetzt, seitdem ich vollkommene Gewißheit hierüber habe, wünsche ich so bald als möglich einen Ort zu verlassen, wo sowol alte Freunde als Elemente sich verschworen zu haben scheinen, mich mit Experimenten zu plagen, denen ich mich nicht ferner zu unterwerfen Lust habe und welchen, wie ich vermuthe, von Seiten der Ersteren die Absicht zu Grunde liegt, meine Reise zu beschleunigen!"

Baron H. sah hierbei stark auf Fräulein Greta, welche eifrig ein paar Apfelsinen-Schnitte einzuckerte und sie dem Baron anbot, der sie mit einer Bewegung des Kopfes zurückwies und fortfuhr:

„Indessen habe ich für Clara eine so wahre Freundschaft gefaßt, eine — so kann ich es nennen — väterliche Zuneigung, daß es mir unmöglich ist, den Vorsatz

aufzugeben, in irgend ein näheres Verhältniß zu diesem reinen und guten Wesen zu kommen"

„Was wird daraus werden?" dachte Fräulein Greta. „Wird er jetzt für Filius freien?"

„Ich habe ..... ich wünsche ....." fuhr Baron H. mit einiger Verlegenheit und Verwirrung fort, „ich beachsichtige für Clara's Rechnung ein kleines Capital zu placiren, wovon sie von diesem Tage an die Zinsen genießen soll, und welches ihr die Mittel verleihen wird, vollkommen unabhängig zu leben. Nach meinem Tode wird ihr das Recht, über das Capital nach ihrem Gutdünken zu verfügen, zufallen. Bis dahin wünschte ich, ihr Vormund sein zu dürfen, und ich kann ihr versprechen, daß sie schwerlich einen bessern, einen ihr mehr ergebenen finden wird. Ich wollte Sie bitten, sie zu überreden, daß sie mich wenigstens auf diese Weise das Gefühl, welches ich für sie hege, befriedigen läßt. Bitten Sie sie, daß sie die Güter, die die Vorsehung mir bescheert hat, dadurch segnet, daß sie mir erlaubt, dieselben mit ihr zu theilen. Bitten Sie sie, daß sie es nimmt um meinetwillen, oder um Gottes willen; wählen Sie hiervon Das, wovon Sie glauben, daß es am stärksten wirken werde. Bitten Sie sie, daß sie dafür nur mit etwas Freundschaft an mich denkt, daß sie mich ein wenig liebhat — oder nein! — reden Sie nicht davon — das muß so bleiben, wie es kann und will — aber bitten Sie sie ...."

„Ich kann unmöglich so viele Bitten im Kopfe behalten, Baron," sagte Fräulein Greta; „das ist ja länger wie das Vaterunser!"

„Nun wolan, sagen Sie ihr blos, daß sie sich nicht weigern solle, einem aufrichtigen Freunde etwas Gutes zu erzeigen; sagen Sie ihr, daß, wenn sie meinen Wunsch, meine Bitte abschlägt, ich glauben werde, daß sie mich haßt!" Baron H. nahm sein Schnupftuch hervor.

Der kleine hochrothe Rand, welcher feucht um Fräulein Greta's Augen glänzte, und der Ausdruck in diesen

contrastirten auf sonderbare Weise mit dem Tone, in welchem sie sagte:

„Sagen Sie mir, Baron, fürchten Sie im Ernst, daß ich sie werde verhungern lassen?"

„Der Himmel bewahre mich!" rief Baron H. ganz erschrocken aus. „Ich bin überzeugt, daß Clara es bei Ihnen hat wie im Hause ihrer Mutter, oder noch besser — nach Dem, was ich von der Mutter gehört habe. Aber wer kann alle mögliche Zufälle von Heirathen, von Todesfällen voraussehen? Und dann ...."

„Meine Heirath, meinen Todesfall meinen Sie, Baron? Meinen Todesfall?

„Gott bewahre Sie und uns Alle vor dem Unglücke, aber .... aber ...."

„Gut, Baron! Aber trauen Sie mir nicht so viel gesunde Vernunft zu, daß ich selbst an Clara's Zukunft gedacht und sie gesichert habe?"

„Das mag sein; aber das braucht doch meine Absicht nicht zu verhindern. Zwei Sicherheiten sind besser als eine."

Fräulein Greta schwieg einen Augenblick und sagte dann freundlich, aber ernsthaft: „Baron! Aufrichtig gesagt: — ich halte Ihren Edelmuth für überflüssig und ich achte es für besser, daß Clara allein von mir abhängt."

„Das ist Egoismus, Fräulein Greta!"

„Kann sein, Baron H.! Aber ich fühle nun einmal auf diese Weise; — und — ich sage es Ihnen offen, daß ich weder Ihre Bitten an Clara überbringen, noch ihr auch sagen werde, daß sie klug daran handelt, Das, was Sie wünschen, anzunehmen."

„Das ist etwas hart und recht sonderbar!" sagte Baron H. erröthend und mit starkem Misvergnügen. „Sie haben mich lange Ihren Freund genannt und dennoch haben Sie lange, wie eine wirkliche Feindin, Alles gethan, um mein Glück und meine Zufriedenheit zu verhindern!"

„Diese Beschuldigung ist streng, Baron H.!" sagte Fräulein Greta ernstlich aufgeregt, „und sie würde mir nahe gehen, wenn ich wüßte, daß sie wahr wäre."

„Sie haben," fuhr der Baron immer eifriger fort, „meine Verbindung mit dem einzigen Frauenzimmer, das ich wirklich geliebt habe, verhindert ...."

„Und wer ist dies Frauenzimmer?" unterbrach ihn Fräulein Greta hastig.

„Sie selbst!" sagte Baron H. mit steigender Rührung. „Sie haben — ich bin dessen gewiß — meiner Verbindung mit einer Person entgegengearbeitet, welche ich innig hochachte und deren Hand mich würde glücklich gemacht haben. Sie widersetzen sich in diesem Augenblicke dem Vergnügen, das ich dadurch haben könnte, uneigennützig für ihr Wohl zu wirken! Sie haben sich seit zehn Jahren bei allen Gelegenheiten als meine wirkliche Feindin gezeigt, Sie haben sich auf alle Weise meinen Plänen, meinem Glücke widersetzt und .... Sie wollen gewiß auch selbst nicht ...."

„Fahren Sie fort, Baron! — und wollen gewiß auch jetzt nicht ...."

„Wollen gewiß — auch jetzt nicht die Sorge für mein Glück in Ihre Hände nehmen? ...."

„Ja!" antwortete Fräulein Greta lakonisch, indem sie eine neue Apfelsine schälte.

„Was?"

„Ja! sage ich."

„Höre ich recht?"

„Ja!"

„Sie würden wollen —"

„Ja!"

„Meine Hand annehmen?„

„Ja!"

„Meine Frau werden?"

„Ja!"

„Ist es Ihr Ernst?"

„Zweifeln Sie noch länger, so fange ich an, Nein zu sagen!“

„Guter Gott!“ rief Baron H. aus, ganz blaß und mit Thränen in den Augen, indem er ihre Hand mit seinen beiden ergriff — ist dies kein Traum? Kann ich wirklich so glücklich werden? Können Sie mich lieben?“

„Baron!“ sagte Fräulein Greta sanft und sogar weich. „Ich habe Sie länger liebgehabt, als ich es sagen mag.“

„Sie wollen meine Frau werden!“ rief der entzückte Baron H. aus, indem er aufsprang und vor Freude aufhüpfte. „Sie wollten meine Gattin, meine Freundin fürs Leben werden — und zwar jetzt bald — in einem Monat?“

„Nicht sobald, Baron. Ueberdies ist noch nicht Alles gesagt. Hören Sie und bedenken Sie. Meine Einwilligung ist an zwei Bedingungen gebunden.“

„So nennen Sie dieselben!“

„Daß ich Clara immer, so wie jetzt, bei mir behalten darf; wenigstens so lange sie es selbst wünscht.“

„Ja gewiß, ja gewiß! Das versteht sich! Sie soll unser Kind werden! Ich will sie liebhaben ....“

„Nur mit gehöriger Mäßigung zukünftig, bitte ich! Gut! Jetzt meine zweite Bedingung.“

„Nun?“

„Ich will wissen, wer Filius' Eltern sind?“

Baron H. sah bestürzt und fast verzweiflungsvoll aus. „Nie .... mals!“ stammelte er.

„Ich will es wissen, Baron!“

„Das kann nicht Ihr Ernst sein. Sie können kein Gewicht auf eine so gleichgültige Sache legen!“

Ich will es wissen, Baron!“

„Greta!“

„Gustav! ich will es wissen.“

„Niemals!“ schrie Baron H. heftig und stürzte aus

der Laube. Fräulein Greta saß lange still da, den Kopf in die Hand gestützt und in tiefes Nachdenken versenkt. Ein leichtes Gesäusel im Laubwerk, eine Bewegung wie von einem kalten Winde, einem dunkeln Körper, welcher zwischen Fräulein Greta und der Oeffnung der Laube stände, ließ sie aufsehen. Sie erstaunte und es ward ihr unheimlich zu Muthe, als sie vor sich das schwarzgekleidete schattengleiche Frauenzimmer erblickte, welches schon früher einmal vor ihr erschienen und verschwunden war, und welches ihre und noch mehr Baron H.'s Aufmerksamkeit gefesselt hatte. Sie stand jetzt unbeweglich und sonderbar da; zwei große schwindsuchtsklare Augen glänzten in einem abgemagerten Gesichte, bleiche Grabesrosen schimmerten auf den eingefallenen Wangen und um den trockenen Mund hatte langes Leiden seine düsteren Züge gezeichnet. Die ganze Gestalt schien zusammensinken zu wollen.

Fräulein Greta konnte nicht umhin, an Grillparzer's Ahnfrau zu denken, und war beinahe im Begriff zu sagen: „Warum stiert mich dein starrer Blick so an?" Die fast durchsichtige Hand auf ihrer keichenden eingesunkenen Brust, trat die düstere Gestalt näher an Fräulein Greta heran und sagte: „Erkennen Sie mich wieder?"

„Nein!" antwortete das erstaunte Fräulein Greta.

„Sie haben mich früher gesehen; aber vor vielen Jahren: Ich bin Baron H.'s Schwestertochter. Leo ist, ... sollte aber nicht mein Sohn sein!"

Fräulein Greta betrachtete sie stumm und suchte ihre Züge sich ins Gedächtniß zurückzurufen. Sie fuhr in kurzen und mit Mühe ausgesprochenen Sätzen fort.

„Der Vater des Knaben ruht im Grabe. Ich werde bald zu ihm gehen. Mein Oheim hat Alles gethan, um meinen Fehler zu verhehlen, und er ist ein Vater für meinen Sohn geworden. Ich wollte meinen Sohn, meinen Oheim noch vor meinem Tode sehen. Deshalb bin ich aus fremdem Lande hierher gekommen. Ich werde dahin zurückkehren, zu der Heimat, welche seine Sorgfalt mir

bereitet hat, ohne einen von ihnen an meine Brust zu drücken. Ich verdiene es nicht. Der Zufall hat mich hören lassen, was soeben zwischen meinem Oheim und Ihnen vorging. Er — der Vortreffliche — soll meinethalben nicht leiden. Deshalb stehe ich jetzt hier und erzähle meine Schande. Leben Sie wohl! Machen Sie ihn glücklich und schweigen Sie — schweigen Sie über Das, was Sie gesehen, was Sie gehört haben. Lassen Sie ihn niemals ahnen, daß die unglückliche Cäcilie ihm so nahe gewesen ist, lassen Sie ihn nie wissen, daß mein Geheimniß Ihnen bekannt ist. ... Es würde nur seine Ruhe stören. Leben Sie wohl für immer!" Und sie winkte mit der Hand und zog sich zurück. Fräulein Greta erhob sich schnell und ging ihr nach. „Werde ich Sie nicht wiedersehen?" fragte sie. „Hier auf der Erde niemals," antwortete die Schwarzgekleidete. „In einer Stunde bin ich weit von hier. Folgen Sie mir nicht. Leben Sie wohl!" Ein älteres Frauenzimmer trat jetzt zu ihr und gab ihr den Arm; Beide entfernten sich langsam. Fräulein Greta folgte ihnen mit den Augen, bis sie hinter den Bäumen verschwanden.

Es war Fräulein Greta ganz zu Muthe, als hätte sie eine Geistererscheinung gehabt; aber der schauerliche und traurige Eindruck war stark mit einem angenehmen vermischt, und dieser breitete eine Glorie um Baron H.'s Haupt. Indessen konnte sie sich ihren Betrachtungen nicht lange überlassen; sie ward aufs neue gestört. Es war der kleine Filius, der nach seinem Vater fragte. Fräulein Greta rief den Knaben zu sich. Filius blickte argwöhnisch Fräulein Greta an, aber diese sah so freundlich aus, daß er Muth faßte und zu ihr ging. Sie nahm ihn zwischen ihre Knie, spielte mit seinen hellen Locken und liebkoste ihn freundlich, während sie allerlei zu seinem, wie zu seines Pflegevaters Vortheil dachte. Filius schielte nach den Apfelsinen hin. Zu gleicher Zeit kam Baron H. zurück, führte sie bei Seite und sagte mit einem ganz aufgeregten Aussehen:

„Das kann unmöglich Ihr Ernst sein! Sie können unmöglich meine Glückseligkeit — welche, wie ich gewiß bin, nicht von der Ihrigen getrennt sein würde — wegen einer Laune, einer eitlen, kindischen Neugierde aufopfern wollen. . . ."

„Laune, kindische Neugierde oder nicht! Sagen Sie mir, ob es Ihr voller Ernst ist, lieber der Ehe mit mir zu entsagen, als diese kindische Neugierde zu befriedigen, lieber, als mir die Eltern des Knaben zu nennen?"

„Ich kann, ich werde sie nicht nennen, es koste, was es wolle!" sagte Baron H. niedergeschlagen, aber mit Festigkeit.

„Nun wolan!" sagte Fräulein Greta mit einer Würde voll Herzlichkeit, welche ihr ungemein wohl anstand — „wenn Sie mir nicht sagen können, wer die Mutter gewesen ist, so will ich zeigen, wer seine Mutter wird." Hier hob sie Filius in die Höhe, umarmte und küßte ihn mit einer Innigkeit, welche der Knabe unmittelbar erwiderte. Der vor Freude weinende Baron H. legte seine Arme um die beiden Geliebten.

„Der Vorhang fällt!" heißt es gewöhnlich im Drama, wenn es dem Dichter gelungen ist, seine Personen in eine Umarmung zusammenzubekommen; und so heißt es jetzt auch hier, denn die höchste Freude des Menschen, ebenso wie sein höchster Schmerz, ist nur für Engelsblicke. Wenn wir aber für einen Augenblick den Vorhang fallen lassen, so ziehen wir ihn gleich wieder in die Höhe wegen eines kleinen Nachspiels, welches heißen soll:

Fräulein Greta's Beklemmung.

Die Scene spielt am Abend desselben Tages und stellt Fräulein Greta's Schlafstube vor. Greta ist gegen ihren Willen und ihren Vorsatz in großer Verlegenheit. Sie

will vor Clara bekennen, was vorgefallen ist, weiß aber weder, wie sie es anfangen, noch wie sie es ausdrücken soll. Schon das Wort bekennen, als auf eine Handlung von ihr anwendbar, peinigt sie und will ihr nicht anstehen. Zum ersten Male in ihrem Leben fühlt sie sich verlegen und fast muthlos. Sie putzt beständig die Lichter, hustet, legt die Sachen in Unordnung, ist hastig und unsicher in allen ihren Bewegungen. Clara scheint nichts zu merken. Eine ungewöhnliche Heiterkeit belebt ihr ganzes Wesen. Sie hat sich vorgenommen, unaufhörlich von Baron H. zu reden, was Fräulein Greta in ungeheure Angst versetzt, indem sie glaubt, daß Clara nun angefangen hat, sich zum Heirathen zu bekehren.

Clara. Es ist gewiß — und ich glaube, man fühlt es mit jedem Tage seines Lebens besser, daß es unendlich viel Güte in der Welt gibt.

Fräulein Greta. O ja! Freilich! — Gewiß! Es gibt Gutes ebensowol als Böses, Clara.

Clara. Ja, aber das Gute ist unendlich überwiegend. Je mehr man die Menschen kennen lernt, desto mehr sieht man ein, daß ein Jeder sein Gutes, seine Vortrefflichkeit hat, die ihn achtungswerth macht. Ein Jeder hat wirklich sein Pfund vom Himmelsgut. Dieses Pfund, dieses Gute des Menschen kommt mir wie sein guter Engel vor, der ihn beständig zu Gott hinauflockt. Baron H. hat mich gelehrt, mich wohl in Acht zu nehmen, nicht nach dem Aeußern zu urtheilen. Lange hielt ich ihn für boshaft und nur darauf erpicht, bei seines Gleichen Fehler zu finden und darüber zu lachen. Jetzt sehe ich nur, daß er witzig ist, und noch mehr gut als witzig. Er liebt die Menschen, obgleich er ihre Fehler sieht. Er möchte, wenn er könnte, einem Jeden Gutes thun. Uebrigens lacht er über sich ebenso gut wie über Andere und viel schöner Ernst ist in seiner Seele.

Fräulein Greta. Hum!

Clara. Ich bin überzeugt, das Baron H. mit sei-

ner guten Laune die achtungswerthesten Eigenschaften vereint. Es scheint mir einer von den Wenigen zu sein, mit denen man sich ruhig auf die Reise durchs Leben wagen könnte.

Fräulein Greta. Hum! Hum!

Clara. Ich bin gewiß, daß er die Gattin recht glücklich machen würde, welche sich recht auf ihn verstände.

Fräulein Greta. Usch! Uf! Es ist schrecklich heiß hier innen!

Clara. Und es muß schön sein, zu der Glückseligkeit eines so guten und liebenswürdigen Menschen beitragen zu können.

Fräulein Greta (bei Seite). In aller Welt Namen! Das ist ja ganz rasend! (Laut) Ja, wenn man sicher sein kann, Jemanden in dieser Welt glücklich machen zu können!

Clara. Zuweilen jedoch kann man es hoffen. Und hätte ich eine Freundin, welche Baron H. liebte, und die ihn wieder liebte, so würde ich darüber froh sein und ihnen rathen, recht bald Hochzeit zu machen, und ich würde mich in ihrem Glücke glücklich finden.

Fräulein Greta (herausbrechend). Clara! .... In Gottes Namen .... sprich rein heraus! Bist du in den Menschen verliebt?

Clara. Ich nicht; aber .... aber ......

Fräulein Greta. Nun, was aber ... aber, kannst du nicht reden, Kind?

Clara (die Arme um ihren Hals legend). Aber ich bin überzeugt, daß du es ein wenig bist, und .....

Fräulein Greta. Erdrossele mich nur deshalb nicht! Clara, verzeihe mir! Aber ich bin reizbar .... verzeihe mir, Clara, aber ich bin in Angst; und du ..... du treibst dein Spiel damit!

Clara. Laß mich aussprechen und laß mich dich umarmen!

Fräulein Greta (mit Thränen in den Augen). Thue, was du willst, Clara.

Clara. Nun wolan denn; und — und ich bin überzeugt — oder richtiger — ich weiß, daß Baron H. dich wieder liebt, daß er dich schon lange liebt!

Fräulein Greta. Das war wohl gesprochen, Clara. Und du bist davon überzeugt, Clara? Und bist darüber froh, Clara?

Clara. Ja, aufrichtig froh. Denn er und du, ihr seid einander würdig und werdet einander glücklich machen. Ich wünschte nur, daß du und Baron H. selbst etwas besser um eure Gefühle Bescheid wüßtet.

Fräulein Greta. Ich kann mich unmöglich bei meinen Jahren beschuldigen lassen, um mich selbst nicht Bescheid zu wissen, und nicht zu verstehen, was ich fühle! Und um dir das Gegentheil zu beweisen . . . um dich sehen zu lassen, wie ungerecht du bist . . . wünsche mir Glück, Clara! Ich bin mit Baron H. verlobt! Ich bitte dich, sieh nicht so aus, als wärest du vom Donner gerührt! Lasse die Arme nicht hängen, als wären sie von Blei! Lege sie jetzt um meinen Hals — es paßt jetzt besser als vorhin — und ist das theuerste Halsband, welches ich gehabt habe, habe oder bekommen kann. Sieh, so! Das ist recht . . . so! Denn siehst du, meine Clara, mein böses Mädchen, wenn es dir einfallen sollte, mich dieser Heirath wegen weniger liebzuhaben, oder dich weniger wohl in meinem Hause zu finden — siehe, so geht sie sogleich in Rauch auf!

Clara. Nein, nein! Niemals! Fürchte nichts, ich werde glücklich sein durch dein Glück, durch Baron H.'s Glück. Ich werde ihn liebhaben . . . . .

Fräulein Greta (unterbrechend). Sachte, sachte! Von diesen Versprechungen, einander so gewaltig liebzuhaben, dispensire ich sowol dich, wie Baron H. fürs Erste. Ich begnüge mich vollkommen damit, daß ihr übereinkommt

— mich lieb zu haben! Ich, meines Theils, denke zu thun, was ich vermag, um euch bei dieser Pflicht festzuhalten. Sage mir, Clara, ob du sie nicht schwer findest?

Clara (aus Herzens Fülle). Es ist die beste, die freudigste in meinem Leben.

(Der Vorhang fällt.)

Bilder.

„Die Jungfrau ging in den Wald,
Den Rosenwald —
— — — — — — — — —
Hier singt eine Nachtigall für unsere
Jungfrau."
Schwedisches Volkslied.

Diese, mein Leser, sind nicht prächtig, nicht schön, nicht denen gleich, welche im Laufe des Winters Stadt und Hof ergötzt haben. Außerdem habe ich jetzt nicht Lust, zu scherzen; und glaube mir, es geschieht mit tiefem Widerwillen, daß ich meine Lampe anzünde und jene der Wahrheit wegen beleuchte. Meine Seele ist bedrückt.

So ist auch die Natur. Es ist ein heißer Sommertag. Schwül ist sein Athem, drückend sein Leben. Ein Himmel, finster vom Sonnenrauch, hängt über einer Erde, gelb von Dürre. So still ist's in den Bäumen, still im Reiche der Sänger, still auf den Wogen. Alles so matt, matt! Matt summt die Mücke, matt hebt sich die Blume im Grase, matt lassen die Thiere die Köpfe zur Erde sinken. Still nagen die Raupen an den saftlosen Blättern. Glühend und matt blickt die Sonne durch den Nebel und brennt noch in ihrem Niedergange.

Die Brunnengesellschaft ißt saure Milch bei Pilshult. Nina allein ist zu Hause. Sie hat Kopfschmerzen und hat darum gebeten, allein bleiben zu dürfen. Gegen Abend

fühlt sie sich besser und geht aus, um Kühlung zu suchen. Eine wehmuthvolle Betäubung umwölkt ihre Sinne und matt ist ihr Gang in der drückend-schwülen Gegend. Der Ton eines kleinen brausenden Gießbaches leitet ihre Schritte. Instinktmäßig geht sie dessen Gesange nach, um Erquickung zu suchen.

Frisch schäumen die Silberwellen. Saftgrün und blumengeschmückt ist das Ufer. Nina lagert sich auf dem Sammetbette, ihre Hand spielt mit der Welle und ihr Auge folgt dem Laufe derselben. Sie sieht, wie diese dahin eilen müsse, rastlos, gezwungen, ohne zu wissen, woher sie kommt, noch wohin sie fährt. Dunkle Gefühle und Gedanken gehen von dem Leben der Natur in das ihrige über. Ihre Seele schaukelt wie eine wurzellose Blume auf der Welle (eine gefährliche Art zu reisen); sie läßt sie schaukeln; sie fühlt sich besser; die Luft hat hier einige Frische; der Schleier der Schwüle ist gehoben; Thränen wehmüthigen Vergnügens zittern in Nina's Augen; die mächtige Begierde nach Leben und Glück schwellt in ihrer Brust.

Da hört sie in ihrer Nähe den Klang einer Zither. Der Sänger wird von der Laube versteckt, aber Nina erkennt Don Juan's melodische Stimme wieder. Nina, fliehe, fliehe! Weshalb fliehst du nicht, Unvorsichtige! Nina's erster Gedanke ist, sich zu erheben und sich dann zu entfernen; aber ein unwillkürliches Wonnegefühl lähmt ihre Sinne und ihr Wille fühlt nicht die Kraft, diese Unmacht zu besiegen. Sie weilt und er singt in süßen, schmelzenden Tönen:

Liebe ist des Weltalls Leben,
Ist des Lebens Athemzug;
Blumengeister sich verweben
Liebend in der Lüfte Flug.

Sieh die Vöglein, zärtlich kosend
Unter grünem Blätterdach!
Sieh, am Ufer fröhlich tosend
Spielet sanft der Welle Schlag!

Sieh die Gräser sich umwinden
Freundlich in des Windes Tanz!
Sieh, sie wollen sich verbinden
In einer ewigen Liebe Kranz!

Siehest du, wie Phöbus schließet
Sich zu Erde, liebewarm,
Und mit Himmelsfreud' begießet
Sie, die Braut in seinem Arm?

Hörst du nicht in Flusses Brausen
Klagen seine Liebesqual?
Hörst du nicht in Waldes Sausen
Stiller Liebesseufzer Zahl?

Hörst du, wie im Raume Stimmen,
Leise Stimmen heben sich?
Hör', die süßen Liebesstimmen
Flüstern sanft: „Ich liebe dich!"

Engel flüstert so zu Engel,
Mensch zu Menschen spricht es auch,
Und von Stengel und zu Stengel
Flüstert so der Blume Hauch.

Still und schön die Nacht sich gießet
Balsamreich zur Erd' herab,
Herz sich sanft zum Herzen schließet,
Aug' dem Aug' entgegenstrahlt.

O! wenn alle Wesen trinken
Aus dem Born der Seligkeit,
Säumest du allein zu trinken
Auf des Lebens Wohl und Freud'?

Willst für immer dir versagen
All' des Herzens heitre Lust?
Trink' und fühl' des Daseins Fragen
Sich lösen an geliebter Brust!

Fühle deines Wesens Sonne,
Des Lebens höchste Schönheit, — fühl'
Himmlische und Erden-Wonne,
Fühl' der Liebe Götterspiel.

Der Gesang schweigt. Weshalb flieht Nina nicht? Der Sänger liegt zu ihren Füßen. Hier schüttet er seine Liebe in brennenden Seufzern aus. Von dem Feurigsten, was das Gefühl, von dem Schönsten, was die Sprache hat, leiht er seine Worte. Tief und gewaltsam ergreifen sie Nina's Seele. Sie sieht sich angebetet, sie glaubt, daß sie Liebe empfinde; des Lebens Wonnegefühle umschweben sie schimmernd, blendend, bezaubernd. Aber sie fürchtet diese Gefühle; sie will fliehen. Juan hält sie zurück. „Laß uns lieben! laß uns lieben!" flüstert er in abgebrochenen, leidenschaftlichen, berauschenden Tönen, — „laß uns glücklich sein! Kurz und finster ist das Leben. Laß uns im Arme des Genusses sterben!"

Er hat das Wort ausgesprochen, welches still in der Tiefe ihrer Seele lag. Ein unendliches Beben, eine Schwäche, die an Verzweiflung grenzt, erfüllen ihr Herz. Gott und Himmel verschwinden, sie begehrt zu lieben — und zu sterben. Noch betet in ihr ihr guter Engel; sie ruft einen Erretter aus der eignen Schwachheit an, ihre Lippen stammeln Edla's Namen.

Seht ihr dieses Antlitz, so häßlich, so blaß, so abschreckend, das sich einer Nemesis gleich über den Beiden erhebt? Mit einem Schrei zugleich vor Freude und Entsetzen ruft Nina: „Edla!" Sie sinkt zu ihren Füßen, sie umfaßt ihre Knie und die barmherzige Natur wirft einen Schleier über ihre Seele und ihre Sinne. Sie verliert das Bewußtsein. Edla hebt sie in ihren Armen auf, wirft einen vernichtenden Blick auf den wie vom Blitze getroffenen Verführer und trägt die leblose Nina fort.

Mit Raserei in der Seele steht Don Juan da, sein Schicksal verfluchend. Er stampft mit dem Fuße auf die Erde, hebt die geballte Faust gen Himmel und ist im Begriff, den noch immer singenden Bach zu verlassen, als er Schritte herankommen hört. Es ist Clara, welche bei Don Juan's Anblick hastig stehen bleibt und nur sagt: „Man hat mir gesagt, daß ich Nina hier treffen würde."

In Clara's Aussehen und ganzem Wesen lag Etwas, was mit einer ruhigen und klaren Sommernacht verglichen werden könnte. Der wollüstige Don Juan hat den Reiz desselben schon empfunden. Er empfindet ihn in diesem Augenblicke mit doppelter Stärke. Das Sinnenfieber, welches noch andauert, eine Rachbegierde, welche das ganze weibliche Geschlecht trifft, flößen ihm eine teuflische Lust ein. „Heilige," denkt er, „sind ebenso leicht gefangen, wie die Kinder der Welt, wenn man nur das Netz von ihrem eignen Garne webt!" Aber er verhehlt seine Absicht mit Schlangenlist, Auf Clara's Frage nach Nina antwortet er: „Sie kommt bald zurück. Ach, verweilen Sie einen Augenblick! Der Abend ist so mild; kann Ihr Herz es weniger sein? Wollen Sie nicht ein Wort, einen Blick des Trostes Dem gewähren, dessen Brust von Unruhe verzehrt wird?"

Clara stand still und sagte mit einer Stimme, welche Theilnahme verrieth: „Was kann ich für Sie thun? Sagen Sie es bald! Ich muß gehen."

Juan ist näher gekommen und versucht, die Hand zu fassen, welche Clara ihm entzieht. „Sagen Sie nur," bittet er, „daß Sie mich nicht hassen, daß Sie einiges Wohlwollen für Den hegen, der sein Leben hingeben möchte, um so rein und gut wie Sie zu sein und an Ihrer Hand zum Himmel zu wandeln. Bleiben, ach bleiben Sie! Ihre Nähe heiligt selbst die Luft um mich her und erfüllt mein Herz mit einer reinen Sehnsucht. Süße Heilige! Sagen Sie mir, daß der Himmel, den Sie kennen, mich nicht verworfen hat!"

„Der Himmel verwirft Niemand, der ihn mit Ernst sucht," antwortet sanft die stille Clara. „Suchen Sie ihn so und Sie werden ihn finden. Leben Sie wohl!"

„Bleiben Sie! Himmlische Clara, fürchten Sie mich?"

„Was sollte ich fürchten?" sagte Clara, indem sie still stand und ihn mit Verwunderung voll einfacher Würde ansah.

„So verweilen Sie, ach so verweilen Sie bei Dem, welchem Ihre Gegenwart das Leben schenkt!“

„Ich kann nicht. Sie können, wenn Sie wollen, mit mir bei der Gräfin reden. Adieu!“

„O Clara, das ist hart! Sie sagen, daß der Himmel nicht verstoße; seien Sie selbst nicht strenger. Verwerfen Sie einen Irrenden nicht! Zeigen Sie mir den Weg zur Seligkeit! O Clara, lassen Sie mich diese Hand ans Herz drücken, welche....“

Aber er greift nur in die Luft. Clara's guter Engel hat sie gewarnt, sie hat seine Stimme gehört und seinen Wink befolgt; denn keine Eitelkeit, weder eine geistige noch weltliche, wohnt in ihrer Seele. Gleich einem Schatten ist sie in der Nacht des Waldes verschwunden.

Mit einem Fluche wilden Zornes verfolgt sie Don Juan; aber freundliche Sterne wachen über Clara und sie findet ihren Weg. Und als sie die Schritte des Verführers sich nähern hört, als Angst und Müdigkeit ihre Füße lähmen, sinkt sie gerettet in die Arme ihrer Freundin, welche ihr entgegengegangen war.

Juan hat sich schnell hinter einen Baum zurückgezogen. Auf dem Baume ist ein Nest von Elstern; die Elsterjungen lachen ihn aus, während er flucht.

Sollen wir uns jetzt an das Lager versetzen, auf welchem Nina ruht, über die sich Edla hinneigt? Sollen wir die Schlummernde aufwachen sehen? Wir wollen es nicht. Wir wenden unsern Blick von diesem Zusammentreffen.

O gewiß ist es etwas Bitteres, Augen, welche uns früher so mild, so liebend folgten, jetzt streng und misbilligend auf uns blicken, oder sich mit schmerzlich empfundener Verachtung abwenden, ja vielleicht mit Thränen der Demüthigung über unsere Schwäche sich füllen zu sehen!

Gewiß ist es bitter, gewiß ist es zerknirschend; und dennoch, gesegnete Thräne, gesegnete Strafe in einem geliebten Auge, — brenne in der Seele der Gefallenen — brenne, denn du reinigst! Liebe, Freundschaft, wer will sich nicht vor eurer strafenden Hand beugen, nicht demüthig sein Inneres eurem prüfenden, eurem richtenden Blicke eröffnen? Unglücklich, wer es nicht will, wer hier sein Inneres verschließen könnte! Er ist auf immer verloren!

Drei Tage seit Edla's Ankunft lag Nina im hitzigen Fieber. Edla selbst legte ihr Stillschweigen auf und weilte bei ihr — eine treue Wärterin; aber die Zärtlichkeit, die Vertraulichkeit war verschwunden. Edla war still, aber ihre bleiche Wange zeugte von dem tiefen Leiden ihrer Seele. Eines Abends, als Edla Nina schlafend glaubte, strich sie leise eine Locke bei Seite, von welcher die Stirn, welche sie so gern betrachten mochte, verdeckt ward. Nina fühlte es, ergriff hastig ihre magere Hand und führte sie an ihre Lippen. Edla entzog sie ihr nicht. Nina drückte einen Kuß nach dem andern darauf und badete sie mit ihren Thränen. „Rede mit mir," bat sie, „sage mir ein freundliches Wort!" Edla beugte sich über sie herab und sagte zärtlich: „Mein armes Kind, ich habe dich immer lieb!" Eine heiße Thräne fiel auf Nina's Arm; Nina küßte sie fort. „Nun werde ich bald wieder gut werden!" sagte sie mit getröstetem Herzen.

Einige Tage später war sie so weit hergestellt, um aufsitzen zu können, und Edla verhinderte nicht länger eine Mittheilung, nach der sie Beide sich sehnten. Jetzt eröffnete Nina der Schwester ihre ganze Seele. Edla forschte dort frei, forschte genau, unbeweglich, aber liebevoll. Nina gab sich so voll, so ganz hin, wie nur eine Menschenseele sich einer andern hingeben kann. Sie fühlte dadurch Linderung, ach! sie fühlte sich von liebevollen und geschickten Händen behandelt. Göttliches Vertrauen, erfrischende Hingebung an einen Freund! Stärkende Demuth! Liebliche

Bitterkeit, Ruhe nach dem Streite! Schön sagt hierüber Jean Paul:

„Wenn der Mensch nicht mehr sein eigner Freund ist, dann geht er zu seinem Bruder, der es noch ist, da, mit dieser mild mit ihm reden und ihm Leben zurückgeben möge.“

Und nicht blos die milden Worte, auch die strengen-selbst die Strafe nimmt man gerne hin von geliebten Lippen. Das Strafurtheil? Erstaunst du deshalb? Nein, du schaust tiefer in dein Herz, du erkennest, daß es so ist. Der Seele heiliges Mysterium — Gott wohnt in deinem Innersten!

Edla fand Nina's Willen rein, hoch vor Freude schlug deshalb ihr eignes Herz; aber sie erschrak über den Seelenzustand, die Schwäche, die Erschlaffung aller höheren Kräfte, welche Nina dem Unglücke so nahe gebracht hatten.

Mit der ganzen Stärke ihres klaren Blickes, ihres überlegenen Verstandes redete Edla jetzt zu Nina und zeigte ihr ihre Lage, ihre Fehler in dem durchdringenden Lichte, welches zugleich demüthigt und erhebt. Sie machte Nina mit sich selbst bekannt. Sie ließ sie fühlen, wie tief sie unter die wahre weibliche Würde gesunken sei, und weckte bei ihr das Verlangen, sie wieder zu gewinnen.

Zuerst eine Thräne der Reue, dann ein Gebet, dann eine Handlung; dies ist die Ordnung der Bekehrung.

„Du mußt,“ sagte Edla, „dies träumerische, wüste Leben verlassen, du mußt handeln, thätig werden, und du wirst lernen, Glückseligkeit im Wohlthun für deine Nächsten zu fühlen. Nina, du mußt einen edlen Mann glücklich machen und dir selbst eine Stütze, einen Führer im Leben geben! Kannst du jetzt mit Ruhe anhören, was ich dir zu sagen habe, oder sollen wir warten?“

Nein, jetzt, jetzt! Wenn Alles gesagt ist, wird es besser werden. Schone mich nicht, Edla! Verdiene ich es wol?“

„Nun wolan! Unangenehme Gerüchte haben sich ihre

über das Verhältniß zwischen dir und Don Juan verbreitet. Deshalb erblasse nicht, Nina; erblasse deshalb, daß Veranlassung zu ihrem Entstehen vorhanden war! Ein Scherz, den sich Don Juan über dich und mich erlaubte, gab ihnen Gewicht. Graf Ludwig zwang ihn, zu widerrufen. Sie haben sich duellirt. Don Juan hat in einem Säbelhiebe über die Stirn seine wohlverdiente Strafe erhalten."

„Guter Gott, ich bin die Ursache von allem Diesen, ich Unglückliche! Und ist dies wol Alles? Ist nichts Schlimmeres vorgefallen? Ist kein Leben in Gefahr?" fragte Nina, außer sich vor Schrecken.

„Nein; sei ruhig! Juan ist von hier abgereist. Seine Wunde ist nicht im Geringsten gefährlich und wird vermuthlich nur eine tiefe Narbe zurücklassen. Dem Grafen Ludwig ist es gelungen, ihn ohne eignen Schaden zu bestrafen und dich zu beschützen. Er hat diese Gelegenheit wahrgenommen, um die Gefühle, welche er für dich hegt, offen zu erklären. Er hat bei deinem Vater um deine Hand angehalten."

„Er ist edel, o er ist gut!" sagte die todtenbleiche und aufgeregte Nina. „O, wie wenig verdiene ich dies! Könnte ich ihm nur recht danken! Hier ist meine Hand, Edla! Nimm sie in die deinige. Bestimme darüber, wie du es für gut findest! Ich habe von meiner Freiheit, von meinem Willen so schlechten Gebrauch gemacht, ich überlasse sie dir. Sprich nur und ich werde mit Freuden gehorchen!"

„Dein eigner Wunsch, Nina, dein eignes waches Erkennen des Richtigsten und Besten wird uns bestimmen. Aber darüber sollst du in dieser aufgeregten Stunde nicht urtheilen. Morgen, wenn noch die Ruhe einer Nacht deine Kräfte gestärkt hat, werden wir weiter davon reden."

Und als an diesem Abende Nina in Edla's sorgsamer Pflege mehr Zärtlichkeit sah, als sie in Edla's Gesichtszügen ihr erleichtertes Herz las, als, wie früher in Nina's Kind-

heitstagen, die Schwester an ihrem Bette wie ein wachender, stärkender Engel saß; als sie die niedlichen Wiesenblumen, welche sie für sie gepflückt hatte, auf ihre Decke ausbreitete und ihre weißen Arme damit schmückte, da fühlte Nina, daß Edla ihr Schicksal bestimmen würde, daß sie Alles thun könnte, um ihre Achtung, ihr Vertrauen wieder zu gewinnen, und eine lange entbehrte Ruhe verbreitete sich über ihre Seele.

Als am Morgen der Wind die freundlichen Blumen weckte und ein Strom von Licht und Gesang und Wohlgerüchen von dem geöffneten Fenster hereinströmte, da erwachte auch Nina zu einem neuen, stärkeren Leben. Bleich, aber still gefaßt und entschlossen, erhebt sie sich. Vielleicht war sie noch nie so schön gewesen wie in dieser Stunde, wo Demuth und Stärke ihr Wesen gleichsam geheiligt hatten und Resignation die schöne Stirne mit Himmelsglanz übergoß. Zwischen den beiden Schwestern entstand jetzt ein Gespräch, wie es oft zwischen Mutter und Tochter auf der Erde stattgefunden hat und noch oft erneuert werden wird.

Die Tochter wird in den Wunsch der Mutter einwilligen; sie wird ihren Willen als den klügsten, den besten finden; sie wird nur leise über den Mangel an Liebe zu dem Bewerber klagen; sie wird Achtung, vielleicht Freundschaft erkennen, aber ..... aber .....

Die Mutter wird von der Sicherheit einer Verbindung reden, die gegründet ist auf den bergfesten Grund: Achtung; von dem Glücke eines Lebens voll Wirksamkeit und Nutzen für Diejenigen, die uns lieb sind; von der Nothwendigkeit, ein Interesse, ein Ziel im Leben zu haben; von dem Frieden, welcher auf wohlerfüllte Pflichten folgt u. s. w.

Was ich weiß, ist, daß Edla's Worte nicht Worte eines dürftigen Verstandes waren. Sie gingen von der tiefen Ueberzeugung aus, daß Graf Ludwig der edelste Mann sei, daß Nina nur in der Verbindung mit ihm

die Kraft, dies Leben entwickeln könnte, ohne welche das Dasein nur werthlos sein würde.

Nina's Worte waren dieselben wie am Abend vorher. „Urtheile, beschließe für mich, Edla!" war ihre Bitte. „Ich traue mir selbst nicht mehr; ich bin vor mir selbst ängstlich geworden. Was du glaubst, das glaube auch ich; was du willst, das will auch ich. Für Das, was Graf Ludwig für mich gethan hat, für seine treue Ergebenheit will ich ihm nach meinen besten Kräften danken. Ich will versuchen, ihm eine würdige Gattin zu werden. Ich will die Achtung Aller wieder gewinnen, Alle glücklich machen, wenn ich es kann. Dann werde auch ich gewiß die wahre Glückseligkeit kennen lernen."

Edla umarmte Nina und so glücklich war diese über die wiedererhaltene Zärtlichkeit der Schwester, daß sie sich mit einem Gefühle wahrer Zufriedenheit von Edla zu ihrem Vater führen ließ, um es ihm anheimzustellen, die Hand der Tochter nach dem Wunsche seines Herzens zu vergeben.

Aber ehe wir den Vorhang von dem Anblicke wegziehen, welcher die Schwestern im Zimmer des Präsidenten traf, müssen wir die Leser zu einer andern Scene führen, welche von mehr Personen als von mir gesehen worden ist:

Zum Präsidenten mit entblößtem Haupte, wie er mit Hut und Körper seine Frau vor einem heftigen Regenschauer zu schützen sucht; zum Präsidenten, wie er die Galoschen auszieht, um die Gräfin sich deren bedienen zu lassen, und dann an ihrer Seite in den Pfützen auf dem Wege nach Hause trabt.

Dies mag erklären, wie es kam, daß die beiden Schwestern ihren Vater in seinem Lehnstuhle sitzend fanden und zwar sprachlos, mit entstelltem Gesichte und außer Stande, sich zu rühren. Den Präsident traf ein starker Nervenschlag. Die Gräfin Natalie promenirte im Brunnensalon, umgeben von ihren Bekannten und Freunden.

Durch die Mittel, welche hastig und klug angewendet

wurden, war der Präsident nach einer Woche so weit gebessert, daß er sprechen und sich etwas bewegen konnte. Aber sein Bewußtsein war schwach, sein Gesicht noch entstellt und die linke Seite gelähmt. Mehrere hinzugerufene Aerzte äußerten einstimmig, daß nur der Einfluß eines wärmeren Klimas die Gesundheit des Präsidenten vollkommen herstellen könnte. Man rieth zu einer Reise nach Nizza.

Wenn Gefahr droht, wenn irgend eine Erschütterung durch das Leben des Menschen geht, dann hört die Gewalt flüchtiger Neigungen auf und die Gefühle, welche in dem bessern Ich des Menschen, in seinem innersten Wesen wurzeln, werfen den Schleier ab und treten ans Licht. Dann ist die Siegesstunde der treuen, der wahrhaft liebenden Freunde da.

So war's mit dem Präsidenten. Als er die mächtige Hand der Krankheit über sich fühlte, als die Nothwendigkeit einer noch in seinem kränklichen Zustande vorzunehmenden Reise und eines längern Aufenthalts in fremdem Lande ihm verkündigt wurde, da wandte er sich von seiner glänzenden Gattin und ihrer affectirten Zärtlichkeit, streckte die Arme nach seiner Tochter aus und stammelte: „Edla!“ Er schien nicht ohne Edla leben zu können und war ruhig, wenn er sie nur in seiner Nähe sah. Edla's Entschluß, dem Vater zu folgen, war in demselben Augenblicke gefaßt, wo sie die Reise erwähnen hörte, und eine wirkliche Gunst des Schicksals war es für die Gräfin Natalie, daß eine ernstliche Fußverstauchung sie zu ihrer „wirklichen Verzweiflung,“ wie sie Allen versicherte, davon abhielt, ihren Mann zu begleiten.

Edla wünschte sehr, Nina verlobt zu sehen, ehe sie dieselbe aufs neue zu verlassen genöthigt wäre. Nina ließ sich blind von Edla leiten. Die Gräfin Natalie, welche auf einmal für Nina bedeutend erkaltet und für Edla ganz und gar erstarrt war, behielt eine neutrale Stellung und gebrauchte nur das Wort „bienséance“ öfter als gewöhnlich. Graf Ludwig bestand, nicht ohne Ansprüche,

auf die Erfüllung seines Wunsches. — — Wer also, in des Himmels Namen, widersetzte sich denn? Gerade der arme kranke, geistesverwirrte Präsident! Er schien in seinem weniger klaren Zustande sich in den Kopf gesetzt zu haben, Verlobung und Heirath seien ein und dasselbe, und als Edla mit ihm von Nina's Verlobung sprach, antwortete er immer: „In einem Jahre, wenn ich zurückkomme!“ Vergebens suchte Edla ihm die Sache ruhig auseinanderzusetzen, er verblieb bei seiner Antwort: „In einem Jahre, wenn ich zurückkomme!“ Zuletzt ward er böse und sagte: „Glaubst du, daß ein fröhliches Fest und mein Zustand wohl zusammenpassen? Nein. In einem Jahre u. s. w.“ Edla that daher darauf Verzicht, über diesen Gegenstand weiter mit ihm zu reden, und zugleich auf ihre Hoffnung, Nina noch vor ihrer Abreise mit dem Manne, den sie so hoch achtete, vereint zu sehen.

„Nimm mich mit dir!“ bat Nina innig, „laß mich mit dir die Pflege unsers Vaters theilen!“ Edla konnte ihre Einwilligung dazu nicht geben. Sie fürchtete für Nina's Gesundheit, für ihr Zusammensein mit einem Kranken, und wollte außerdem selbst frei sein, um alle ihre Fürsorge, alle ihre Kräfte dem Vater widmen zu können. Auch befand sie nicht für gut, jetzt Nina und Ludwig zu trennen. Es ward beschlossen, die Zeit abzuwarten, und wenn nach Verlauf eines Jahres die Gesundheit und die Seelenkräfte des Präsidenten auch noch nicht hergestellt wären, sollte doch die förmliche Verlobung zwischen Nina und Ludwig stattfinden. Bis dahin sollte Nina bei ihrer Stiefmutter zurückbleiben, welche zu erkennen gab, daß sie während der Abwesenheit des Präsidenten sich ganz aus der Welt zurückziehen und sich nach dessen hoch oben in Norrland gelegenem Gute exiliren wolle. Dort sollte auch Graf Ludwig in Nina's Gesellschaft den Frühling und Sommer des kommenden Jahres zubringen. Edla war überzeugt, daß während dieser Zeit eine nähere Bekanntschaft mit ihm bei Nina diese Zuneigung erwecken würde, welche er so wohl verdiente.

Still bei sich fühlte Nina sich über diesen Aufschub in der Entscheidung ihres Schicksals glücklich, aber sie wagte kaum sich selbst diesen innern Streit gegen Edla's Wunsch zu gestehen.

Es war Abend. Am folgenden Tage sollte Edla und der Präsident abreisen. Nina hatte mit Edla mehrere Tage in der Krankenstube ihres Vaters zugebracht und ging jetzt auf die Bitte der Schwester aus, um etwas frische Luft zu schöpfen. Fräulein Greta war mit Clara und Baron H. an diesem Tage auf einer Lustfahrt mit der übrigen Brunnengesellschaft und die Alleen beim Brunnen waren beinahe leer. Nur der oder jener Kranke, der keine größere Wanderung zu unternehmen vermochte, schleppte dort noch seine matten Schritte hin. Nina stand auf dem Grasplatze vor dem Hause, welches der Präsident bewohnte, still und athmete die reine, liebliche Luft ein. Die Sonne war klar in ihrem Untergange und kleine gelbe und rothe Blumen beugten sich nickend und liebkosend zu Nina's Füßen herab. Die Bäume standen da ruhig, von der Sonne vergoldet und voll von Sängern. Nina sah sich um mit Genuß — es war ein köstliches Gemälde; sie selbst dort das schönste Bild, aber das sah sie nicht. Sie blickte liebevoll zur Sonne, spielend küßte sie deren Strahl, wie er auf die marmorweißen Hände fiel, und die Sonne bestrahlte die schöne Tochter mit mütterlichem Liebesblicke. Bald sah Nina, wie eine Familie, dem Ansehen nach von der Handwerksklasse, langsam unter dem Schatten der Bäume hinschritt und sich auf eine Bank nicht weit von ihr setzte. Mann und Frau hatten gute, redliche Gesichter, aber sie waren vom Kummer gefurcht. Die Kinder waren bleich und still. Man sah, daß sie Kinder der Armuth waren. Ein Bedienter in Livrée ging vorbei mit einem Korbe voll der ausgesuchtesten Früchte und ward von dem Manne befragt, ob er nicht ein paar von diesen Früchten kaufen dürfe? Der Bediente erwiderte, daß das nicht anginge, da sie als Geschenk für Fräulein Nina

G., die schöne Tochter der Excellenz G., bestimmt wären. In demselben Augenblicke ward er Nina gewahr, ging zu ihr hin und überreichte ihr, sich tief bückend, den saftreichen Korb. Nachdem Nina durch ihren Boten der Gräfin Nordstern ihre Danksagung zurückgeschickt, nachdem sie einige schöne Trauben für Edla und ihren Vater bei Seite gelegt hatte, nahm sie den Korb, ging erröthend zu der Handwerkerfamilie und bat auf die verbindlichste Weise, daß man mit ihr die schöne Gabe theilen möchte. Nina's unbeschreibliche Anmuth, die rührende Güte und das Wohlwollen, welche auf ihrem Antlitze gemalt waren, machten auf die bleiche Familie einen vielleicht noch angenehmeren Eindruck, als das Anerbieten der Früchte. Das sichtbare Vergnügen, welches ihr Anerbieten machte, erfreute Nina. Sie nahm selbst das jüngste Kind auf ihre Knie und gab ihm von den Früchten, welche sie auf dem Tisch ausgebreitet hatte, indem sie ihre herzlichen Auffoderungen, zuzulangen, gegen Alle wiederholte. Und als sie Alle um sich her fröhlich sah und die Kleine auf ihren Knien vor Freude über die Mahlzeit zappeln fühlte, empfand sie ein reines Wohlbehagen, wie sie es selten genossen hatte. Die guten Menschen wurden bald mittheilend und Nina hörte mit Theilnahme — was Denen, welchen es auf der Erde wohlergeht, so gut thut, zu hören — die Erzählung von Leiden, wie sie vorzüglich die Bewohner der Hütten treffen. Doch war hier keine Klage, keine Verzweiflung, sondern fromme Hoffnung schlug schon ihre frischen Blätter über das Leben aus, welches Noth und Krankheit heimgesucht hatten. Nina befand sich wohl in diesem kleinen Kreise, wo gegenseitige innere Liebe deutlich zu Hause war; sie fühlte sich heimisch unter diesen Menschen, und mit Herzlichkeit liebkoste sie die Kleine, welche sie auf ihren Knien hatte. Mit einem Male erblickte sie vor sich den Grafen Ludwig, welcher mit einem starken Ausdrucke von Misbilligung in seinem strengen Gesichte den Auftritt betrachtete. Nina's behagliches Gefühl verschwand sogleich

und ein gewisser Zwang verbreitete sich in der Handwerkerfamilie. Die Kinder schlossen sich näher an die Eltern und diese hörten auf, von den Früchten zu genießen. Graf Ludwig näherte sich Nina, indem er mit besonderer Betonung sagte: „Sollte es sich nicht für Fräulein G. besser passen, einige Male in den Alleen auf- und abzuwandeln, als hier zu sitzen? Der Abend beginnt kühl zu werden!" Nina hatte es bisher nicht empfunden; jetzt empfand sie aber wirklich Kühle. Sie willfahrte jedoch dem Wunsche des Grafen, nachdem sie noch einmal das kleine, häßliche Kind geküßt hatte, das sich ungern von ihr trennen wollte. Auch die Eltern standen auf und wandten sich an Nina mit den wärmsten Danksagungen. Ludwig erlaubte ihr kaum, diese mit ihrer gewöhnlichen Anmuth anzunehmen und zu erwidern; er zog sie beinahe von der Stelle, indem er nachlässig sagte: „Es ist gut, gute Leute! Die Kinder können das Uebrige mit sich nehmen!"

„Kennen Sie die Leute, mit denen Sie en famille waren?" fragte Graf Ludwig Nina, während sie sich entfernten.

„Nein!" antwortete Nina, indem sie Ludwig mit einiger Unruhe ansah.

„Ich auch nicht," sagte er nachlässig. „Vielleicht ehrbare Leute, vielleicht auch Galgenvögel!"

„So wollen wir das Beste glauben!" sagte Nina sanft. „Und ich glaube nicht nur, ich bin durch das Aussehen und die Gespräche dieser Menschen überzeugt, daß sie redlich und gut sind."

„Doch ist es immer am gerathensten, so schnell intimen Bekanntschaften mit Leuten — besonders Leuten von dieser Klasse — auszuweichen. Es ist das Beste für uns und auch für sie."

Nina ließ sich durch das Herbe in Ludwig's Ausdrükken nicht irre machen, sondern erzählte einfach und freundlich, wie die Bekanntschaft entstanden sei. Graf Ludwig verzog sarkastisch den Mund und sagte:

„Ich gebe zu, daß in der Sache, so wie sie jetzt dargestellt wurde, etwas mehr Romantisches war — ja Sie können sogar Hoffnung haben, sie einst in einem Romane paradiren zu sehen!"

„Glauben Sie mir, daran dachte ich nicht!" sagte Nina etwas aufgeregt.

„Ganz anders, und vermuthlich ganz matt," fuhr Ludwig fort, „würde es sich gestaltet haben, wenn Sie die Sache einfach und verständig behandelt hätten, daß heißt, wenn Sie dem Handwerksvolke die Früchte durch Ihren Bedienten hätten zustellen lassen. Sie hätten ihnen ebenso gut geschmeckt, dafür stehe ich Ihnen."

„Ich bin dessen nicht gewiß!" sagte Nina mit einigem Eifer, „und wie leicht könnte hier nicht ein edles Zartgefühl verletzt werden. Ueberdies — warum sollte nicht meine Weise zu handeln die einfachste sein, besonders jetzt in Hinsicht auf Ort und Umstände? Ist das nicht gerade das Unnatürlichste, daß der Mensch im alltäglichen Leben in einer Art von Vertheidigungszustande gegen seine Mitmenschen leben soll? Im Himmel, wo Alles in seiner Ordnung ist, werden sich die Menschen gewiß auf eine ganz andere und herzlichere Weise entgegenkommen, als es hier gewöhnlich geschieht."

„Mit solchem Entgegenkommen wollen wir bis dahin warten," sagte Graf Ludwig trocken. „Jetzt leben wir auf der Erde; welche unangenehme Folgen hier aus unvorsichtigen Bekanntschaften entstehen können, haben wir oft Gelegenheit zu sehen."

O meine junge Leserin, ich sehe schon im Geiste, wie dein Auge blitzt, wie du an Nina's Stelle dein Haupt stolz emporgehoben und erwidert haben würdest:

„Herr Graf, wenn Sie glauben, daß meine Unbedachtsamkeiten unangenehme Folgen für Sie herbeiführen könnten, so will ich Sie diesen nicht aussetzen, und es ist das Beste, daß wir uns jetzt auf immer trennen."

Wie mir diese Sinnesart und diese Antwort gefallen, du Gute! Denn daß du so denken und antworten kannst, ist mir ein sicheres Zeichen, daß dein Herz und dein Wandel rein sind, daß du dir nichts vorzuwerfen hast.

Aber so war es nicht mit Nina. Sie hatte sich große Schwäche, große Unvorsichtigkeit vorzuwerfen, und daher antwortete sie nicht auf diese Weise. Nina schwieg, obgleich die Härte in Ludwig's Allusion ihr Herz schwellen und ihre Augen sich mit Thränen füllen ließ; aber ihre natürliche Demuth, das Gefühl, gefehlt zu haben, das Andenken an Ludwig's Benehmen während der jüngst verflossenen Zeit unterdrückten jede Spur von Zorn; sie schwieg nur tief niedergeschlagen, während sie am Arme des Grafen Ludwig unter den belaubten Bäumen dahin wandelte. Graf Ludwig brach das Schweigen, indem er sagte: „Habe ich zu eifrig oder zu hart über diesen Gegenstand gesprochen, so — betrüben Sie sich deshalb nicht! Die Natur hat mir eine geschmeidige und schmeichelnde Zunge versagt und ich weiß, daß es mir schwer wird, Frauenzimmern zu gefallen. Das ist mein Unglück; aber glauben Sie mir, ich meine es gut!

„Ich glaube es, ich weiß es!" sagte Nina warm und gerührt von dem Tone, mit welchem er die letzten Worte aussprach, und sie drückte seine Hand leicht, als er die ihrige an seine Lippen führte. Sie wanderten schweigend weiter und Nina fühlte, wie oft in Graf Ludwig's Nähe, einen gewissen Geist des Schweigens sie fesseln. Sie fand kein Wort zu sagen und auch ihre Gefühle und Gedanken waren wie gebunden. Zwei sich ganz ungleiche Gefühle können diesen Zustand hervorbringen: Liebe und — Furcht. Nina's Gefühl war nicht das der Liebe.

Als sie zurückkehrten, war es finster geworden. Die Luft war feucht und kühle Nebel standen zwischen ihnen und ihrem Hause. Ein Schauder durchfuhr Nina's zarte Gestalt. „Sind Sie unwohl?" fragte Graf Ludwig mit Theilnahme. „Nein," antwortete sie, „aber mich friert!"

Sie gingen schneller. Diese Wanderung an Ludwig's Seite bedrückte Nina. Sie kam ihr wie ein Bild ihres zukünftigen Lebens vor; Alles so stumm, so kühl, so dunkel. Sie gingen an dem Tische vorbei, an dem die Handwerkerfamilie gesessen hatte; die Früchte waren darauf zurückgelassen. Graf Ludwig murmelte zwischen den Zähnen etwas von „dummem Stolze.“ Nina dachte ein anderes Wort, aber sie sagte nichts. Sie eilte, um an Edla's Seite, in ihrer Gesellschaft den unfreundlichen Eindruck, den sie empfangen hatte, zu vergessen. Es war ein eigner, unglücklicher Umstand, daß Edla fast niemals, Nina hingegen oft an dem Grafen Ludwig diesen Charakterzug und diese Sinnesart gewahr ward, welche zeigen, wie der Mensch in seinem häuslichen Kreise, in seinem Alltagsleben und für seine Umgebungen ist. Vielleicht sah Edla auch gar zu ausschließend auf Das, was den Staatsmann und Bürger im weiteren Sinne auszeichnete. Nina hingegen hatte mehr Gefühl für die Tugenden, welche das Glück des Familienlebens ausmachen. Jedoch hatte sie jetzt allen eignen Willen so unterdrückt, daß sie ihren Gedanken nicht erlaubte bei Dem zu verweilen, was sie bei Ludwig verletzte oder abkühlte. Sie richtete sich nach seinen Wünschen, sie dachte an seine ausgezeichneten Eigenschaften, sie merkte auf dieselben, sie versuchte im vollen Ernste ihn zu lieben. Versuchen zu lieben — welche Sisyphus-Arbeit!

Edla reiste mit ihrem Vater ab, der gleich einem Kinde sich ihrer Leitung überließ, und tief erschütternd war dies Scheiden für die schon durch Gemüthsbewegungen geschwächte Nina. Was Edla betrifft, so war sie ruhig, und nur das Beben ihres Körpers verrieth den schmerzlichen Streit, der in ihrem Innern vorging. Lange hielt sie Nina an ihre Brust gedrückt, als wollte sie jener die Kraft, welche dort wohnte, mittheilen; darauf legte sie ihre Hand in Ludwig's Hand, betrachtete sie Beide mit einem unbeschreiblichen Blicke, konnte aber nicht reden.

Unmöglich können wir von alle dem Gerede, alle den Erzählungen, Ausrufungen und Geschichten reden, welche die Vorfälle in der G.'schen Familie bei der Brunnengesellschaft in Umlauf setzten. Sie waren eine unerschöpfliche Quelle für Gespräche, Zuflüsterungen und Vermuthungen. Die Quintessenz condensirte sich vorzüglich in dem Ausrufe: „Die arme Gräfin! O es ist ihr schrecklich nahe gegangen!" sowie in dieser moralischen Schlußfolge: „Was sind wir wol, wir arme Menschen? Heute gesund, morgen dem Grabe nahe! Es ist am besten, sich bereit zu halten!"

Nach Edla's Abreise schien allmälig die frühere farblose Gleichgültigkeit Nina's Wesen wieder einnehmen zu wollen, aber sie kämpfte sichtbar dagegen. Ein stiller und milder Ernst, eine unbeschreiblich liebliche Liebenswürdigkeit gegen Alle verbreitete einen eignen Zauber über sie und ihre Umgebungen. Auch Graf Ludwig empfand dessen Einfluß immer mehr und ward sanfter in ihrer Nähe. Ihm schien es, als wäre sie das einzige Weib für ihn. Es fesselte ihn von Tage zu Tage immer fester an sie; sie ward ihm immer nothwendiger und es erschien ihm fast wie ein Unglück, als durch den Tod eines ihm gleichgültigen Verwandten ihm eine große Erbschaft in Frankreich zufiel, deren Ueberwachen seine persönliche Gegenwart erfoderte.

Kurze Zeit nach Edla's Abreise mußte also auch er sich von Nina trennen. Er that es mit aufrichtiger und tiefer Betrübniß, ohne mit Gewißheit bestimmen zu können, wann er sie wiedersehen würde. Wie viel leichter Nina nach seiner Abreise das Leben, ja sogar die Luft um sich fühlte, davon hatte Graf Ludwig keine Vorstellung. Er glaubte, daß sie sich an ihn gekettet hätte, wie an ihre künftige Stütze im Leben und wir wollen nicht in Abrede stellen, daß schon dieser Gedanke von Stütze für manches weiche, weibliche Wesen hinreicht, um es sich mit Hingebung an eine harte — ja, an eine Felsennatur

anlehnen zu lassen. So war es jedoch nicht mit Nina; was sie bedurfte, war eine von innen belebende Kraft, war — Sonne. Graf Ludwig glaubte, daß sie zu ihm emporsehe wie zu einem höheren Wesen; und es war wirklich diese Art von Hingebung, welche seine herrschbegierige Seele am liebsten wünschte.

Kurz nach Edla's Abreise erhielt Nina von ihr folgende Zeilen:

„Sind wir weit von Denen entfernt, die wir liebhaben, so ereignet es sich oft, daß ein Wort, eine Handlung uns ins Gedächtniß zurückkehrt mit dem stillen Vorwurfe: „Du warst nicht mild, nicht schonend genug!" Auch ich, Nina, habe solche Erinnerungen und möchte so gern bei Dir den Eindruck mancher Augenblicke während unseres letzten Zusammenseins vertilgen."

„Ich bin weit von dir entfernt und kann nicht mit dir reden; ich muß also schreiben. Meine gute Schwester, bewahre in deinem Herzen diese meine innige Bitte:

„Sei nicht zu streng gegen dich selbst; richte dich selbst nicht zu streng und lasse vor Allem das Ereigniß, welches einen Schatten auf deinen Ruf geworfen hat, dich nicht gar zu tief in deinen eignen Gedanken herabsetzen. Die manifestirte That ist es, welche uns in den Augen der Menschen sinken läßt; aber nicht in dieser liegt der eigentliche Fall. Er ist schon weit früher in uns selbst vorgegangen. Der erste Gedanke, Nina, das erste Gefühl, diese müssen gefühlt, diese müssen bekämpst werden. Wache über die Bewegungen in deiner Seele, meine Schwester; sie sind es, welche geordnet, welche geheiligt, allmälig den Werth deines Wesens schaffen — sie sind es, welche, ungeordnet, deine Seele allmälig in das Gemeine, in das Verächtliche hinabziehen, auch dann, wenn noch keine That den Menschen deine Schwachheit verräth. Unser geordnetes Staatswesen, unsere Verhältnisse im Gesellschaftsleben, die Vorschriften der weltlichen Klugheit verhindern manche äußere Unordnung. Aber wie wenige Menschen

sind tugendhaft, weil sie die Tugend lieben, wie wenige bemühen sich, auch vor dem Blicke des Schöpfers rein zu sein! Und gleichwol ist dieses die einzige wahre Tugend, die einzige reine Reinheit. Wenn das Streben darnach, wenn die Liebe dazu in der Seele des Menschen erlischt, dann ist er gesunken. Wenn sie wieder belebt werden, da richtet sich der Mensch wieder auf und kommt Gott näher, auch wenn er in den Augen seiner Nächsten tief gesunken ist. Aber der Bund mit dem Heiligen führt meistentheils auch zur Versöhnung mit der menschlichen Gesellschaft und auf diesem Wege gewonnen, muß sie uns theuer sein. Aber, Nina, keine Verwandlung geschieht mit einem Male! Auch in der Puppe arbeiten unablässig die Kräfte, welche später die strahlenden Flügel des Schmetterlings entwickeln. Unsere täglichen Beschäftigungen, unsere Gesellschaft, unsere Gespräche, unsere Lectüre, unsere Gedanken, unsere Gefühle, sie sind die Fäden, welche in unmerklichem, aber innigem Zusammenhange das Gewebe unsers Lebens bilden. Augenblicke machen die Ewigkeit aus. Wir vergeuden die erstern, wie können wir die Fülle der letztern gewinnen! Die Minute geht mit der Stunde schwanger, die Stunde mit dem Tage, der Tag mit dem Monate, der Monat mit dem Jahre, das Jahr mit dem ganzen Leben des Menschen; dächten wir öfter hieran, um wie viel besser würden wir nicht denken?"

„Mein gutes Kind, wisse vor allen Dingen, was du jetzt zu thun hast! Denk' an die verflossene Zeit vorzüglich, um Licht für die zukünftige zu schöpfen; denk' an den Weg *aufwärts*, den du zu wandeln hast, und wenn deine Seele sich gereinigt hat, wenn dein Wille sich liebevoll dem Willen des Göttlichen untergeordnet hat, so wird dein Herz ruhig werden. Dann wirst du des edelsten Mannes würdig werden und glücklich machen deine

Edla."

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Skizzen

aus dem

Alltagsleben.

Von

Frederike Bremer.

Aus dem Schwedischen.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1848.

Nina.

Von

Frederike Bremer.

Aus dem Schwedischen.

Zweiter Theil.

Dritte, verbesserte Auflage.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1848.

Skizzen

aus dem

Alltagsleben.

Von

Frederike Bremer.

Aus dem Schwedischen.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1848.

Nina.

Von

Frederike Bremer.

Aus dem Schwedischen.

Zweiter Theil.

Dritte, verbesserte Auflage.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1848.

„Früher waren die Widerwärtigkeiten von grober Art, jetzt sind sie von einer gefühlvollen.“

Ehrensvärd.

„Das Leben ist die Entwickelung eines herrlichen Dramas.“

B.

Alle Menschen reisen jetzt. Des Lebens Weg ist zur Hälfte Landstraße. Die Individuen rennen an einander vorbei „zum Nachbar," während die Nationen das große Spiel „Feuer leihen" spielen. Es ist Mode. Die Leute in meiner Erzählung sind größtentheils Leute von gutem Tone; man wundere sich daher nicht, daß sie unaufhörlich reisen. Mancher, hoffe ich, wird mir nicht ungern dahin folgen, wohin ich ihn jetzt führe, nämlich ostwärts, nach

Paradies.

„Und des Landes Gold war köstlich."
1. Buch. Mos.

„Ist es nicht göttlich? Diese Wiesen?
Göttlich! Göttlich!"
Bellman.

Paradies hieß das kleine Gut, welches Baron H. von seinen Vätern geerbt hatte. Paradies liegt in dem sonnebeglänzten und gastfreundlichen Schonen.

„Kennst du das Land?....."

Es ist ein herrliches Land! Reiche Ernten wiegen auf seinen Ebenen. Das Herz wird dort warm, warm von

der südlichen Sonne, warm von der Güte und Freude, welche die Brust der Bewohner belebt. Das Leben geht leicht dahin unter ihnen; der Fremdling bewahrt ewig in dankbarer Erinnerung die Güte, die Gastfreundschaft, welche er in ihrem Kreise erfuhr. Da liegt Paradies. Dahin reiste Baron H., nachdem er sich in aller Stille mit Fräulein Greta hatte trauen lassen. Ihnen folgte die gute und glückliche Clara. Dort sollten sie bald zur Nachhochzeit die Gräfin Natalie, Nina und eine Menge anderer Bekannten und Freunde empfangen.

Fräulein Greta, jetzt also Baronin H., war während der Reise unendlich neugierig auf Paradies, welchen Namen sie sich angelegen sein ließ mit den Ideen von Schweinen, Hühnern und anderen paradiesischen Thieren *) — wofür ich sie zu halten mit Erlaubniß der Gelehrten mir die Freiheit nehme — zusammenzustellen und worüber sie fleißig scherzte, ohne damit das geringste Wölkchen auf Baron H.'s Stirne heraufrufen zu können.

Wahr ist, daß Paradies und besagtes vierfüßiges Thier, als nahe mit Schinken verwandt, in seiner Seele nicht so ganz entgegengesetzte Vorstellungen erweckten. Und laß mich dir sagen, mein Leser, daß eine heiterere Nachhochzeit, als sie auf Paradies gefeiert wurde, wol selten auf der grünen Erde begangen worden ist. Nein unmöglich kann man sich köstlichere Festschmäuse, einen bessern und glücklichern Mann, eine munterere und zuvorkommendere Hausfrau, eine theilnehmendere, geliebtere und liebenswürdigere Freundin denken. Was dies Letztere betrifft, so siehe Clara!

*) Bischof Spegel in seinem großen Werke: „Von den Werken und der Ruhe Gottes,“ nennt zwar unter den Thieren im Paradiese „das unsaubere Schwein,“ aber da gelehrte Alterthumsforscher uns überzeugt haben, daß die Traditionen nicht zureichen, um etwas über diesen wichtigen Gegenstand bestimmen zu können, so nehmen wir uns die Freiheit, diesen Ausdruck des Bischofs Spegel als eine poetische Freiheit zu betrachten.



O, wir dürfen auch nicht vergessen, zu erzählen, wie Filius in diese ganze wichtige Periode sich mit großem Anstand schickte und verschiedene Entwürfe von Familienscenen machte, in denen sein Pflegevater und seine neue Pflegemutter immer die Hauptrollen hatten.

Nachdem man so eine Zeitlang zusammen geschmaust, gelacht und alle Schönheiten des Paradieses — unter denen die Baronin H. nie vergaß, den Viehhof auszuzeichnen — wohl beschaut hatte, nachdem man getanzt und sich amüsirt, zuletzt auch etwas zusammen gegähnt hatte, begannen die Gäste abzuziehen. Die Gräfin Natalie zog mit Nina nördlich von Paradies, nachdem man übereingekommen war, Baron H. solle mit seiner Familie zum Winter nachreisen und Weihnachten in Norrland bei der Gräfin zubringen.

Wie nun Baron H. und seine Frau ihr Paradies cultivirten, wie sie dort — so wie (mit Gottes Hülfe!) jedes neuvermählte Paar — auf ihre Weise des ersten Paradieses schöne, goldene Sage von Liebe und Glückseligkeit erneuerten; wie die Baronin H., im Gegensatz zu der seligen Eva, ihren Mann und seinen geliebten Filius vor Aepfeln fleißig warnte und wie sie mit unzähligen und lustigen Scherzen sich in ihrer Welt orientirte, Menschen und Creaturen auf sich blicken machte und in Alle Ordnung und Munterkeit brachte —, alles Dies zu erzählen und zu lesen, wäre gewiß erbaulich. Besonders erzählte ich gern, wie glücklich Clara war, wie wirksam und wie geliebt von ihren Freunden, welchen Genuß sie von den Wiesen und tiefen Wäldern des Paradieses hatte, sodaß man wol hätte sagen können, daß hier, wie in den ersten Tagen der Welt, Engel den Kindern der Menschen Gesellschaft leisteten; aber die Glücklichen sorgen so wohl für sich selbst und ich sehne mich darnach, nach der bleichen Nina zu sehen und zu forschen, ob nicht das Leben ein Elixir besitzt, um ihr Dasein zu stärken und zu verschönern, welches — wir bekennen es — bisher wenig dem

einer Heldin ähnlich gewesen ist und mehr ein Interesse des Mitleidens als der Liebe verdient hat. Ich jage deshalb die Zeit vorwärts über die arbeitsame Periode der Nüsse, des Eintrocknens, Einmachens, Einsalzens, unter einem tiefen und ehrfurchtsvollen Knixe vor allen Hausfrauen und Hausräthinnen, die Baronin H. mit inbegriffen. Schon heult der Novembersturm am Fenster; der Himmel ist grau, die Erde ist grau, die Luft ist grau; matte Vögel, dürres Laub! Jetzt wird die Nase des Nordbewohners blau, jetzt erhängt sich der Engländer, jetzt bleibt man auf den Wegen stecken, jetzt erfriert die Seele des Dichters und das letzte Stiefmütterchen der Bergkluft. Jetzt sind warme Häuser und freundliche Seelen vonnöthen. Heizet ein, heizet ein überall! November, du bist ein häßlicher und grämlicher Alter, voll übler Laune und Frost! Aber du gehest und noch finsterer und strenger kommt der December. Jetzt sammeln sich die Nebelscharen des Himmels und, um die Häßlichkeit der Erde zu verbergen und die Hoffnung des Sommers zu bewahren, fällt der leichte, flockige Schnee und breitet seine weiße Decke über See und Land aus. Jetzt lässe ich Baron H.'s gedeckten Schlitten anspannen und führe ihn und seine Familie mit Postpferden und klingenden Schellen nach Norrland hinauf, um dort zu betrachten:

Dunkel und Licht.

„Es ist Weihnachten! Es ist Weihnachten!“
Die Kinder.

Wie es friert! Wie es finster wird! Das Eis bedeckt die Fensterscheiben, Morgendämmerung geht finster, um sich mit der Abenddämmerung zu vermählen, und bald baut die Nacht ihr Grabchor über den ganzen Tag. In Norrland hat die Mittagsstunde noch einige helle Stunden, die Sonne noch einige matte Strahlen; aber sie versinken bald wieder und es wird dunkel. Weiter hinauf weiß man nichts vom Tage, die Nacht dauert Monate lang.

„Die Natur schläft!“ sagt man im Norden; aber der Schlaf gleicht dem Tode, ist kalt und schauerlich wie dieser und würde das Herz des Menschen verfinstern, wenn nicht zu derselben Zeit ein anderes Licht aufginge, ein warmer Schoos sich ihm öffnete und ihn durch sein Leben belebte. In Schweden weiß man es wohl und wenn in der Natur Alles betäubt und finster wird und hinstirbt, fangen in allen Häusern alle Sinne und Hände an, sich zu rühren, um ein Fest zu bereiten. Ihr wißt davon, ihr des Hauses geschickte Töchter, die ihr unter

Nachtwachen und Scherzen eure Finger und Augen bei langdochtigen Lichtern abmüht, um eure Geschenke fertig zu bekommen. Ihr wißt davon, ihr Söhne des Hauses, die ihr euch die Nägel zerkaut, um Etwas zu ersinnen, das zum Weihnachtsgeschenk passen könnte. Du weißt es, fröhliches, kleines Kind, das du keine andere Sorge hast als die weniger ernste, der Weihnachtsbock könne fehlgehen und sich nicht nach deiner Behausung finden. Ihr wißt davon, Väter und Mütter mit geleerten Geldbeuteln und freudeerfüllten Herzen. Tanten und Cousinen, von dem unsterblichen Stickerei- und Tapisserie-Geschlechte, ihr Onkeln, verzogen und verziehend, ihr wißt es wohl und kennet diese Zeit geheimnißvoller Mienen, verrätherischen Lächelns und fröhlicher Sorgen! Im Hause des reichen Mannes bereitet man die fetten Braten, den wunderlichen Laugenfisch *); die Würste schäumen, die Torten schwellen; und eine so arme Hütte gibt es nicht, daß nicht um diese Zeit drinnen ein Ferkelchen hüpft und schreit, welches meistentheils sich von seinem eignen guten Humor mästen muß.

Anders ist es während dieser Zeit in den Elementen. Der Geist der Kälte hat sich zum Despoten gemacht, stimmt jeden Schall der Meeresbrust herunter, erstickt jedes noch so kleine emporsprießende Grün und verbietet den Gesang des Vogels und den Tanz der Mücke; nur sein Minister, der gewaltige Nordwind, donnert frei in dem graugewordenen Raum und sieht zu, daß Alles sich stumm und todt hält. Nur die Sperlinge — die kleinen Optimisten der Luft — halten sich munter und scheinen mit ihrem Gezwitscher zu verkünden, daß bessere Zeiten kommen werden.

---

*) Laugenfisch (lutfisk) ist eine Art getrockneter Kabeljau, welcher, nachdem er mehre Wochen in Asche ausgelaugt worden ist, an den Weihnachts- und Neujahrsabenden in Schweden gegessen wird. Anmerk. des Uebers.

Jetzt kommt die finsterste Zeit des Jahres, die Mitternachtsstunde der Natur, und mit Einem Male strahlen Lichter aus allen Wohnungen und wetteifern mit den Sternen des Himmels. Die Kirche öffnet ihren Schoos voll von Klarheit und Lobgesängen, und die Kinder erheben ihre Stimmen mit Freuderufen: „Es ist Weihnachten, es ist Weihnachten!“ Die Erde sendet ihr Hallelujah empor!

Und weshalb diese Lichter, diese Freude, diese Lobgesänge? „Ein Kind ist geboren!“ Ein Kind? In nächtlicher Stunde, in niedriger Krippe ist es geboren worden und einige Engel haben „Friede auf Erden!“ gesungen. Dies ist das Fest, welches gefeiert wird. Und wohl möget ihr, kleine geliebte Kinder, dabei eure Freudestimmen erheben. Begrüßet, wenn auch bewußtlos, diese Stunde, wo er euch geboren wurde, dieser Freund, dieser Bruder, welcher euch durchs Erdenleben führen und den Tod eurem Blicke licht machen wird, der allen euren schönen Kindheitsträumen einst Wirklichkeit verleihen wird, welcher euch Armuth und Dunkel und Sorgen verklären und euch helfen wird, die schwersten Fragen des Lebens zu lösen! Jubelt, ihr glücklichen Kleinen, die er gesegnet hat! Jubelt und folgt ihm! Er ist gekommen, um euch und uns Alle zu Gott zu führen.

Es gibt Gedanken, unerschöpfliche, liebliche, wunderbare, entzückende Gedanken, in die man nicht müde wird sich zu versenken. In diesen badet sich die kranke Seele wie in einem Bethesda und findet Gesundheit; die gesunde findet dort ein erhöhtes Leben. Von der Art ist der Gedanke an dieses Kind, diese Armuth, diese Niedrigkeit und diese Herrlichkeit!

Schön und weise ist die Einrichtung, daß das Leben der Kirche sich am reichsten zu der Zeit entfaltet, wo die Natur todt ist! Habe Dank auch für diese Fürsorge, unser milder Vater!

So dachte die stille Clara, während sie mit ihren Freunden langsam die Hügel hinaufzog, die durch finstere

Fichtenwälder zu der Höhe führten, wo von der gegenwärtigen Residenz der Gräfin Natalie Lichter strahlten. Wir nennen diese Residenz Umenäs. Clara blickte in die graukalte Dämmerung hinaus, welche alle Gegenstände einhüllte. In dieser Finsterniß erschien das Licht auf der Höhe doppelt angenehm und Clara's Augen hefteten sich unwillkürlich darauf, während freundliche Gefühle ihre Seele belebten. Sie war froh, Nina wiederzusehen, für welche sie immer eine herzliche Theilnahme gefühlt hatte. Sie sagte unfreiwillig: „Hat nicht auch dein Leben ein Licht bekommen, das es erwärmt und aufklärt? Du bleiches schönes, gutes, reichbegabtes Mädchen, warum solltest du weniger glücklich sein als die unbedeutende Clara?"

„Kaffee!" rief Baron H. im Schlafe.

„Gleich!" antwortete die Baronin, welche nicht schlief.

„Was?" fragte der Baron erwachend.

„Wir sind gleich da!"

„Unmöglich!"

„Gewiß!"

„Unmöglich!"

„Aber, mein Lieber, ich versichere es dir!"

„Aber, meine Liebe, ich glaube es nicht!"

„Wir sehen schon die Lichter."

„Ich sehe keine Lichter."

„Ja das glaube ich, wenn man schläft..."

„Man schläft nicht, aber man hat keine Erscheinungen. Man hat nur klarere Augen als Andere."

„Es ist unbegreiflich," sagte die Baronin H. etwas hitzig, „daß du noch schlaftrunken bestreiten willst, was zwei wache Menschen sehen; der Dunst auf dem Fenster macht dich blind. Sieh jetzt!" Die Baronin H. streckte die Hand aus, um das Fenster herabzulassen, aber diese ward unterwegs von dem Baron confiscirt, welcher sie fest hielt, sie herzlich küßte, sie an seine Augen drückte und versicherte, er sehe jetzt Licht, auch wo sonst Niemand welches sehe. Die Baronin H. disputirte nicht mehr

und im zärtlichsten Frieden oder Streite — denn es ist zu bemerken, wie die beiden Gegensätze zuweilen eins sind — hielten unsere Reisenden kurz darauf vor der Pforte des Gebäudes, welches die Baronin H. „das Haus" nannte und die Gräfin Natalie „das Schloß" genannt wissen wollte.

Wir wollen jetzt über den Zustand daselbst Aufschlüsse geben; doch sehen wir eine Feder in der Hand der Baronin H. und finden es angenehmer, dem Leser einen Auszug aus dem Briefe zu liefern, den sie einige Tage nach ihrer Ankunft zu Umenäs an eine vertraute Freundin schrieb.

„... Aber genug von der Reise und ihren matten Abenteuern! Die Ankunft war ganz behaglich. Es sah in Nataliens Behausung durchaus nicht lappländisch aus. Ein schöner Salon, wohl erhellt; neue Möbel, Matten, Feuer im Ofen! Natalie hat Mühe, sich und Andere zu der Einbildung zu bringen, sie lebe wie eine entsagende Eremitin. Und die Leute in dieser prächtigen Eremitage? Du weißt, daß ich im Allgemeinen überall zuerst nach den Menschen sehe. Natalie — prächtig — scheint die Rolle einer Fee auf ihrem Bergschlosse spielen zu wollen. Sie ist wie verjüngt, kleidet sich mit Aufwand, spielt auf der Harfe, will Alles entzücken. Ich bin gewiß, daß es ihr gelingt. Eine wirkliche Freude hatte ich, Nina wiederzusehen; sie hat sich erstaunlich verschönert und fängt an, wie ein Mensch mit Fleisch und Blut auszusehen. „Es kommt von der Luft hier," sagte Natalie. Es muß ein eigner Zauber in dieser Norrlandsluft liegen, welche so zu verjüngen und zu verschönern vermag. Ich bin deshalb recht froh, daß ich hierher gekommen bin; es wäre mir gar nicht zuwider, etwas jünger und etwas schöner zu werden, meines guten H. wegen. Als ich Nina das letzte Mal sah, vor ungefähr vier Monaten, sah sie aus wie eine angeschossene Taube, so kreideweiß und matt; jetzt ist Leben und Farbe in sie gekommen.

Gott weiß auch, ob Alles aus der Luft kommt. Ich habe meinen Verdacht. Du weißt, daß ich nicht geneigt bin, mir Ideale vorzumachen, Engel und Gottheiten im Leben zu sehen, sondern daß ich die Menschen so ziemlich sehe, wie sie wirklich sind; du wirst daher vielleicht über die Beschreibung erstaunen, die ich jetzt machen werde. Zeihe mich aber keiner Exaltation, denn das kann ich nicht ertragen, es wäre überdies höchst ungerecht. Doch zur Sache.

„An dem Abende, wo wir in Umenäs ankamen, waren einige Herren in Nataliens Salon versammelt. Einer von ihnen zog sogleich meine Augen auf sich und ich konnte sie nachher kaum wieder von ihm wegwenden. Nicht daß er so ausgezeichnet schön war, oder eine glänzende Rolle spielte, nein; aber er war so vorzüglich. Etwas Einfacheres und Liebenswürdigeres entsinne ich mich nicht in Männergestalt gesehen zu haben. Das ist eine Stirn, das sind Augen — zum Malen! Seine Gesichtsfarbe ist ungewöhnlich dunkel, aber klar und frisch. In seinem Wesen liegt die anmuthigste Verbindung von Ruhe und Lebendigkeit, von Milde und Kraft. Er hat zugleich etwas vom Johannes und vom Paulus. Ich weiß nicht, daß ich mich jemals so schnell mit einem Menschen bekannt und so zufrieden mit einer Bekanntschaft gefühlt hätte. Natalie sprach viel und lange zu seinem Ruhme und sagt, er spiele die Harfe wie König David selbst. Ich sehe, daß du anfängst, über meine Beschreibung etwas ungeduldig zu werden, und fragst: „Aber wer ist denn dieser Phönix, was ist er, wie heißt er?" Dieser vortreffliche Mann ist Pastor in der Kapellen-Gemeinde hierselbst und heißt Eduard Hervey. Ist es nicht ein richtiger Romanname? Was seine Augen und Worte und sein Harfenspiel, außer der Landluft, für einen Einfluß gehabt haben können, um Nina von den Todten zu erwecken, das lasse ich dahin gestellt.

„Glaube vor allen Dingen nicht, daß ich hiermit das

geringste Böse meine. Daß Menschen für einander eine Erweckung und ein Heil sein können, ist ja unsers Herrgottes Gnade und Segen! Man braucht nicht gleich an Entführungen und heimliche Ehen zu denken. Das paßt nicht zu unserer Zeit; auch sieht Pastor Hervey nicht aus wie ein Romanheld. Er sieht aus wie ein sehr ernsthafter und heiterer Mensch. Nach meiner Meinung ist dies ganz gut von ihm gesagt. Ich muß dir auch sagen, daß, wenn seine Augen auch recht oft wie zwei klare Wächter über Nina leuchteten, sie doch auch meine stille Clara recht aufmerksam betrachteten, und das gefiel mir nicht übel. Ich habe noch nie Augen so schwarz und mit einem so milden Ausdruck gesehen; etwas melancholisch zuweilen, indeß ist eine gewisse strahlende Klarheit darin vorherrschend. Doch ich glaube, ich bin toll in die Augen dieses Mannes! Ich muß mich zerstreuen. Ich will die meinen um mich werfen und dir sagen, was sie außerhalb des Hauses gewahren; denn gerade jetzt sitze ich am Fenster und kann die Gegend sowol nahe als fern übersehen. Horribel häßlich! Kohlschwarze Wälder, hohe Berge, Alles Wildniß. Weithin das Meer, dessen Brausen man hört, wenn es stürmt. Zur Linken der Umefluß, der sich ins Meer ergießt; dort soll ein schönes Thal sein. Ich habe es noch nicht gesehen und denke auch nicht es so bald zu sehen; denn es macht mir kein Vergnügen, im Winter auszugehen. Das Haus liegt auf einem Berge und alle Winde heulen ringsherum. Es ist merkwürdig, wie es im Hause so behaglich sein kann. Auch heizen wir unaufhörlich ein. Daher kommt es, daß die Aussicht nach dem Walde nicht so ganz uninteressant ist. Im Meere liegen wunderliche Klippen, alle mit wunderlichen Namen; einer wird der Bauer oder der schwarze Mann genannt und sieht ganz gespenster-schauerlich aus.

„Jetzt willst du wol auch etwas von einem neu verehelichten Paare wissen? Es soll geschehen. Mann und

Frau befinden sich im Ganzen recht wohl mit einander. Die Frau ist zuweilen etwas herbe und läßt den Mann sich um sich sehen; sie hat wol Lust, die Hausherrengewalt zu behalten, fürchtet aber mit jedem Tage immer mehr, daß der Mann mit seiner Güte und seinem unbegreiflichen Verstande ihre Macht gänzlich ruinirt und sie so zahm und nachgiebig wie einen andern Mensch macht. Indessen haben die beiden Gatten einen Schutzengel, den sie auf ihren Händen tragen, und sie stimmen in Nichts so vollkommen überein, als darin, St. Clara zu lieben und auf ihren Rath zu achten. Mit ihrer Hülfe ist gute Hoffnung vorhanden, daß sie den Weg zum Himmel nicht verfehlen werden. Mittlerweile gehen wir jetzt auf der Erde, um süße Grütze zu essen und den Weihnachten zu feiern. Ich freue mich wirklich darauf, Eduard Hervey predigen zu hören. Er muß dann wie ein Apostel aussehen. Ich muß dir sagen, daß mein guter H. ebenso von ihm eingenommen ist wie ich.

„Vielleicht werden wir hier länger verweilen, als anfangs bestimmt war: Natalie will uns gern über den Winter behalten. Meinem Manne wässert der Mund, wenn von den Jagdpartien die Rede ist, die hier gebräuchlich sind, und ich als gute Frau muß mich wol nach dem Vergnügen meines Mannes richten. Ich würde auch lügen, wenn ich sagte, daß es mir bei dieser Gelegenheit schwer würde; aber klein Paradies war doch eine liebe Stelle!“

„Ich muß dich jetzt verlassen, denn mein Mann ruft mich.“

So viel aus dem Briefe der Baronin H.

Das Weihnachtsfest hat seine Frieden- und Freudengesänge gesungen und jetzt ist Freude auf der Erde und Tanz und Spiele und Lichter in den Wohnungen der Menschen. Es wird getanzt in Palästen bei Wachslichtern und donnernder Musik; es wird getanzt in Hütte und Dreschtenne auf Stroh, beim Scheine von Oellämp-

chen und dem Kreischen der Geige. Prachtvolle Schlittenzüge mit klingelnden Schellen, mit Damen und Herren fliegen durch die Städte und das stattliche Spiel nachahmend sieht man zerlumpte Knaben, welche den glatten Hügel hinab auf ihren Schlitten ihre kleine barfüßige Dame fahren und zuweilen auch umwerfen.

Auf Umenäs ist es dieses Jahr lebhafter, als man es seit Menschengedenken gesehen hat. Die Gräfin läßt illuminiren und spielen und tanzen, daß es eine Lust ist. Sie würde mit ihren Gaben und Veranstaltungen Ueppigkeit auch in die Hütten des Landvolkes einführen, wenn sich dem nicht Hervey so bestimmt und ernsthaft widersetzte.

„Sie haben die Mittel nicht," sagt er, „sich mehr Licht und bessere Musik zu verschaffen. Man flöße ihnen keine Begierde nach Dem ein, was sie jetzt entbehren und ohne welches sie doch glücklich sind. Man behalte diese Lichter für sie, aber für die Nachtwachen bei ihren Kranken, sie werden dann manchen finstern Schatten verjagen."

Indessen schritt der Winter unter Gemächlichkeit und Heiterkeit dahin. Die Gräfin und die Baronin H. erkannten an, daß sie eine lebhaftere Winterzeit noch nicht erlebt hatten. Nina schien jetzt erst zu leben angefangen zu haben. Doch für diese behagliche Umgangsweise, für das Leben, welches am Orte herrschte, war man vor Allem einem Menschen Dank schuldig. Wir wollen ihn etwas näher betrachten.

Eduard Hervey.

„Ein Verstand, rein und gewiß; ein Herz, stark und gut; Gesundheit und Glückseligkeit. — Das ist des Menschen Werth.“

Thorild.

Willst du den Pfarrer unter seinen Pfarrkindern auf dem Lande sehen? Nichts war schöner. Er war oft unter ihnen; er liebte es, sie fröhlich zu sehen, nahm zuweilen an ihren Tänzen Antheil und leitete ihre Spiele. Für die Landleute war kein Fest vollkommen, wenn nicht Hervey dabei war. Seine Gegenwart brachte nie einen Zwang hervor, obgleich sie jede Ausschweifung verhinderte. Bei der geringsten Spur von Roheit oder Uebermuth fühlte der Fehlende Hervey's Hand auf seiner Schulter und vor seinem Blicke und dem freundlich, aber ernst ausgesprochenen Worte: „Sachte, Kinder!“ legte sich sogleich der unbändige Sinn.

Hervey war der Liebling der Gegend. Der Eine pries seine weisen Ansichten, seine Thätigkeit für das Beste des Orts; der Andere seine köstlichen Predigten; der Dritte seine Sorge für die Alten, seine Bemühungen für die Erziehung der Kinder; der Vierte seine Gelehrsamkeit und

seine Bereitwilligkeit, sie mitzutheilen; der Fünfte sein angenehmes Wesen, seine Milde und seine Lebhaftigkeit. Ueberall hörte man von ihm Dasselbe, was man einst vom Ansgarius sagte: „Man habe noch niemals einen so guten Mann gesehen.“

Die Folge — die natürliche Folge — hiervon war, daß man nie Jemanden mehr geliebt und geehrt gesehen hatte. Alle, Hohe und Niedrige, Reiche und Arme, gingen zu ihm, um sich Rath und Trost zu holen. Und er hatte Auskunft und Liebe für Alle. Nie stieß er Jemanden zurück, drückte nie einen Fehlenden nieder, erstickte nie eine keimende Anlage. Seine reiche Seele konnte Alles aufrichten, Alles beleben und umfassen. Er riß die Menschen unwillkürlich an sich, denn sein Blick war klar, sein Wandel unsträflich, sein Wille stark und sein Herz das eines Engels.

In den sechs Jahren, während welcher Hervey in dieser Gegend lebte und wirkte, hatte sich der Boden wie die Menschen bedeutend verändert. Ein Geist von Bildung und höherm Leben ließ Aehren und Gräser aus dem Schoos des erstern, frische Gefühle und Gedanken in der Brust der letztern emporsprießen. Saure Wiesen und kleinmüthige Verzweiflung, Sümpfe und Roheit verschwanden immer mehr. Geschmack für Literatur, Sinn für Kunst, Klee und Schilfe faßten allmälig Wurzel. Was Fenelon lehrte, was Oberlin ausübte, das lehrte, das übte Eduard Hervey aus. Der Erste in Tugenden, in Kenntnissen, im Arbeiten, war er in der ganzen schönen Bedeutung des Wortes der Hirt seiner Gemeinde.

Was insbesondere Hervey Allen so theuer machte, war der Werth, die Bedeutung, welche überall der Mensch für ihn hatte. Was vor Allem am meisten seine Aufmerksamkeit fesselte, war das rein Menschliche in jedem Menschenleben. Wie liebevoll betrachtete er nicht die Wirkungen der Religion in dem stillen Leben Derer, welche ihre Tage unbemerkt in den Winkeln der Welt hinweben.

Die scheinbar unbedeutendsten, die am meisten in Schatten gestellten Bilder des Lebens betrachtete er ebenso gern, durchforschte er ebenso genau, wie die am meisten vom Glanze beleuchteten. Er liebte es, jene unter Gesprächen hervorzuziehen, sie in ihr rechtes Licht zu setzen. Wie mancher bedeutungsvolle Zug, wie mancher himmlische Ausdruck kam da nicht zum Vorschein! Wie groß schien nicht oft das Leben in dem Kleinen, in dem von der Welt Uebersehenen!

Hervey gehörte der romantischen Schule an. Sie entstand zur Zeit, wo Gott in einem Stalle geboren ward. Die Geschichte und der Roman führen in unendlichen Variationen dieses wunderbare Thema aus. Wenn unter diesen zuweilen einige Wunderlichkeiten vorkommen, so ist dies nur menschlicher Fehler. Doch war das nicht der Hervey's. Seine Seele war klar und er liebte es, Gerechtigkeit zu üben.

Das ungewöhnlich Anziehende seiner Persönlichkeit, das unbeschreiblich Milde und Wohlthuende in seinem Blicke, sein schönes Lächeln, das Bestimmte, Klare, Frische in seinen Worten und seinem Benehmen trugen dazu bei, seinen Einfluß zu vermehren. Seine Ueberlegenheit würde imponirt haben, wenn nicht seine Güte alle Herzen eingenommen hätte. Und dennoch war er gefürchtet; aber gefürchtet, wie ein Mann Gottes es sein muß. Man scheute sich vor einem strengen Blicke, vor einem strafenden Worte von ihm, wie vor einem Unglück.

Bist du während deines Lebens Jemanden begegnet, in dessen Nähe ein unnennbares Wohlbehagen deine Seele ergriff, welcher ein glückseliges Gefühl von Sicherheit und Behaglichkeit durch dein Wesen strömen ließ, welcher machte, daß du dich gut fühltest, zufrieden mit Gott, mit dem Leben, mit deinen Mitmenschen, ein Wesen, zu welchem du unwillkürlich und sanft hingezogen wurdest, wie die Blume zum Lichte, wie der Mensch zu einer starken und milden Engelsnatur? — dann hast

du die Gefühle erfahren, die Hervey den meisten Menschen einflößte. Es ging wie ein sanfter Sonnenschein von seinem wohlwollenden Herzen aus.

Wer kann sagen, wie dieses Leben und Wesen Hervey's auf Nina wirkten? Eine große Veränderung begann mit ihr vorzugehen. Sie war nicht mehr die matte, fast leblose Schönheit, die träumerische Gestalt. Eine Ader von Leben und Freude schien durch ihr ganzes Wesen zu spielen. Sowie ein Kind, das aus einem tiefen Schlafe erwacht ist, sah sie klar und lächelnd ins Leben hinaus. Sie klärte sich auf wie eine Morgenröthe.

Aber auch auf Hervey wirkte sie mit unwiderstehlichem Zauber. Eine geheime Anziehungskraft führte sie zu einander und ließ sie Seligkeit darin fühlen, einander nur zu sehen, einander nur nahe zu sein. Worte waren nicht nöthig. Und gleichwol — wie lieblich wurden diese nicht zwischen ihnen gewechselt? Wie voll, wie wohl verstand sie ihn nicht; wie schön faßte er sie nicht auf! Er war die Sonne über ihrem Erdreich, sie der milde Thau auf dem seinigen. Sie thaten einander gegenseitig wohl. Doch am reichsten war, was sie empfing. Es war mehr als das Leben, oder vielmehr — es war das Leben selbst.

So lebten sie glücklich, so lebten sie ruhig, denn Niemand, nicht einmal der Warner in ihnen selbst dachte noch daran, sie zu beunruhigen. Auch die scharfsichtige Baronin H. ward allmälig ruhig, denn Hervey und Nina waren gegen einander so offen, so freimüthig, und die stille Clara theilte mit ihr Hervey's Aufmerksamkeit. Daß Hervey Nina bewunderte, daß sie an ihm Gefallen fand, war nur natürlich und nothwendig. Die Baronin H. fand es außerdem vernunftgemäß, daß Pastor Hervey eher Claren seine Zuneigung zuwenden würde, als der schönen Excellenztochter, sodaß sie ihm nicht die Ungerechtigkeit erzeigen wollte, etwas Anderes zu vermuthen. Sie wußte bald Hervey's Werth zu schätzen, und je mehr sie ihn kennen lernte, desto lebhafter stieg der

Wunsch bei ihr auf, daß Clara und Hervey ihre Herzen wechseln möchten und daß sie bald zum Glücke Beider beitragen könnte.

Die Gräfin war von Hervey's ungewöhnlicher Persönlichkeit und Bildung zuerst überrascht und dann eingenommen. Sie suchte ihrerseits ihn einzunehmen und sein Interesse ausschließend an sich zu fesseln. Aber sie merkte bald, daß er Nina's Gesellschaft, ja sogar die der originellen Baronin H. und der stillen Clara der ihrigen vorzog. Hierüber etwas aufgebracht, wandte sie ihre Aufmerksamkeit von ihm auf einen großen und schönen Obersten, welcher seinerseits seiner schönen Nachbarin mit noch etwas mehr als Bewunderung huldigte.

Hervey war oft an den Winterabenden auf Umenäs. Seine Gegenwart gab immer Allen ein erhöhtes Leben. Augenblicke von Schwermuth, welche zuweilen wie Gewitterwolken über einen klaren Himmel über ihn gingen, störten diesen Einfluß nicht. Sie waren bald zerstreut. Ein Blick von Nina, der Schall ihrer Stimme ließ sie verschwinden, und er schien doppelt so liebenswürdig unter dem Schatten von Wehmuth, den der entflohene Augenblick zurückließ. Oft auch war er kindisch froh und voller Spiele. Unwiderstehlich mußten dann Alle mit ihm heiter werden.

Wenn Nina Hervey unter den Fremden sah, die sich im Salon der Gräfin versammelten, konnte sie nur wenig Genuß von seiner Gesellschaft haben. Alle Männer sammelten sich dann um ihn, Aller Hände streckten sich aus, um die seinige zu drücken, Aller Blicke schienen sich in dem seinigen erfrischen zu wollen. Jeder hatte ihm etwas zu sagen, etwas mit ihm zu berathen. Mit Recht ward er freundbeglückt und friedbeglückt genannt.

Dann saß gewöhnlich an Nina's Seite der junge Capitain S., dessen gräflicher Titel und großes Vermögen Manchen errathen und prophezeien lies — was — muß der Leser selbst errathen (Nina's halbe Verlobung mit

Graf Ludwig war ein Familiengeheimniß geblieben und ward an dem Orte nicht geahnt)! Auch schien Nina's Betragen den Prophezeiungen nicht zu widersprechen. Sie hörte dem jungen Capitain so gern, so freundlich, so aufmerksam zu, und seine stattliche Figur und sein schönes Gesicht machten dies ganz erklärlich auch für Diejenigen, welche nicht hörten, wovon die Rede war. Und wovon war denn die Rede? Wovon glaubt wol der Leser, daß der junge Mann mit dem schönen jungen Mädchen sprach? Von seinem Freunde, von Eduard Hervey, von seinem Charakter, seinen Handlungen, seiner Vortrefflichkeit. Er sprach aus der Fülle seines Herzens, ohne zu ahnen, weshalb er so gern gehört wurde. Der junge S. gehörte zu den liebenswürdigen Charakteren, welche wegen eines vortrefflicheren ihr eignes Ich vergessen und dabei glücklich sind.

Und jetzt, nach aller dieser Lobpreisung zu Ehren eines Menschen, jetzt ein paar Worte von der Menschheit.

Es ist oft gesagt worden, aber es macht Einem Vergnügen, es zu wiederholen, wenn man tief fühlt, daß es sich so verhält: man findet bei den Menschen im Allgemeinen eine Neigung emporzusehen, zu bewundern und das Bewunderte zu lieben, und wenn es Zeitpunkte gibt, wo ein gemeinsames Gefühl von Brüderschaft durch die Menschheit geht, so ist es dann, wenn eine große That oder ein edler Geist sich der Welt offenbart. Dann erhebt sich die Welt wie *ein* Mann und huldigt. Diese Huldigung ist eine Aufforderung zur Brüderschaft, welche Alle einander zutrinken an derselben unsterblichen Quelle und in welcher sie sich als Kinder desselben Vaters erkennen.

Mein Gegner! Weshalb sollten wir erbittert streiten? Wir müssen uns ja doch vereinigen, wenn wir Gott sehen!

Der Wald und der Ansiedler.

„Es rauscht, es prasselt über Stock und Stein,
Und die Hexen springen auf der Haide.“
Der Köhlerknabe von Geijer.

Die Eisblumen schmolzen von den Fensterscheiben. Die Sonne schien ins Zimmer herein. wo die Gesellschaft sich zum Frühstück versammelt hatte. Der Zucker schmolz in den vergoldeten Tassen, die Butter auf dem gerösteten Brote. Um den Tisch saßen vergnügsame Gäste, die es sich wohl schmecken ließen. Das Feuer im Kamine lag dunkel auf den Kohlen. Es machte eine finstere Miene und schien zu schmollen, seitdem die Sonne hereinkam. Ach, menschliche Schwächen spielen auch in den Elementen! Die drei kleinen Hunde aßen Zwiebäcke auf der Matte und von seiner hohen Zinne herab rief der Papagei ein gelles: „Guten Morgen!“ Und gut war der Morgen und frisch und klar, wie ein Gedanke von Geijer*).

*) Erik Gustav Geijer, Professor der Geschichte in Upsala, Schwedens erster Geschichtschreiber, zugleich ein vorzüglicher Dichter und Tonsetzer.

Anmerk. des Uebers.

Nina ging ans Fenster. Am Himmel schwammen Wolken, rosig — und golden —; der Wald guckte noch grün unter dem Winterpelze hervor, das Eis glimmte in Millionen Diamanten und die kleinen Sperlinge spielten auf dem Schnee.

„Ein schöner Tag!" rief Nina fröhlich aus. „Clara, wir müssen ausgehen! Wir wollen den Bergkönig und die Hexen in ihrem Morgenschlafe überraschen und die kleinen Kobolde aus ihren Betten jagen. Wir wollen uns in die Wälder vertiefen, wir wollen uns verirren." Nina hatte jetzt Gedanken wie andere junge Mädchen, schöne, frische, unverständige Gedanken. Sie begann jung zu sein.

Gern war Clara bereit. Die älteren Freunde warnten sie, nur nicht zu weit zu gehen. Die Baronin H. besonders warnte die jungen Mädchen vor der List des Bergkönigs, prophezeite ihnen, daß ihre Vermessenheit bestraft werden und daß sie ein recht kritisches Abenteuer erleben würden. Die Prophezeiung belebte nur den Muth der jungen Freundinnen. Sie kleideten sich an, sie gingen aus. Der Schnee knarrte unter ihren Füßen. Der Frost war scharf, aber die Luft zugleich so rein und klar, daß die Kälte ihren Bewegungen nur ein erhöhtes Leben und mehr Schnellkraft verlieh. Elastisch, leicht und fröhlich, mit rosigen Wangen und strahlenden Augen eilten sie dahin. Sie wurden bald warm. Die Bewegung, die frische Luft, das prachtvolle Wintergemälde, welches im blendenden Sonnenglanze vor ihnen lag, ließ sie den Genuß des Daseins empfinden. Nina's schönes Antlitz strahlte von Jugendleben und Vergnügen. Clara sah sie mit Bewunderung und mit jener Freude an, welche das Herz eines Engels immer fühlt, wenn es das Lächeln der Glückseligkeit auf den Lippen eines Wesens sieht.

„Nun, Nina!" sagte Clara, „sind wir hier nicht glücklicher, als Diejenigen, welche heute vermuthlich in Menge auf Stockholms Promenaden herumwandern, um in den Augen Anderer zu glänzen, um zu beschauen und

sich beschauen zu lassen? Sie führen ihre Eitelkeit hinaus, damit sie sich sonne, und dies hindert sie, Gottes Sonne zu sehen."

„Ja freilich, mein lieber kleiner Prediger!" antwortete Nina freudig, „denn überall, wo es Ansprüche gibt, gibt es auch Unruhe. Der Blick, der zu viel auf uns selbst gerichtet wird, verhindert uns, in die Welt hinauszusehen. Jedoch dürfen wir diese Bemerkungen nicht auf den größten Theil der Lustwandler der Städte erstrecken. Viele suchen nur die Luft und die Gesundheit."

„Freilich!" erwiderte Clara. „Du zum Beispiel hättest viel von dem Vergnügen empfinden können, welches befriedigte Eitelkeit gewährt. Wenn du auf der Drottninggata*) gingst, oder in dem prächtigen Wagen deines Vaters fuhrst in deinem grünen Sammetpelze und dem Rosahute mit den schönen Federn, so war kein Auge, welches dir nicht mit Bewunderung folgte. Aber du sahst nie so glücklich aus wie jetzt."

„Ich war es auch nicht!" antwortete Nina. „Ich war zuweilen ergötzt, aber nie beglückt von der Aufmerksamkeit, die man mir erzeigte, von dem eitlen Beifall, den ich gewann."

„Wer ist auch beglückt," fuhr Clara fort, „außer für Augenblicke? Und diese Augenblicke lassen nur das Gefühl der Leere zurück! O ich möchte, daß die Menschen verständen glücklich zu sein! Sie würden dann die Städte verlassen und auf dem Lande, in der Natur leben, sich dort umsehen und die frischen Gegenstände daselbst genießen lernen. Aber um Gott in der Natur recht zu lieben, müssen wir auch von dem schwerfälligen Selbst frei sein. Wir müssen alle Kleinigkeiten, alle kleinliche Eigen-

*) Drottninggata (Königinstraße), eine der schönsten und größten Straßen Stockholms und der gewöhnliche Sammelplatz der dortigen schönen und vornehmen Welt.

Anmerk. des Uebers.



liebe, alle engherzige Sorgen in uns ausgerottet haben; mit klaren Augen und reinem Herzen müssen wir in die Schöpfung hinaussehen. Auch hier kann es heißen: wer sein Leben Gottes wegen verliert, der wird es wieder zu höherem Leben empfangen."

Nina antwortete nicht. Sie dachte etwas von einem göttlichen Menschen. Sie sah empor zum Himmel und machte Clara auf den ungewöhnlichen Glanz desselben aufmerksam. Eine Thräne der Anbetung zitterte sanft in Clara's Auge. „Wie schön! wie herrlich!" sagten die jungen Mädchen. Sie merkten nicht, daß ein dunkler Wolkenrand sich immer höher um den Horizont zog. Sie schlugen einen schmalen Weg nach dem Walde ein. Der Hase sprang aus seinem Verstecke hervor, stand aber in einer kleinen Entfernung still und setzte sich beinahe ohne Furcht nieder, die friedlichen Wanderinnen zu betrachten. Der Auerhahn flatterte schwerfällig zwischen den Bäumen und ließ den Schnee in glimmenden Flocken von den Aesten der Tannen herabfallen. Wunderliche, ungewisse, aber angenehme Töne bewegten sich in der Luft; zuweilen schien selbst der Schnee auf dem Boden sich zu beleben, Gestalt und Flügel anzunehmen und — das weiße Schneehuhn flog lachend in die Höhe! Die jungen Mädchen freuten sich über das Leben in der Einsamkeit. Es war dies für sie so neu, so anziehend. Sie schlugen einen Fußsteig nach dem andern ein und mit einem Gefühle von Ehrfurcht betraten sie einen wilden, hohen Tannenwald. Auf eine umgeworfene Tanne setzten sich Nina und Clara, um auszuruhen. Die säulengeraden Stämme waren von einem leichten Schneegase bekleidet, welches sich in schimmernden Falten um sie wand. Hoch über den Köpfen der Freundinnen und weit um sie her säuselte der unermeßliche und majestätische Wald.

„Wie groß, wie feierlich!" sagte Clara, indem ihr Auge gedankenvoll umherblickte, „hier glaube ich das Leben der nordischen Vorzeit zu verstehen. Die Erde war nicht an=

gebaut. Die Natur war düster und geheimnißvoll. Der Mensch, in ihrem Schoose aufgezogen, ward wie sie düster und hoch, gewaltsam in seinen Thaten, denn er war unklar in seinem Innern. Doch war er groß und herrlich in seiner rohen Kraft. Ich weiß nicht, welches Gefühl schauerlichen Wohlbehagens, wunderlichen Vergnügens mich ergreift, wenn ich an diese Zeit und ihr wunderbares Wesen denke; an ihre Titanen, Zwerge, ihre Hexen, ihre Wahrsagungs- und Beschwörungs-Kräfte. Ich möchte viel darum geben, einen Augenblick diese märchenhafte Welt um uns auftreten zu sehen und mit ihren Riesen und Koboldden Bekanntschaft zu machen."

„Ich nicht, ich nicht!" sagte Nina mit einer abwehrenden Bewegung der Hand. „Ich fühle nur Furcht vor diesen unheimlichen, unbegreiflichen Gestalten. Wir wollen sie nicht mit unseren Wünschen heraufbeschwören, sondern dafür dankbar sein, daß wir in einer Zeit leben, wo menschlicher Fleiß die Erde gelichtet, wo Ordnung und Güte sie zu einer ruhigen und gemüthlichen Heimat gemacht haben. Wir wollen die Zeit der Titanen nicht vermissen, ihre Zeit war mehr grob, als sie groß, als sie wahr gewesen ist. Wir wollen glücklich sein, daß die Zeit des Menschen gekommen ist! Oft, wenn ich die gegenwärtige Zeit im Vergleich zu verflossenen Zeitaltern habe schmähen hören, habe ich mich an die Worte des Dichters Schelley oder vielmehr an den Sinn derselben erinnert: Der Geist der Religion und der Poesie hat sich in das allgemeine Herz ergossen, er durchdringt selbst die Granitmasse; Wesen entstehen, weniger mächtig, aber milder. Alltägliche Handlungen werden schön durch die Liebe — Und gewiß Clara!" fuhr Nina fort, indem sie ihre Hand nahm, „gewiß ist der reine, liebevolle Mensch und die Welt, welche er um sich erschafft, der wahre und schöne Gottesspiegel. Erinnerst du dich noch, daß dies Hervey's Worte am gestrigen Abend waren?

„Ich weiß es," erwiderte Clara, „und ich glaube

innerlich so wie du und er. Glaube mir," fügte sie freudig hinzu, „ich habe kein Verlangen, mit den Gypien und Starkoddern zusammen gelebt zu haben; ich möchte nur für einen Augenblick mit einem unserer Vorfahren aus der heidnischen Zeit mich unterhalten, um zu erfahren, wie sie damals das Leben fühlten. Konnten sie nur Gott recht gekannt, recht verstanden haben, so glaube ich, daß sie glücklicher gewesen sein müssen, als die meisten Menschen es in der Jetztzeit sind."

„Glücklicher! und weshalb?" fragte Nina erstaunt.

„Weil," antwortete Clara, „sie mehr mit sich selbst und der Natur allein waren. Die Erde hatte mehr Wälder als Menschen. Es war Raum genug, um sich zu bewegen, und frische Winde gingen durch das Leben. Die Gesellschaftswelt existirte damals noch nicht mit ihren Kleinlichkeiten, ihren kleinlichen Freuden und kleinlichen Leiden, die zahlreich, verzehrend und verödend sind wie Pharao's Heuschrecken. Der Mensch konnte nicht sehr unglücklich sein. Er verlor oft sein Leben durch Gewalt, aber er ward nicht wie jetzt langsam verzehrt. Er war freier, hatte mehr Raum zum Athemholen ......"

„Mehr Raum zum Athemholen!" rief Nina aus, „aber keine Luft, keine Atmosphäre von Milde und Liebe. O Clara, ohne Liebe, ohne eine Menschenbrust, an der man ruhen, in der man leben kann, ist der weiteste Raum nur eine Leere, die Freiheit nur eine Entbehrung, nur eine Bürde! Auch die Natur, auch der Himmel kommen uns nicht nahe, würden uns nicht lebendig, bis durch ....."

Nina ward hier von einem gellen Pfeifen ganz in ihrer Nähe unterbrochen. Die jungen Mädchen sprangen auf, nicht ohne Angst. Das Pfeifen ward mehrere Male wiederholt, scharf eintönig und ausdauernd.

„Wir haben einen Berggeist geweckt!" sagte Nina scherzend.

„Oder den Geist irgend eines heidnischen Zwerges,"

sagte Clara ebenso, „welcher unsere vermessenen Betrachtungen über eine Zeit, wo er groß war, auspfeift."

„Es ist," sagte Nina, „die lappländische Elster, oder der Unglücksvogel, wie man ihn hier nennt. Ich habe schon früher seinen gellen Laut gehört. Sieh, dort fliegt sie über unsern Köpfen dahin! Wir wollen nach Hause gehen, gute Clara! Es ist unheimlich hier im Walde. Höre wie wunderlich es tobt!"

Wirklich erfüllte ein heftiges Toben und Brausen den Wald. Es war das Geräusch eines herannahenden Sturmes. Es knackte in der hohen Tanne und der Unglücksvogel ließ dazwischen sein unheimliches Geschrei hören. Der Himmel ward beinahe in demselben Augenblick von finstern, schnell ziehenden Wolken bedeckt und der Schnee begann zu fallen. Die jungen Freundinnen eilten mit hastigen Schritten nach Hause. Aber Berggeist und Waldgeist waren jetzt los und trieben ihr wildes Spiel. Die Wanderinnen verfehlten den Weg im Walde. Sie sahen es und versuchten einen andern und wieder einen andern; alle wurden nach und nach immer undeutlicher und führten nur tiefer in den irreführenden Wald hinein. Der Schnee wirbelte in dichten Massen um sie her und verhüllte bald alle Spur des Weges. Der Orkan wuchs mit jedem Augenblicke, die Bäume stürzten vor seinen Schlägen. Das Unwetter war vollkommen. Zuerst lachten die jungen Wanderinnen, dann wurden sie still, zuletzt ängstlich und bereuten ihre Unvorsichtigkeit. Sie irrten lange umher, in der Hoffnung, irgend eine Wohnung zu finden, oder daß ihr Rufen von Menschen gehört werden könnte. Die schwache Nina folgte der stärkern Clara ohne Klage, aber mit immer matteren Schritten. So gingen sie mehrere Stunden fort. Ein Glück war es indessen für sie, daß die Kälte während des Schneegestöbers nachließ; wir wären sonst vermuthlich zum letzten Male unsern jungen Freundinnen gefolgt.

Es fing an dunkel zu werden, als sie an den Fuß

eines hohen, kahlen Berges gelangten. Sie beschlossen, ihn zu besteigen, um von dort aus die Gegend zu übersehen, sich orientiren und ihren Rückweg bestimmen zu können; aber kaum waren sie, vom Sturm und dem Schnee umwirbelt, einige Schritte hinaufgestiegen, als Nina beinahe ohnmächtig zu Boden sank, und trotz ihrer eignen und Clara's Anstrengungen konnte sie sich nicht aufrichten und keinen Schritt weiter thun. Der Sturm hatte in diesem Augenblick seine größte Wuth erreicht. Es war eine wilde Musik von dissonirenden Tönen. Es war ein wilder Tanz des Waldes und der Wolken; es war ein wildes Geheul aufgeschreckter oder fliehender Thiere. Die ganze Natur war in Aufruhr.

Nina war nicht stark, weder an Seele noch Körper. Eine unbeschreibliche Angst erfaßte sie. Sie lehnte ihr Haupt an Clara's Brust. „Sollen wir hier umkommen?" flüsterte sie unter Thränen.

„Nein!" antwortete Clara mit fester Zuversicht; „Gott wird uns Hülfe senden." Und sie drückte Nina in ihre Arme und suchte sie an ihrer Brust zu erwärmen.

„Menschen sind schon früher im Walde erfroren, oder sind die Beute wilder Thiere geworden," sagte Nina mit matter Stimme. „Warum sollte die Vorsehung mehr nach uns als nach ihnen sehen?"

„Nun wolan," sagte Clara mit ihrem himmlischen Muthe, „sollen wir wirklich hier sterben, so entschlafen wir doch in Vaterarmen!"

Nina weinte. „Ich bin so jung . . . ." flüsterte sie, „ich habe so wenig Freude gehabt. Edla! . . . . Herv . . ." der Name starb auf ihren bleichen L ppen.

„Du wirst leben, du wirst glücklich werden!" tröstete Clara eifrig, aber angstvoll. „Ich werde rufen!"

„Wer kann deine Stimme hören? Der Sturm . . . . der Sturm! . . . ."

Ein wunderbarer Gesang ertönte in diesem Augenblicke über den Köpfen der jungen Freundinnen. Eine Stimme,

hart und stark, ohne Wohllaut, aber voll wilder Energie, sang folgende Worte, welche den Sturm zu beherrschen schienen, dessen Wuth sich während des Gesanges in ein dumpfes und gleichsam murrendes Gemurmel verwandelte. So sang die Stimme auf dem Berge:

„In ergrauender Nacht,
In steigendem Sturm,
Auf des Schneeberges Höh'
Ein Wanderer steht,
Sieht Mastbäume fallen,
Sieht Schneestürze wallen,
Hört der Zerstörung Lust;
Doch ruhig ist seine Brust.

„Wild es seufzet im Wald,
Wild es pfeift in der Luft,
Trüber Jammerschall
Geht von Berg zu Berg.
Doch er steht still auf der Höhe,
Kein Wirrwar, kein Wehe
Verdunkeln den Geist,
Seinen Weg er weiß.

„Hört! laut schreiend entflieht
Furchtsamer Thiere Heer,
Alles sich beugt, Alles zagt
Vor dem wilden Orkan;
Der Wandrer nicht bebet,
Sein Auge er hebet
Aus der Verödung Nacht
Zu einer höheren Macht.

„O du Mächtigster!
In dem mächtigen Sturm
Will ich singen dein Lob,
Will ich preisen die Macht!
Du brauchst nur zu winken
Und die Stürme sinken
Und das Brausen im Wald —
Es schweiget dann bald.

„Nenn' deinen Herrn, Titane!
Er bezähmt deinen Muth!
Kenne, o Menschenbrust,
Ihn, der Ruhe verleiht,
Welcher stillt alle Schmerzen!
Muth, ihr wankenden Herzen,
Setzt in ihn eure Zuversicht
Und in der Sturmnacht habt Licht!"

Beim ersten Ton des Gesanges sprang Clara in die Höhe. Eine augenblickliche Hebung in den Wolken ließ sie mitten unter den Schneewirbeln, welche die Spitze des Berges umtanzten, eine Gestalt erblicken, einem behaarten Poltergeiste ähnlicher als einem Menschen. Sie stand auf der Höhe des Berges, in Pelzwerk gekleidet, und begleitete mit befehlender Geberde ihren wilden Gesang.

Clara rief laut, aber der wilde Sänger schien nicht zu hören. Clara bedachte sich keinen Augenblick; nachdem sie Nina einige aufmunternde Worte zugeflüstert hatte, begann sie rasch den Berg hinanzuklimmen. Nina hatte anfangs, ohne zu wissen, was sie that, Clara zurückzuhalten gesucht, aber als sie sich allein sah, ward ihre Seele von einer unbeschreiblichen Angst ergriffen. Der Gesang schwieg; sie hörte einen Ruf des Schreckens. Der Sturm nahm zu mit vermehrter Wuth. Die Bäume stürzten in ihrer Nähe; sie hörte nicht mehr den Schall von Menschenstimmen, sie hörte nur das Geheul der Thiere; entsetzliche Gestalten schimmerten vor ihren Blicken; bald wirbelte Alles in einem unermeßlichen Chaos; sie fühlte auf ihrer Brust eine unbeschreibliche Last; sie verlor das Bewußtsein. Schon schlug der Tod seine kühlen Schwingen über Nina's Haupt, aber ein Engel trat dazwischen. Auf einmal begann Nina zu träumen, dunkel, aber angenehm. Sie hörte melodische Töne und Worte; sie verstand dieselben nicht, aber sie thaten ihr wohl. Sie fühlte sich von der Erde erhoben und wie auf Engelsflügeln getragen. Eine liebliche Wärme drang durch ihre

Brust und ließ ihr Herz schlagen. Es war keine drückende Last, kein Sturm, kein Winter mehr. Paradiesische Gegenden schienen sich ihren Blicken eröffnen zu wollen; ein unbeschreibliches Wohlgefühl bemächtigte sich ihrer Seele immer mehr; sie fürchtete nur zu erwachen.

Wir wollen einen Augenblick zu Clara zurückkehren. Die Worte des Gesanges, welche ihr Ohr erreichten, belebten ihren Muth, und sie stieg eifrig den Berg hinauf unter Rufen nach Hülfe. Aber der behaarte Sänger war zu sehr mit seiner eignen Stimme beschäftigt, um eine andere zu hören. Erst als Clara, fast vor Müdigkeit niedersinkend, der Spitze des Berges nahe war, hörte er ihr Rufen und wandte sich zu ihr. Aber sein Aussehen ward plötzlich so verwirrt, seine Geberden so wild, daß Clara, als er zu ihr hinsprang, glaubte, mit einem Wahnsinnigen zu thun zu haben. In demselben Augenblick stürzte ein Mann hervor, welcher den Behaarten kräftig zurückstieß und in seine Arme die sinkende Clara auffing. Mit einem Rufe des Schreckens, des Erstaunens und der Freude erkannte Clara — Hervey. Aber der Behaarte wollte ihn von Clara wegdrängen. Hervey setzte sich zur Gegenwehr und ein wildes Ringen entstand zwischen Beiden.

„Sie kämpften wild wie Bären
Auf ihrem Schneegebirg.“

Endlich glückte es Hervey, seinen Gegner niederzuwerfen; dieser sagte plötzlich ganz kurz: „Hör' auf, es ist genug!“ „Knut!“ rief Hervey erstaunt, welcher die Stimme wieder erkannte. „Pastor Hervey!“ schrie der Behaarte, „sind Sie es, der mir so übel mitgespielt hat?“ Und der Streit löste sich in einem Händedruck auf.

„Wo, wo ist Fräulein G....?“ fragte Hervey Clara mit sichtbarer Angst. Clara, von Schrecken ergriffen, konnte es nur mit Mühe sagen. „Meine Hütte ist in der Nähe!“ sagte der Behaarte und wies mit der Hand nach einer Gegend, derjenigen entgegengesetzt, woher

Clara gekommen war. „Bleiben Sie hier," bat Hervey die ermattete Clara, „und Sie (zu dem Behaarten), wachen Sie über sie! Ich bin in einem Augenblick zurück." Und in wenigen Sekunden war er ihren Blicken verschwunden. Der Behaarte sah ihm mit vergnügter Miene nach. „Er kann in den Bergen hüpfen und springen trotz einer Ziege!" sprach er zu sich selbst. Jetzt wandte er sein Auge auf Clara. Er betrachtete sie immer ernster, immer inniger, immer ruhiger. Er faltete seine Hände und Thränen traten in seine Augen. Man hätte sagen können, es wäre ein Faun, der eine Hamadryade anbetet. Aber die Hamadryade ward erstaunt und ängstlich und würde gerne Hervey zu Nina gefolgt sein, hätte nicht Müdigkeit ihre Füße gefesselt.

Hervey fand Nina auf dem Schnee liegend, kalt und weiß wie dieser. Er hob sie in seinen Armen auf, er wärmte sie an seiner Brust. Die kostbare Bürde an sein klopfendes Herz gedrückt, erreichte er Clara und ihren wunderlichen Anbeter. Hier ruhte er einen Augenblick aus. Hier erwachte Nina und sah über sich Eduard Hervey's Auge strahlen, fand sich von seinen Armen getragen und ihren Kopf an seiner Brust ruhend. Sie glaubte einen Engel zu sehen und kraftlos, aber glücklich, schloß sie wieder ihre Augenlider. Weshalb färbte sich ihre blasse Wange? Sah Jemand die Perle, welche aus dem männlichen Auge fiel? Die Nacht verbarg sie, aber Nina fühlte auf ihren Lippen die warme Liebes- und Freudenthräne und noch nie wirkte lieblicher Thau erfrischender auf eine verwelkte Blume.

Der Abhang des Berges auf der andern Seite war nicht steil. Clara mußte, trotz ihrer Furcht, ihrem behaarten Anbeter erlauben, sie zu tragen, denn sie war ermattet und konnte bei der steigenden Finsterniß nicht festen Fuß fassen. Knut ging mit ihr voraus; ihnen folgten Hervey und Nina, glückselig in der finstern, stürmischen Nacht.

Es dauerte nicht lange, so kamen sie zu einer kleinen Ansiedelung. Aus den Fenstern der Hütte schien das Feuer freundlich und klar zwischen den wehenden Zweigen der Fichte. Der Behaarte stieß einen Ruf aus, welcher plötzlich von den gemischten Tönen mehrerer Thiere beantwortet wurde. Hunde bellten, Schafe und Kühe blökten, Hühner gackerten; aber alle diese Töne übertönte ein geller, fast pfeifender Laut, den man weder einem Thiere noch einem Menschen zuschreiben konnte. Der Behaarte rief: „Beckasin!“ Und in der Thür der Hütte erschien, mit einem brennenden Kienholze in der Hand, ein Zwerg, dessen schmaler und dünner Leib, triefende und eingesunkene Augen nicht im Geringsten an einen „Herrn der Schöpfung“ erinnerten. Mit blödsinnigem Ausdruck betrachtete er die Ankommenden, aber ein Anflug von Freude erschien auf seinem Gesichte, als der Behaarte die Hand auf seinen Kopf legte und sagte: „Beckasin, du mußt fliegen! Zünde die Laterne an und halte dich bereit!“

In der reinen und geräumigen Hütte ward Nina auf ein Lager gelegt, das mit Rennthierfellen gebettet war, über welche der Behaarte einen Laken ausbreitete. Hervey hatte indessen mit Beckasin's Hülfe einen stärkenden Trank zubereitet, welchen er an Nina's Lippen führte. „Er ist bitter, aber wohlthätig,“ sagte er. Sie nahm ihn lächelnd hin. „Er ist nicht bitter!“ sagte sie leise. Hervey trank das Uebrige aus an der Stelle, wo ihre Lippen geruht hatten, und Amor, der Chemiker, mag erklären, wie in der Eile der bittere Trank zum köstlichen Nektar verwandelt wurde. Clara mußte ihr Lebenselixir aus der eignen Hand des Behaarten entgegennehmen. Es war in seinem Wesen eine wunderbare Mischung von Schüchternheit und Kühnheit, von Verwirrung und Bestimmtheit, von kindischem Wesen und Würde. Uebrigens herrschte die letztere unter den streitenden Gemüthsarten vor. Seine Züge waren schön, seine Gestalt kräftig. Er brachte einen wunderlichen, aber durchaus keinen unangenehmen Ein-

druck hervor. Nachdem Nina den stärkenden Trank genommen hatte, ward sie Clara's Pflege übergeben, welche, wieder belebt und entschlossen, ihre erstarrten Glieder mit Schnee rieb. Der Ansiedler hatte seine härene Tracht abgeworfen und zeigte sich in einer von grobem Tuche, nach Bauernweise zugeschnitten. Er beschäftigte sich, die Abendmahlzeit zu bereiten, während Hervey hinausging und drei Schüsse abfeuerte, als verabredetes Signal für die Leute, welche nach verschiedenen Gegenden ausgesandt worden waren, um die Verirrten aufzusuchen.

Dieses Signal, welches alle zehn Minuten wiederholt ward, führte bald die Suchenden zu der Ansiedelung. Mit Sturm auf der Stirne und einer Leuchte in der Hand stand nun vor der Thüre die Baronin H. selbst, an der Spitze einer Legion von Leuten. Aber die Worte des Zornes wurden verwandelt, als Clara sie weinend in ihre Arme schloß, und sie fand kein Wort mehr zu Vorwürfen; auch sie hatte nur Thränen der Freude. Und in dieser ganzen Nacht bekam sie ihre gewöhnliche Laune nicht wieder. Die Leute wurden unter Beckasin's Leitung zur Gräfin zurückgesandt, um sie vom Stande der Dinge zu unterrichten. Die Baronin H. selbst wollte diese Nacht bei ihren jungen Freundinnen bleiben und am folgenden Tage mit Eduard Hervey „die verlorenen Schafe" nach Umenäs zurückführen. Eduard sandte einen Boten an seine Mutter ab und als alles Dieses abgemacht war, verbreitete sich eine behagliche Ruhe in der kleinen, vor kurzem noch so unruhigen Gesellschaft. Die Baronin H. saß an Nina's Bett; Clara ging hinaus, um dem Ansiedler bei den Zubereitungen zur Abendmahlzeit zu helfen. Er ward etwas verwirrt bei Clara's Ankunft und es war Gefahr vorhanden, daß die Eier sich ganz und gar verlieren würden, daß die Ochsenzunge nähere Bekanntschaft mit der Milch machen würde, als für beide Theile heilsam war, und die Kartoffeln rollten nach allen Seiten hin, außer nach derjenigen, welche ihnen von der

Menschenvernunft vorgeschrieben war. Aber Clara's ruhiges und besonnenes Wesen, ihre Vertrautheit mit den Angelegenheiten der Küche brachte bald Alles in Ordnung und in seinen rechten Gang. Bald scherzten sie und der Koch ganz ungezwungen zusammen über die Verwirrung und halfen sich, sodaß sie immer mehr mit einander zufrieden wurden. Aber die Reihe zu erröthen und eine kleine Unordnung zu veranlassen kam an. Clara, als sie Hervey's aufmerksamen und gutmüthig schalkhaften Blick gewahrte.

Das Souper ward servirt und ausgezeichnet befunden. Die lebhafte Aufmerksamkeit der Herren ersetzte ihre Ungeübtheit im Serviren. Nina's Augen füllten sich mit Thränen, als sie das Wüthen des Sturmes rings um die Hütte hörte und darinnen bei dem freundlichen Feuer alle ihre Freunde geborgen sah und sich selbst als Gegenstand ihrer Fürsorge. Ihr Herz war von Dankbarkeit erfüllt. Bei einer andern Gelegenheit wäre diese Mahlzeit mit allen ihren Mängeln an Messern, Gabeln u. s. w. und den daraus entstehenden kleinen humoristischen Umständen gewiß ganz heiter geworden; aber die ausgestandene Angst hatte die Muskeln des Scherzes und des Spottes gelähmt. Die Baronin H. saß stumm da und Clara konnte sie nicht ansehen und an die Gefahr denken, der sie sich ihretwegen ausgesetzt hatte, ohne daß ihre Augen sich mit Thränen füllten; denn die Baronin hatte ihr offen gesagt: „Du mußt nicht glauben, daß ich nur Nina's halber wie eine Tolle in der rabenschwarzen Nacht umhergesprungen bin. Indessen bin ich froh, daß H. nicht zu Hause war. Er hätte mich zurückhalten wollen und wir hätten dann unsern ersten ehelichen Zank gehabt." Bald nach der Mahlzeit ließ man die Frauenzimmer der Ruhe genießen, deren sie so wohl bedurften. In einer andern Stube breitete der Ansiedler Stroh aus, zum Lager für Hervey und sich

Neugierig wegen seines Bekannten, richtete Hervey

sobald sie allein waren, einige Fragen an ihn über sein verflossenes und gegenwärtiges Leben. Der Ansiedler antwortete:

„Ich kann Sie mündlich darüber nicht aufklären; aber wenn Sie es wünschen, so werde ich Ihnen mein schriftliches Bekenntniß überliefern.“

Hervey machte ihm freundliche Vorwürfe wegen des isolirten Lebens, das er führe, tadelte, daß er ohne Nutzen für seine Nächsten lebe. Hierauf antwortete er nur mit einer wehmüthigen Bewegung des Kopfes und mit den Worten: „Ich habe ihnen am besten dadurch gedient, daß ich ihnen aus dem Wege gegangen bin. Ganz unnütz ist mein Leben auch nicht. Ich mache die Thiere, welche mich umgeben, glücklich, den armen Beckasin mit einbegriffen.“

„Ein Paradies für Thiere?“ sagte Hervey und zeigte fragend auf verschiedene Fragmente einst lebender Thiere, welche im Dache hingen, so appetitlich wie in einer Schlächterbude.

„Ich werde Ihnen morgen früh darauf antworten!“ sagte der Ansiedler. Und als der Morgen kam, führte er Hervey in seinen Viehhof. Hier fand Hervey zu seinem Erstaunen in einem abgeschlossenen Raume zwei Guillotinen errichtet, eine für größere, eine für kleinere Thiere.

„Die Thiere müssen sterben!“ sagte der Ansiedler, „aber die Natur würde ihnen selten einen so sanften, so schmerzlosen Tod geben, wie sie ihn hier finden. Wenn ihre Stunde geschlagen hat, kommen sie hierher, genießen noch einen Augenblick eine Lieblingsspeise; dann fällt das Beil und scheidet sie ohne Kampf und ohne Schmerz von einem Leben, welches sie so voll genossen haben, wie Thiere es nur genießen können, wo ihnen Nahrung, Wärme, Freiheit für ihre Spiele und Liebkosungen von der Hand des Hausherrn geworden sind.“

Ein Lächeln voller Wohlbehagen verbreitete sich über

Hervey's Gesichtszüge. „Das ist gut," sagte er, „und ich werde hierin Ihrem Beispiele folgen. Wir sind noch oft roh und barbarisch in der Behandlung der Thiere, die uns dienen und uns Nahrung geben. Wie angelegen müßte man es sich nicht sein lassen, sie von Leiden zu befreien, da auf ihr irdisches Leben kein unsterbliches folgt — wenigstens nicht für die Individuen ihrer Gattungen."

„Sie glauben also an die Unsterblichkeit der Gattung?" fragte lebhaft der Ansiedler.

„Ja," erwiderte Hervey; „ich glaube an einen neuen Himmel und eine neue Erde, an das Leben eines verklärten Menschen in einer verklärten Natur! Der Mensch und die Natur haben einander im Falle begleitet, sie werden einander auch in der Versöhnung begleiten."

„Ich freue mich dessen!" sagte der Ansiedler und Thränen füllten seine Augen. „Ich liebe die Thiere, die Blumen, die Berge. Ich habe mich in ihrer Gesellschaft glücklicher als in der der Menschen befunden. Ich fühle mein Wesen in ihnen, ihr Wesen in mir. Sie sind Theile meines Lebens." Hier streckte er seine Arme gegen die wilde Naturscene aus, welche sie umgab.

Wolken und Winde schienen auf dem Wege zu sein, sich nach ihrem nächtlichen Streite zu trennen. Die ersten zogen sich in schneebeladenen Massen nach dem westlichen Horizont hinab; die letztern seufzten und murrten noch im Walde, welcher immer schwächer seine Wipfel bewegte. Der Ansiedler lockte seine Thiere hinaus. Sie sammelten sich um ihn zahm, munter und liebkosend. Mit dem ihm eignen, stillen Lächeln betrachtete Hervey diese Scene. Der Ansiedler sprach theils mit seinen Thieren, wie mit Kindern, theils antwortete er Hervey auf seine Fragen über die moralische und physische Behandlung der Thiere. Hervey war hierin dem Grafen im Titan ähnlich, daß er überall nach den Kräutern und Blumen der Kenntniß botanisirte. Kein Feld war ganz öde für ihn.

Als die Sonne aus dem Thor des Ostens heraustrat und ihre Feuerstrahlen über die Gegend warf, wandte Hervey unwillkürlich seinen Blick zur Hütte und, siehe! in der Thüre derselben stand noch etwas Besseres als die Sonne, — die schöne Nina stand dort, lieblich wie ein Maimorgen. Bald stand Hervey vor ihr. Sie reichte ihm ihre Hand, er drückte sie an seine Lippen und behielt sie in der seinigen, und rings um sie her ging ein Gesäusel fröhlichen Lebens. Die Bäume wehten über ihnen mit feuerfarbigen Gipfeln und sonnebeglänzt und klar breitete sich die blaue Decke des Himmels aus. Hervey sah auf Nina, blickte dann um sich her und zuletzt nach oben. Ihr Blick folgte dem seinigen. Es war Beider Morgenandacht — eine schweigende Seelenverbindung mit der Natur, miteinander und mit Gott.

Glücklich die Herzen, welche einander in Frömmigkeit und Klarheit finden! Ihren Bund werden keine irdische Schicksale zerreißen.

Aber wer stand zur Seite des Ansiedlers? wer Anderes als Clara. Sie fütterte und liebkoste die Thiere mit dem Hausherrn um die Wette, oder vielmehr an seiner Statt, denn er vergaß jetzt Alles, um nur sie anzusehen. Hervey und Nina vereinten sich bald mit ihnen und freuten sich über die schönen, zahmen Thiere, welche mit einander im Frieden eines goldenen Zeitalters lebten.

Auch die Baronin H. kam jetzt mit einer Stirne so klar wie das Wetter. Beckasin's Kaffee fand die Gesellschaft bei der allerbesten Laune und ward von der Baronin H. nach Verdienst gewürdigt.

Eine Menge von Leuten, welche die Gräfin ausgeschickt hatte, um einen Fahrweg bis zur Ansiedelung aufzuräumen, hielt jetzt ihren lärmenden Einzug in diesen friedlichen Winkel zwischen den Felsen und dem Walde. Fuhrwerke, Pelzwerke, alle erdenkliche Bequemlichkeiten waren von der Gräfin gesandt. Die Gesellschaft mußte jetzt von ihrem gastfreien Wirth scheiden, nach manchen

freundlichen Einladungen, auch von Hervey's Seite, einen Gegenbesuch zu machen. Der Ansiedler antwortete nichts darauf; als seine Gäste sich entfernten, warf er nur auf Clara einen Blick, welcher zu klagen schien: „Und ich bleibe allein!"

Das Abenteuer dieses Tages blieb jedoch nicht ohne unangenehme Folgen für die jungen Wanderinnen; besonders litt Nina's Gesundheit noch mehrere Wochen nach dieser Wanderung im Walde. Die Baronin predigte heftig gegen alle Kreuzzüge.

Ob Hervey den Ansiedler wol ermahnte, sein Versprechen hinsichtlich der schriftlichen Mittheilung zu halten? Ob der Ansiedler es wol hielt? Und ob wol der Leser ebenso neugierig wie Hervey ist, etwas von seinem Leben und seinen Schicksalen zu wissen?

Wir nehmen uns die Freiheit, auf alle diese Fragen Ja zu antworten. Protestirt ein Leser seinerseits dawider, so steht es ihm frei, die folgenden Blätter zu überspringen; — aber in dem Augenblick, wo ich die Feder ergreife, um lange verborgene Leiden ans Licht zu bringen, die Viele nicht fassen werden — in diesem Augenblicke höre ich eine Geisterstimme, welche leise warnt:

„Ein stolzer und kraftvoller Mensch wird schwerlich mitten unter dreißigjährigen Kriegen — Tagen des Gerichts — wandernden Völkern — zersplitterten Sonnensystemen sein Gewand aufreißen oder vor sich selbst oder vor der Welt den Blutadler auf seiner Brust aufweisen."

Schatten des großen Mannes, des herrlichen Jean Paul, verzeihe, wenn Jemand von den Kleinen der Erde dir zu antworten wagt:

„Der Kampf ist deshalb nicht wild, weil er unter Massen wüthet; das Unglück deshalb nicht groß, weil es Weltsysteme betrifft. Es ist möglich, daß der dreißigjährige Krieg mit allen seinen Schrecken keine Tragödie aufweisen kann, die so schauerlich, so anhaltend düster wäre, wie diejenige, welche in einer Menschenbrust in

friedlichen Zeiten, in blühenden Umgebungen aufgeführt wird. Ein Gott ist es, der in der kämpfenden Zeit wirkt; ein Gott ist es auch, der in der Brust des leidenden Menschen blutet.

„Nichts ist gering und nichts ist groß vor des Ewigen Augen,
Denn in der Schale der Form schauen sie einzig den Kern,
Schauen bedeutungsvoll das Kleinste so wohl wie das Größte."

Deshalb, Unglücklicher, wer du auch seiest, trete hin vor das Universum, der Gesang aller Sphären soll deine Worte nicht übertönen! Doch erwarte ich dich nicht in der Stunde des Jammers; solltest du auf der Erde keine andere erleben, so klage nicht! Trage im Stillen; dann preise Gott und stirb! Aber hast du Erlösung gefunden, ist dir Licht aufgegangen aus der finstern Stunde, o, so tritt hervor, sage aus, was du gelitten, was du gelebt hast, damit einige Tropfen des Quells, welcher deine Wunden heilte, auch für uns fließen möge!"

Der Unglückliche.

An einem schönen Morgen im Anfang des Junimonats fand ich mich draußen auf dem Felde. Ich fand mich dort, denn ich hatte mich verloren, hatte Gefühl, Gedanken, Bewußtsein, Alles verloren. Gejagt von namenloser Unruhe, von dem Triebe, einer unbeschreiblichen Qual zu entfliehen, hatte ich am Abend vorher meine Heimat in der Stadt verlassen und war die ganze Nacht umhergeirrt, bis jetzt ein frischer Morgenwind, ein Blumenduft, ein Herzstich — ich weiß nicht, was es war — mich zur Besinnung erweckte. Ich sah auf, blickte um mich her und ich begriff, was ich sah. Ach, es war herrlich rings um mich! Die Wiese glänzte von Blumen

und Thautropfen und in diesen glänzte die Sonne. Der Wald, noch in seinen Schatten eingehüllt, säuselte leise und ermunterte sich gleichsam aus dem Schlafe. Auf zitternden Flügeln zu den Purpurwolken emporschwebend, sang die Lerche in jubelnden Trillern die unendliche Lust des Lebens, welche Alles in der Natur zu empfinden schien. Ja Alles — nur nicht ich. Finster und unglücklich, stand ich einsam in der heitern Lichtwelt. Und mein Unglück? Glückselig du, der du das nicht verstehst! Glückselig du, der du sagen kannst: „Ich kenne es nicht!“ Du hast dann nicht gefühlt, was es heißt, nie das Auge erheben und zuversichtlich in das Antlitz eines Freundes blicken zu können — und in Folge dessen den Freund sein Antlitz von dir abwenden zu sehen. Du weißt nicht, was es heißt, zu fühlen, wie das Herz sich zusammenzieht, wie Blei sich auf deine Zunge und deine Augenlider legt, wenn Menschen freundlich und theilnehmend dir entgegenkommen — und dann die Menschen dir nach und nach ausweichen zu sehen. Du weißt nicht, was es heißt, zu lieben, brennend zu lieben, und doch nicht Worte zu finden, um deine Liebe auszusprechen; sich zittern zu fühlen, wo man mit männlicher Entschlossenheit handeln und siegen müßte. Du weißt nicht, was es heißt, die Geliebte deinetwegen erröthen zu sehen; zu sehen, wie sie sich von dem verschlossenen Himmelreich deiner Liebe abwendet und ihr Herz, ihre Hand einem Kühnen gibt, der nicht wie du lieben, der aber reden konnte. Du weiß nicht, wie es empfunden wird, mit seinen Leiden nur Spott oder Widerwillen zu erwecken, mit einem reinen Herzen nur Verachtung zu gewinnen! Glückselig du, der du es nicht verstehst!

Ich liebte die Menschen und scheute sie, denn der Umgang mit ihnen war mir eine Plage. Nie konnte ich die Theilnahme äußern, welche ich fühlte, oder an ihren Freuden theilnehmen. Nie, wenn ich sie weinen sah, kam eine Thräne, um meine brennenden, gesenkten Augen-

lider zu erfrischen, nie fand meine Zunge ein Wort des Trostes. Mit einer Welt von Gefühlen in meiner Brust, war ich zur Stummheit verurtheilt. Wie Prometheus lag ich am Felsen gekettet, während der Geier mein Herz zerfleischte. Der Spott, den mein Wesen unwillkürlich erweckte, zischte wie Schlangen um meine Ohren. Ich wußte, daß ich ihn verdiente, und doch, o Gott! war ich ein unschuldiger, war ich ein guter Mensch. Kein niedriges Gefühl gab es in meiner Brust. Ich wäre mit Freuden am Kreuze für die Menschheit gestorben und war verurtheilt, als Märtyrer des Gesellschaftslebens zu leben!

Glücklich, dreimal glücklich du, der du nicht weißt, was Verlegenheit ist — dieser Nachtalp der Seele, welcher sich auf die Brust des Menschen setzt und mit einem Krampfgriff das freie Spiel seiner Nerven verhindert; welcher mit scharfen Klauen beständig darin reißt und wühlt, alle Ruhe und alle Besinnung vertreibend. Gering zwar ist die Zahl Derer, die nicht ein Mal in ihrem Leben einen Flügelschlag von dieser Nachteule der Hölle erhalten haben; aber auch gering, Gott Lob! unendlich geringer ist die Zahl Derer, in deren Brust sie beständig ihre Klauen spannt.

Ich war jedoch nicht immer so gewesen. Als ich ein Kind war, war ich freimüthig wie ein Kind und mein Blick hob sich frei und klar zu Anderen empor. Ich erinnere mich dessen mit Entzücken und beinahe mit Verwunderung.

Bei meinem ersten Eintritt in die große Welt traf mich ein an sich selbst unbedeutender Zufall. Ich beging in einer großen Gesellschaft eine Ungeschicktheit; eine solche, wie sie oft in der Welt von Anfängern begangen werden, worüber man lacht und sie dann vergißt. Aber der Spott, den ich weckte, das Lachen, welches um mich her erschallte, erregten in meiner Brust ein mir bisher unbekanntes Gefühl. Niemals vergaß ich diese Stunde

und dies Gefühl verließ mich nicht mehr. Es bezauberte gleichsam mein Wesen und meine Handlungen. Meine Tage wurden eine Folge der lächerlichsten Auftritte und des größten Leidens. Alle Versuche, diesen Dämon zu überwinden, zu entfernen, dienten nur dazu, mich tiefer unter seine Gewalt zu senken. Ich ras'te gegen ihn, ich fluchte ihm, aber er umschloß mich um so fester. Je höher mein Entsetzen, mein Kampf gegen diesen unsichtbaren Feind stieg, desto größer ward seine Macht über mich. O, wie habe ich nicht in stillen, schlaflosen Nächten mit den Waffen des Gebets und der Philosophie gegen dieses gräßliche Gespenst gekämpft und geglaubt, es überwunden zu haben; und als der Tag kam und Licht und Menschen, lag ich mehr als je in seinen eisigen Armen gefangen. Es beherrschte nicht nur meine Bewegungen, meine Glieder, sondern auch meine Gefühle und Gedanken. Ich verbrachte ein Jahr nach dem andern in diesem unseligen und fruchtlosen Kampfe. Immer finsterer, immer unheimlicher ward mein Inneres. Ich sagte zur Freude: „Was willst du?" und zum Lachen: „du bist Tollheit!" Ich wünschte mir, blind zu werden. Glücklich die Blinden! Ihr Unglück erhebt sie zu den Herzen der Menschen. Ihre Verlegenheit, ihre kleinen Misgeschicke trifft kein Spott. Ihre Augen werden nie von dem Strahle in den Augen Anderer verletzt. O, wenn ewige Nacht die meinigen versiegelt und für immer ihren unsichern, wilden Blick ausgelöscht hätte, dann — dann hätte ich gewiß Frieden gefunden.

Es gibt auf Erden die sonderbarsten Leiden — aber eins nur ist unleidlich, ja ist fast unerträglich, denn es zerfrißt selbst das Mark der menschlichen Kraft; es ist diese Zerfallenheit im Menschen selbst, welche ihn zu einer lebenden Unbehaglichkeit für sich selbst und seine Mitgeschöpfe macht. Aussatz mit Seelenstärke — ist kaum ein Unglück. Ja, ich könnte mich von einem fressenden Krebse ergriffen denken, umgeben von Hiob's Tröstern,

oder einsam in der Wüste von Raubvögeln umschwärmt, die auf meine Leiche warteten — und ich würde doch „nicht unglücklich" sein können, wenn ich dabei nur meine Nerven und meinen Blick in der Gewalt meines Willens behielte. Aber gib Gesundheit, Reichthum, Schönheit, und zugleich diese Schwachheit, diese nervöse Unruhe, diese Verwirrung, diesen Hasen in der Herzgrube und du hast einen beispiellos und unrettbar Unglücklichen. Unrettbar, sofern nicht — doch hiervon später.

Ich hatte von einer Person reden hören, welche immer ein Menschenskelett vor sich sah und welche von dieser Erscheinung verzehrt langsam ins Grab sank. Diese Erscheinung schien mir eine angenehme Gesichtstäuschung neben der Wirklichkeit, welche gleich einem Fluche über mir lag. Ein großes Unglück wäre mir eine Erquickung gewesen. Zuweilen schien es mir, als würde ein Verbrechen, ein Mord mir gut thun, als würde Blut und gräßliches Geschrei mich aus meinem Traum erwecken. Entsetzen! Entsetzen!

Hätte ich in Zeiten des Kampfes gelebt, wo Opfer, wo Märtyrer nothwendig waren, ich wäre einer von diesen geworden, und während ich mir ihre Kronen erkämpfte, hätte ich den Dämon meines Lebens getödtet und mich selbst gefunden. Aber Alles war Friede, Alles war Freude um mich her. Es zeigte sich mir höchstens ein Leiden, glanzlos und verachtet wie das meinige.

Eine Lichtgestalt erschien auf meinem Wege. Ein schönes und gutes Wesen sprach mit mir in der Sprache der Engel. Der Himmelsfrieden in ihrem Auge lockte das meinige empor. Ich konnte sie ansehen, ich konnte mich in dem Blicke eines Menschen sonnen. Gott, welche Wollust! Ich verlor die Geliebte durch meinen eignen Fehler, oder vielmehr durch den Einfluß der unseligen Macht, die mich beherrschte, und, wie von Furien gejagt, verließ ich mein — ihr Haus.

Jetzt in der frischen Morgenstunde, frei von Menschen-

blicken und nicht gestört durch Menschenworte warf ich einen langen, tiefen Blick in mein Herz und auf mein verflossenes Leben. Einige meiner Freunde hatten mir gesagt, Hochmuth oder gar zu große, leicht gereizte Eigenliebe sei die Quelle des Zustandes, in welchem ich mich befände.

War ich denn hochmüthig? War meine Eigenliebe so groß? Ach, mein Gott, die kleine Veronika, welche zu meinen Füßen ihr blaues Auge aufschlug, welche in bewußtloser Anmuth so ungezwungen und frei auf ihrem Stengel in dem Winde schaukelte, hielt ich für etwas mehr als mich! Ich beneidete ihr Leben. Und der Baum, der sich majestätisch über mich erhob, so stolz, so ruhig, als wäre er der Kraft sich bewußt, mit welcher er den Wintern und dem Sturm Trotz geboten hatte und welche jetzt Millionen Blätter hervorrief, um dem Wanderer und den Vögeln Schutz zu verleihen — dieser herrliche Baum! — o, ein vom Winde herumgetriebenes Wrack fühlte ich mich neben ihm!

Ich ging weiter; eine Menge oft unterdrückter, immer wiederkehrender Gedanken stieg mit erneuerter Kraft in meiner Seele auf. Ich hatte viele Menschen gesehen, deren Leben von Lastern und Verbrechen befleckt war — und deren Blick klar und fest, deren Wesen voller Sicherheit war. Sie genossen das Wohlwollen der Mitmenschen — und ach! — sie genossen die himmlischen Freuden der Liebe; sie waren geliebt, ja angebetet von reizenden, engelreinen Wesen. Ich hatte Andere gesehen — ich selbst gehörte zu diesen — rein im Herzen und in ihrem Wandel, und die dennoch nicht eine einzige Krume des Himmelbrotes gewinnen konnten, welches die Glücklichen des Lebens in vollem Maße verschlangen.

Wozu diese, dachte ich, in einer Welt, wo Gott gebietet? Gott, der doch in seinem Worte die Guten auf seine rechte und die Bösen auf seine linke Seite gestellt hat? Die Widersprüche des Lebens, dessen streitende Phä-

nomene, dessen unbeantwortete Warum erhoben sich in einem schwindelnden Chaos vor meinem Blicke. Meine Seele schwindelte.

Ich stand in diesem Augenblick auf einem Felsen. Unter mir brauste ein Wasserfall. Unerhörte Wassermassen stürzten unaufhörlich über einander in die Tiefe hinab, wo sie wild über einander tummelten und wie in unsinniger Wuth schäumten.

Ich sah den Naturriesen wüthen. Ich lauschte dem betäubenden, wilden Getöse. Wunderbare Gefühle stiegen in mir auf, meine Brust erweiterte sich; eine wilde Kampfeslust regte sich dort. Es ergriff mich ein wunderbarer Zug, eine unbeschreibliche Sehnsucht nach der Tiefe. Nicht Tod war es, was ich wollte; ich hatte eine dunkle aber heftige Begierde, in dieser Taufe den Abgrundsgeist, der mich beherrschte, gleichsam zu ertränken, mich von ihm zu befreien und zu einem neuen Leben geboren zu werden. Hier in der stürmischen Tiefe wollte ich mit ihm ringen, ihn umfassen, ihn zerdrücken, zur Besinnung kommen und Athem schöpfen! Ha, wie tief, wie herrlich würde ich Athem schöpfen! Ich empfand Raserei, ich empfand Freude — Wahnsinn! Mit einem Rufe, getheilt zwischen Jubel und Verzweiflung, stürzte ich mich mit ausgestreckten Armen hinab. Es toste um mich her. Ich schwindelte. Der Naturriese ergriff mich, ich ergriff ihn. Es wirbelte um mich, in mir, es donnerte, es wüthete; Alles ward Chaos — dann ward Alles Eis und — still.

Als ich zum Bewußtsein zurückkehrte, lag ich auf der Erde am Eingange einer Grotte. Ein kleiner, wunderlicher Greis, in Grau gekleidet, stand über mich geneigt. Er war fast ebenso breit, wie er lang war, und der Kopf entstellend groß. Seine großen, grauen Augen stierten mich fast unabgewandt an. Der hohe Scheitel war entblößt und von den Streifen schneeweißen Haares, die um den Kopf hingen, triefte das Wasser. Diese sonder-

bare Gestalt, der Ort, wo ich lag, und das Getöse des Wasserfalls, das ich ganz in der Nähe hörte, gaben mir wunderliche Gedanken wie im Traume ein. Ich glaubte dunkel, ein Flußgott habe mich aufgenommen und ich sei in seiner Gewalt. Während ich meine Gedanken zu ordnen strebte, breitete sich ein sarkastisches Lächeln über die groben Gesichtszüge des Alten aus, indem er mit grober Baßstimme schnaubte: „Ja so! Er kömmt jetzt zu sich! Schöne Streiche! Schönes Spectakel! Alte Leute in eine solche Wäsche zu bringen! Ja, ja! Euh!" und er begann seinen Rockschoß auszuwinden.

Ich wollte eine Entschuldigung hervorstottern, denn ich fand jetzt, daß ich mit keinem Flußgott zu thun hatte, sondern mit einem Menschen, der vielleicht sein Leben gewagt, um das meinige zu retten; aber er unterbrach mich, wie vorhin mit grober Baßstimme schnaubend!

„Euh! Will er schweigen! Wir werden uns schon sprechen! Es ist jetzt nöthiger, Wasser aus deinem Munde herauszubekommen, als Worte! Euh!" Und ohne Weiteres ergriff er mich mit Herkulesstärke bei den Beinen und wandte mich auf und nieder. Unfähig, einen Widerstand zu leisten, ward ich unter der medicinischen Behandlung des Alten wieder ohnmächtig und ich glaubte einen Augenblick, der Dämon, der meine Seele so lange geplagt hatte, habe jetzt Gestalt angenommen und wolle sich wegen des Versuches, den ich gemacht, um seiner los zu werden, handgreiflich an mir rächen.

Meine Gedanken änderten sich jedoch während der Tage, wo ich in einem Zustande großer Kraftlosigkeit auf einem Lager in der Grotte dalag und von dem Alteu gepflegt wurde. Seine Stimme war zwar rauh und seine Worte oft nicht die mildesten, aber in seiner Behandlung, in seinem ganzen Benehmen gegen mich lag ebenso viel Güte wie Weisheit. Der Alte schien in der Grotte, welche trocken und bequem eingerichtet war, wohnhaft zu sein. Selbst bereitete er unsere einfachen Mahlzeiten. An

den Abenden las er mir laut vor aus den classischen Schriftstellern der Vorzeit und wählte hauptsächlich, was dazu dienen konnte, einer schwachen Seele Stärke beizubringen — Beispiele von Standhaftigkeit und stoischer Resignation. Oefter noch schlug er das Evangelium des Christenthums auf.

Er sprach mit mir von dem Versöhner der Welt. Mein Herz war ihm schon zugeneigt. Ich war unglücklich; der Tröster aller Leidenden konnte mir nicht unbekannt sein, aber sein Bild war mir noch nicht klar geworden. Es verklärte sich jetzt. Ich lernte ihn begreifen, ich lernte ihn lieben. Ich fühlte eine unbeschreibliche Sehnsucht, in der Zeit gelebt zu haben, wo er auf Erden wandelte. Ich dachte mir unaufhörlich, wie ich auf dem Wege, wo er ging, mich unter die Blinden, die Lahmen, die Aussätzigen gedrängt haben würde; und selbst unglücklicher als diese würde ich mit durchdringender Stimme gerufen haben: „Jesus, Gottes Sohn, erbarme dich meiner! Herr, willst du, so kannst du mich befreien!“ Ich hörte mich rufen, ich sah ihn stillstehen und sich zu mir wenden. Ich sah seinen Blick! Liebesstark, sanft, majestätisch ruhte er auf mir; er durchdrang mich — ich fühlte, wie er die Bande von meinem Blicke und meiner Seele löste. Schauder durchfuhr mich. Mein Gott und mein Erlöser! Dies war kein eitles Spiel der Einbildung. So, so hast du geblickt, so fühlte in der Seele der Befreite, als du den Geist, der ihn plagte, austriebst, als er geheilt und glückselig dir zu Füßen sinken konnte! Aber, ach, diese Befreiung auf irdischem Wege sollte nicht mein Loos werden! Ich war zweitausend Jahre zu spät zur Welt gekommen, in einer wunderlichen Zeit, wo keine Wunder geschehen außer mechanischen. Die halfen mir nicht.

Ich war hergestellt. Der Alte bat mich, noch bei ihm zu verweilen. Ich willigte gern ein. Das Leben, welches ich mit ihm führte, und noch mehr seine Person fingen

an mir zu gefallen. Ich ließ meinen Eltern Briefe zukommen, welche sie wegen meines plötzlichen Verschwindens beruhigten und eine Jagdpartie, den Aufenthalt bei Bekannten u. s. w. als Gründe meiner fortwährenden Abwesenheit vorgaben.

Meine gefährliche Taufe hatte eine Art Revolution in mir hervorgebracht. Mein verflossenes Leben lag wie ein Traum voll peinlicher und unklarer Bilder hinter mir. Der Dämon, welcher die Plage meines Lebens ausgemacht hatte, lebte zwar noch in mir; aber von den Menschen und dem Gesellschaftsleben geschieden, fühlte ich seine Macht weniger, und ich erfreute mich innig, keine Menschen mehr zu sehen und von ihnen nicht mehr gesehen zu werden.

Der Alte — war mir etwas Besonderes. Sein Aussehen und Wesen ließen eher an einen Berggeist als an einen Menschen denken, und sein zuversichtliches Benehmen, seine wirkliche Zärtlichkeit, die überlegene Weisheit, die ihm eigen zu sein schien, verliehen ihm eine Macht über mich, welche für mich wohlthuend war.

Das neue Leben, das ich führte, erfrischte mir Seele und Leib. Ich half dem Alten bei seiner Fischerei, folgte ihm auf seinen langen Wanderungen durch die Gegend und war beständig beschäftigt.

Ich hatte großes Verlangen zu wissen, wer der Alte sei, aber er sprach nie von sich selbst und ich wagte nicht ihn zu fragen. Ich nannte ihn „Alter!" er nannte mich „Knabe!" Das Verhältniß zwischen uns Beiden ward dem zwischen Vater und Sohn immer mehr ähnlich. Ich hatte mir lange vorgenommen, von meiner Seelenkrankheit mit ihm zu sprechen und von der Ursache des gewaltsamen Versuches gegen mein eignes Leben. Eines Tages faßte ich auch Muth, meinen Vorsatz auszuführen. Kaum hatte ich angefangen, meinen Zustand zu beschreiben, so unterbrach mich der Alte so: „Ja, ich weiß, ich habe es schon gemerkt!"

Hierauf begann er selbst zu fragen und forschte auch in den kleinsten Theilen meines Lebens, meiner Gedanken, meiner Gefühle. Ich litt Märtyrerqualen während dieses Gesprächs, aber ich unterwarf mich geduldig dem anatomisirenden Messer, welches ich in dem Innersten meines Wesens fühlte. Ich ahnte, daß es zu meinem Besten diene, und stritt glücklich gegen die falsche Scham, welche ich empfand.

„Knabe!" sagte endlich der Alte, „du schilderst mit der Wahrheit einer langen Erfahrung einen Zustand, der mir nicht ganz fremd ist. Etwas Aehnliches trieb mich zu dem Leben, welches ich jetzt.... Doch es ist überflüssig, davon zu schwatzen. Es ist ein wunderbar Ding mit dieser Krankheit," fuhr er fort, indem er mit seiner groben Hand die Augen beschattete — „wunderbar zu sehen, aus wie verschiedenen Ursachen sie entstehen kann und bei wie verschiedenen Individuen sie Wurzel faßt. Addison und Cooper, die schönsten Geister ihres Zeitalters, leiden an diesem Nachtalp ebensowol wie ein Dummkopf; mächtige Monarchen ebensowol wie solche arme Teufel wie du und ich! Ja in der Alltagswelt, im Gesellschaftsleben, wie Viele gibt es da nicht, welche heimlich an dieser Krankheit leiden! Wie Vieles scheint nicht Stolz, was im Grunde nur Schüchternheit ist; wie manche Dummdreistigkeit und Unbedachtsamkeit ist nicht eine Maske, um nur Mangel an Ruhe und Besinnung zu verbergen! Wie oft sollte man nicht beklagen, anstatt sich zu ärgern!"

Der Alte schwieg und begann nach einem Augenblick wieder: „Knabe! Ich werde dir nicht sagen, was wahrscheinlich Viele schon gethan haben, daß Alles überwunden werden kann, wenn man nur festen Willen hat, wenn man nur Muth faßt u. s. w. Mannichfach sind freilich die Seelenkrankheiten, welche durch festen Willen und Klugheit überwunden werden können; aber es gibt Gemüthskrankheiten, welche allen unseren Bemühungen trotzen — sie folgen uns zum Tode. Aber das muß uns nicht ver-

zweifeln lassen und uns Widerwillen einflößen gegen dieses schöne, gute Geschenk Gottes — das Leben. Wenn wir auch unsere Krankheit nicht überwinden können, so gibt es doch Mittel, welche ihr allen ihren Schmerz benehmen, welche uns die Fähigkeit geben können, die mannichfaltigen Freuden der Erde so gut, so vollkommen wie Diejenigen zu genießen, welche Natur und Glück mit ihren Gaben überschüttet haben. Diese Mittel werden wir in Betracht ziehen. Aber euh, Knabe! Jetzt will ich mit dir von der Abendmahlzeit reden! Später, wenn wir die Weltkörper über unseren Köpfen werden wandern sehen, wollen wir weiter über unsere Sorgen sprechen."

Nachdem die Sterne ihre Lichter angezündet hatten und auch das letzte Vogelgezwitscher aufgehört hatte, setzten wir uns auf ein moosbewachsenes Felsstück außerhalb der Grotte. Das Feuer, welches dort noch brannte, warf einen ungewissen Schein auf das Haidekraut und die Tannenbüsche rings umher. Die Cicaden sangen Discant zu dem groben Baß des Wasserfalls, und es übertönten sie gewiß und gebietend die tiefe Stimme und die kräftig ausgesprochenen Worte des Alten. Dort saß neben ihm auf dem Felsen ein in der Seele Hungernder, der begierig jedes Wort von seinen Lippen sog.

„In früheren Zeiten," sagte der Greis, „war es Mode, sich zum Eremiten zu machen und die Menschen zu fliehen, um sich zum Himmel vorzubereiten. In unseren Zeiten scheint man keinen andern Weg zur Seligkeit zu kennen als den durchs Gesellschaftsleben. Hat man zumal einiges Vermögen, ist man von sogenannter guter Familie, so ist man so gut wie verurtheilt, ein Sklave des Umgangs mit Menschen zu sein. Und doch, wie viele Menschen gibt es nicht, welche niemals — man thue, was man will — dafür passen werden! Und weshalb die Sphäre für menschliche Brauchbarkeit und menschliche Genüsse so beschränken? Auch hier auf der Erde gibt es viele Wohnungen, viele verschiedene Arten

von Leben und Wirksamkeit für verschiedene Menschennaturen."

„Philoktet, mit seinem ekelhaften Geschwüre am Beine, fand unter Lemnos' einsamen Klippen, umringt von Thieren, die ihn liebten, und sein Brot im Schweiße seines Angesichts gewinnend, einen Lebensgenuß, der ihm unter den Menschen versagt war. Einsam mit sich selbst, mit der Natur und vor Allem mit dem großen Weltgeist, dessen Leben Alles durchströmt, fühlte er aufs neue des Lebens frische Fluten für sich strömen; und er liebte das Leben. Und wer wird wol läugnen, daß es für Denjenigen, welcher eine unheilbare Wunde hat — sei es nun im Herzen oder am Körper — daß es für den gut sei, den Blicken der Menschen, dem Troste der Menschen auszuweichen und diesen in der Natur, in den ewigen Sonnen dort oben zu suchen?"

Der Greis sah mit stiller Rührung zu den strahlenden, wandernden Welten empor und faltete die Hände.

„Es ist," sagte er nach kurzem Schweigen, „in diesem Sternenhimmel über uns, in der unermeßlichen Aussicht, welche seine Unendlichkeit eröffnet, Etwas, was unsere Sorgen, unsere Trübsale als recht klein, als recht unbedeutend erscheinen läßt, und das ist gut! Das ist recht gut!" wiederholte er, während er zu den freundlichen Himmelslichtern emporsah.

„Lebe mit der Natur, lebe in ihrer lebensvollen Einsamkeit!" fuhr der Greis fort. „Es ist ein Balsam, wohlthuend für Seele und Körper. Es ist ein glückliches Leben. Auch braucht es nicht für Andere unnütz zu sein. Sammle um dich, gleich Philoktet, Thiere, die dich lieben und die du glücklich machst. Bist du reich an Gold oder Geist, so sei den Menschen ein unbekannter Wohlthäter. Und hast du auf der Erde auch nur dein eignes Herz gereinigt und veredelt, so hast du gewiß nicht unnütz für den Himmel und seine Gäste gelebt.

„Kannst du die Gesellschaft deiner Mitmenschen nicht

ertragen, so lebe doch mit ihnen, lerne sie lieben durch ihre Dolmetscher — die Bücher! Es ist ein herrlich Ding, mit den vorzüglichsten Geistern der Erde zu leben und zu denken, ihnen auf ihrer Wanderung durch die verschlossenste Tiefe des Lebens und herauf zu den ewigen Himmeln des Lichts zu folgen. Es ist schön, in der Nacht des Lebens von ihren Blitzen erleuchtet zu werden — an diesen unser eignes Licht anzünden zu können und die Welt und uns selbst in einer höhern Klarheit zu sehen — zu wissen, daß wir schon hier im Leben in der Morgenröthe einer bessern Welt stehen.

„Was meistentheils unserer möglichen Glückseligkeit im Wege steht, ist, daß wir eigensinnig darauf beharren, sie in dem für uns Unmöglichen zu suchen. Woran unsere Neigung, unsere Begierde sich geheftet hat — und wäre es auch ebenso unmöglich zu erreichen, wie es meiner Hand unmöglich ist, dort das Nordlicht zu ergreifen — das wollen wir, darnach streben wir und sehen in der Welt nichts Schätzenswerthes, nichts Suchenswerthes, als dies allein. Wir laufen gegen den Stachel, bis er uns durchstochen hat. Die kühne, die glückliche Kraft, welche widerstreben und siegen kann, mag den Kampf wagen; aber Mancher thäte klug daran, sich bei Zeiten zu bescheiden und einen andern Weg zu seinem Ziele — Freiheit und Glückseligkeit — zu suchen. Wir müssen bedenken, daß wir nicht gegen einen neidischen Feind streiten, sondern am öftersten gegen Gottes weisen Willen, wenn wir eigensinnig darauf bestehen, unsere Glückseligkeit in Dem zu suchen, dessen Erreichung unsere Stellung in der Welt oder unsere natürlichen Anlagen uns unmöglich machen. Viel weiser wäre es, in diesen Hindernissen Winke der väterlichen Hand der Vorsehung zu sehen und ihr dahin zu folgen, wohin sie uns leitet, wäre es auch weit weg von unserer ersten Liebe. Es gibt einen Hafen, einen schönen und sturmfreien Hafen, dorthin .... euh, was? Will er Frau und Kinder haben? Euh,

Knabe, komm' Er nur nicht und denk' an eine Frau, wenn Er nicht freien kann! Euh, Knabe, ohne Entsagung gibt es keinen sichern Genuß. Und hat man nicht Muth zu entsagen, euh, so ist und bleibt man ein elender Wicht und ein Unglücklicher! Euh, was nun?"

Ich barg mein Angesicht in meinen Händen und der Greis fuhr in einem weichern Tone fort: „Es ist nicht leicht, das gebe ich zu; es ist ein schweres Opfer. Stärke und Festigkeit gehört dazu. Es ist schön — ein Weib, ... ein Weib, das sich an meine Brust lehnt..... mit Rosenwangen, mit lieblicher Stimme — ein Weib mit meinem Kinde auf dem Arme; meine Frau, mein Kind......"

Der Greis hatte diese Worte wie für sich selbst gesprochen, hingerissen von bitteren, süßen Erinnerungen; aber schnell riß er sich von diesen Worten los mit einem: „Euh! Ich glaube, du weinst, Knabe! Fi! Komm' und geh' zu Bett! Es ist spät! Komm!" Und brummend ging er wieder in die Grotte hinein.

Einige Tage nach diesem Gespräch war der Alte ungewöhnlich still und ernst. Das Ende des August nahte heran und brachte kühlere Nächte und kürzere Tage mit.

„Es wird Zeit für mich, wegzuziehen!" sagte eines Tages der Alte. „Wohin? Euh, Knabe, frage mich nicht! Aber komm' und suche mich nächsten Sommer hier, nicht um aufs neue meinen grauen Rock zu durchnässen, das verbitte ich mir! Aber komm' und suche mich, wie ein vernünftiger Mensch! Wenn ich noch auf Erden lebe, so wirst du mich hier finden."

Wir saßen auf einem Felsen oberhalb des Wasserfalls. Die Sonne, welche unterging, verwandelte dessen Wogen und Schaum in glänzendes Silber. Ich hatte mich zu den Füßen des Alten gesetzt. Mein Sinn war an diesem Abend leicht und freimüthig und ich betrachtete mit Vergnügen und Ehrfurcht das breite, kraftvolle Antlitz des Alten, seine hohe Stirn, um welche die

Silberhaare wehten, während er mit frommer Miene nach der Seite hinsah, wo die Sonne unterging. Der Greis legte seine große, braune Hand auf meinen Kopf und sagte mit einer Mischung von Lustigkeit und Rührung: „Euh, Knabe! Du Landstreicher! Morgen sollst du mich verlassen und hübsch nach Hause gehen. Euh, Knabe! Schweig Er hübsch still über den Alten und Alles, was ihn betrifft, sonst soll Ihn der Teufel holen!“ Der Greis sprach diese Worte mit so donnernder Stimme und so wild stierenden Augen, daß ich ihn mit Verwunderung betrachtete. „Nu, nu!“ fuhr er sanfter und mit seinem komischen Lächeln fort, „es ist nicht so gefährlich; denn schweigt Er nur, so wird Ihm nichts Böses geschehen!“

Und jetzt fuhr er fort, mir wegen meines künftigen Lebens Rathschläge zu ertheilen. Er rieth mir, auf eine längere Zeit die Städte und das Gesellschaftsleben zu meiden, mir starke Leibesbewegung zu machen, mich unausgesetzt zu beschäftigen u. s. w. „Die beste Art,“ fuhr er fort, „diese Dämonen, Verlegenheit und falsche Scham, zu verscheuchen, ist, sie mit der größten Verachtung zu behandeln und ihnen unter keiner Bedingung zu erlauben, unsere Seelenruhe zu stören. Es gibt — glaube einem hierin geprüften Freunde — viele Gespenster, welche Despoten über uns spielen und unsere Plagegeister sind, bis wir sie scharf und entschlossen ins Auge fassen, sie mit Gottes Licht in unserm Herzen und unserer Vernunft beleuchten und fragen: Was seid ihr? Da werden wir bald seelenlose Nebelbilder erkennen, Phantome, ungeeignet, an ihrem Ort zu bleiben, und die nur eine kleine Zeit mit unserm Leben Scherz treiben können, Dissonanzen, welche aufhören werden, wenn der Mensch aufhört Sklave der Natur zu sein, wenn er einst die Macht erhält, außer sich das Eden zu erschaffen, welches er sich in der eignen Brust gebildet hat. Der Versöhner hat uns gezeigt, wie und wodurch, Knabe! Willst du ihm folgen, so wisse,

es ist kein illusorischer Glaube, es ist der Widerschein einer ewigen Wahrheit, der, welche dir Freiheit verspricht, welche dir Glückseligkeit bietet, welche dir sagt, daß einst dein Auge strahlen, deine Zunge Alles aussprechen werde, was dein Herz Gutes und Warmes fühlt! Und wenn dieses eine ewige Gewißheit ist — Wahrheit von Gottes Wahrheit, Wahrheit wie seine Offenbarung in Jesu —, so können wir wol geduldig die augenblicklichen Hemmungen ertragen, welche die Fessel unsers Organismus den Aeußerungen unsers Lebens anlegt. Wenn die drückenden Bande sich fühlen lassen, werden wir uns sagen: Was macht es? Welches wirkliche Böse ist darin? Bin ich deshalb weniger gut, findet Gott deshalb weniger Gefallen an mir? Und wenn ich alle diese Fragen mit Nein beantworten muß; wenn ich mir sagen muß, daß nichts wirklich böse ist, das nicht Sünde gegen Gott und seinen heiligen Willen ist — dann werde ich mein Haupt still unter das Joch beugen, es weniger drückend finden und deshalb auch weniger unter seiner Gewalt stehen. Ich weiß ja, daß die Stunde der Befreiung kommen wird. Glaube an Jesus!"

Dies war die letzte Ermahnung, die ich von dem Alten hörte. Am folgenden Tage trennten wir uns. Ein Jahr später suchte ich ihn. Schlangen krochen in der Grotte; ihr freundlicher Genius war verschwunden.

Ich war nach meiner Trennung von dem Greise zu meiner Familie zurückgekehrt, ohne noch einen festen Plan für die Zukunft gemacht zu haben. Ich erschien mir besser, ich glaubte mich wieder stark. Ich liebte das Familienleben, ich liebte die Menschen, ich hatte alle die Meinigen lieb; ungern wollte ich mich von ihnen trennen, ich wollte noch einen Versuch machen. Aber kaum befand ich mich in meinen früheren Umgebungen, als meine ganze Krankheit, als alle meine Qualen zurückkehrten. Ich ward wieder eine Plage für mich selbst und für Alle, die mich umgaben. Meine Nächte hatten keinen Schlaf,

und mein kurzer Schlummer ward von qualvollen Träumen beunruhigt. Mein Körper schwand dahin. Schreckliche Erscheinungen schwebten mir vor und jagten mich gleichsam durch Feuer und Wasser. Sie concentrirten sich zuletzt in einer einzigen fixen Idee. Wachend oder schlafend, arbeitend oder ruhend, sah ich unaufhörlich ein Paar flammende, wilde, infernalisch durchdringende Augen vor mir, welche mich unaufhörlich fixirten mit dem Blicke, mit der Kraft, welche man der Schlange in der Wüste zuschreibt, wenn sie sich einen Menschen zum Raube ausersehen hat. Ich fürchtete, wahnsinnig zu werden. Doch „fürchten" ist nicht das rechte Wort. Ich war zu unglücklich, um Etwas zu fürchten, am wenigsten — Bewußtlosigkeit.

Wohl erinnerte ich mich der Worte des Alten und seiner Vorschriften, aber ich entbehrte der Kraft, sie auszuführen. Bei jedem Schritte schienen sich Abgründe zu meinen Seiten zu eröffnen. Ich hatte einen jungen Bruder, gut und schön wie ein Engel. Er liebte mich. Ich war sein Lehrer gewesen. Ich konnte es nicht mehr sein; aber er suchte mich noch. Ich steckte ihn an. Er sah auf mich und sein Wesen und sog allmälig Unsicherheit aus dem meinigen. Ich sah es. Ich wollte sterben; ich konnte nicht! Ich wollte gehen, ich konnte nicht! Ueber mich war der Dämon gekommen, den Goethe*) so reden läßt:

„Wen ich einmal mir besitze,
Dem ist alle Welt nichts nütze.
Ewiges Düster steigt herunter,
Sonne geht nicht auf, noch unter;
Bei vollkommnen äußern Sinnen
Wohnen Finsternisse drinnen,
Und er weiß von allen Schätzen
Sich nicht in Besitz zu setzen.
Glück und Unglück wird zur Grille,
Er verhungert in der Fülle;

*) Siehe „Faust" zweiter Theil.

Sei es Wonne, sei es Plage,
Schiebt er's zu dem andern Tage,
Ist der Zukunft nur gewärtig,
Und so wird er niemals fertig.

„Soll er gehen? soll er kommen?
Der Entschluß ist ihm genommen;
Auf gebahnten Weges Mitte
Wankt er tastend halbe Schritte.
Er verliert sich immer tiefer,
Siehet alle Dinge schiefer,
Sich und Andre lästig drückend,
Athem holend und erstickend;
Nicht erstickt und ohne Leben,
Nicht verzweifelnd, nicht ergeben.
So ein unaufhaltsam Rollen,
Schmerzlich Lassen, widrig Sollen,
Bald Befreien, bald Erdrücken,
Halber Schlaf und schlecht Erquicken
Heftet ihn an seine Stelle
Und bereitet ihn zur Hölle."

„Unglückselige Gespenster!" so konnte ich mit Faust ausrufen. Wehe mir, daß ich nicht so wie er sprechen konnte, als er von dem Athemzug des Dämon geblendet wird:

„Die Nacht scheint tiefer tief hineinzudringen,
Allein im Innern leuchtet helles Licht;
Was ich gedacht, ich eil' es zu vollbringen....."

Eines Abends, als ich in die tiefste Düsterheit versenkt saß, fiel mir — ich weiß nicht mehr wie — eine Legende von St. Rochus in die Hand. Mit wenigen Worten will ich von ihrem Inhalte Rechenschaft geben.

„St. Rochus ward in Montpellier geboren. Er zeichnete sich frühzeitig durch Gottesfurcht, reine Sitten und Fleiß bei seinen Studien aus. Nach dem Tode seiner Eltern verschenkte er sein großes Vermögen an einen dürftigen Verwandten, nahm den Wanderstab in die Hand und ging nach Florenz, wo die Pest wüthete. Hier übte

er wunderthätige Gaben aus und machte Manchen durch Gebet und Auflegen der Hände gesund. Zuletzt ward er selbst von der Seuche ergriffen und litt so schreckliche Schmerzen, daß er sich heftiger Ausrufungen nicht enthalten konnte. Als er aber merkte, daß er durch diese die Kranken in dem Hospitale störte, schlich er sich unbemerkt davon und setzte den Fuß außerhalb der Pforte. Die Leute, welche vorüber gingen, hielten ihn für toll, und er ward aus der Stadt getrieben. Ermattet und elend fiel er unter einem Baume nieder. Hier sprudelte eine Quelle aus der Erde empor und löschte seinen Durst. Auf einem Landgute nicht weit davon merkten eines Tages die Leute im Hause, daß der Hofhund mit einem großen Stück Brot davonlief. Obschon wegen seines Diebstahls bestraft, beging er ihn doch am Tage darauf und auch die folgenden Tage wieder. Dies erschien sonderbar und man benachrichtigte den Gutsherrn davon. Dieser beschloß, die Sache zu untersuchen, und nebst einigen von seinen Leuten folgte er eines Tages selbst den Spuren des Hundes. So kamen sie an den Baum, wo Rochus lag. Als dieser sie kommen sah, rief er ihnen laut zu, daß sie nicht herankommen möchten, weil er die Pest habe und sie sicher anstecken würde. Der Gutsherr — Gianozzo — ließ sich hierdurch nicht abschrecken. Er ließ Rochus in sein Haus tragen und pflegte ihn, bis er vollkommen hergestellt war. Dann wanderte er wieder, von Gianozzo begleitet, nach Florenz und fuhr fort, die Kranken gesund zu machen. Hierauf weihte er Gianozzo in die Strenge des Eremitenlebens ein.

„Nach vielen Jahren, in Entsagungen und Werken der Barmherzigkeit verlebt, empfand er Sehnsucht, sein Geburtsland wiederzusehen. Er kehrte dahin zurück. Dort wüthete der Krieg. Er ward als Spion verdächtig, festgenommen und in ein hartes Gefängniß geworfen. Aber Rochus pries Gott wegen seiner Leiden und verblieb ruhig und froh in ihm. Nachdem er fünf Jahre in einer

finstern und abscheulichen unterirdischen Höhle gelebt hatte, fühlte er seinen Tod herannahen und verlangte mit einem Priester zu reden. Als dieser in das Gefängniß trat, wo Rochus lag, sah er dieses von einem hellen Scheine erleuchtet und über Rochus' Antlitz lag ein göttlicher Glanz, welcher den Priester so überwältigte, daß er zu Boden sank. Dann eilte er schnell hinaus, um dem Regenten von dem heiligen Mann Nachricht zu bringen, der so von ihm mishandelt war. Bald ward das Gerücht unter dem Volke verbreitet und eine unzählbare Menge strömte nach dem Thurme, in dem Rochus lag. Aber er hatte den Geist schon aufgegeben."

Was in dieser einfachen Erzählung hauptsächlich auf mich Eindruck machte, war des heiligen Mannes Benehmen während seiner Krankheit. Er verließ sein Lager, die Bequemlichkeiten, die Pflege, deren er genoß, und ging aus dem Hause, um Andere nicht mit seinem Leiden zu stören. Einsam und schwer geplagt, suchte er Diejenigen fern zu halten, die ihm zu Hülfe eilten, weil er ihnen zu schaden fürchtete. Wieder und wieder las ich diese Worte. Und wie? War nicht gerade ich auf ähnliche Weise von einer unglückseligen Krankheit behaftet? Wirkte ich nicht peinlich auf Diejenigen ein, die mich am nächsten umgaben? Störte ich nicht die Ruhe Derer, die mir wohlwollten? Er ging aus dem Hause, er litt Noth, um Andere zu schonen, er ging ihnen aus dem Wege, um ihnen Ruhe zu verschaffen. Weshalb sollte ich nicht dasselbe thun? Was thaten in früheren Zeiten die Aussätzigen? Mußten sie nicht auch die Menschen meiden und waren gleichwol nur krank, nur unglücklich? Auch ich war ein unheilbarer Kranker — ich steckte Andere an — ich mußte fliehen. Ja, ich wollte es! Das Gefühl, Denen, welche ich lieb hatte, damit etwas Gutes zu erzeigen, bestärkte mich in einem Vorsatze, wozu die Klugheit allein mich nicht hatte bewegen können. Ich wollte fortgehen — ach! das würde ja meinem Hause zum Segen gereichen,

Ich wollte meine Geliebten frei machen, aus mir möchte werden, was Gott gefalle.

Ich schrieb an meine Eltern, schilderte ihnen meinen Zustand, meinen Vorsatz, und versprach, einst zu ihnen zurückzukehren. Als sie meinen Brief erhielten, war ich schon weit fort. Ich veränderte meinen Namen und hielt meinen Weg geheim. Ich kam in diese Gegend; sie gefiel mir, denn sie war einsam und wild. Ich baute mir hier mit geringer Hülfe eine Wohnung. Was ich besitze, was ich angebaut habe, haben Sie gesehen. Alles ist meine eigne und Beckasin's Arbeit. Er war mein einziger Freund und Diener. Ich lebte von der Arbeit meiner Hände. Sie stärkte mich und zwang meine Gedanken, aus ihrem tiefen Versteck hervorzukommen. Mein Leben, meine Einsamkeit wurden mir theuer. Ich hörte die Stimme der Wüste, den mächtigen Sturm — einen bewußtlosen Ton aus der Brust der Allmacht! Sein Gesang ließ meine Brust sich erweitern. Ich sah über mir das blaue Auge des Himmels, so groß, so schön; es forschte nicht, es spürte nicht, wie das des Menschen. Ich las Gottes Wort in den Blumen, in den kleinen Gräsern; — sie fragten nicht, sie verletzten nicht! Die Felsen standen so hoch und ruhig um mich herum. Ich wanderte in den tiefen Wäldern und ihr Gesäusel wiegte meine Seele zur Ruhe. Alles war groß, frisch und sorglos um mich her; Alles lebte sein eignes stilles, ungestörtes, kräftiges Leben. Meine Seele erhob sich und schöpfte Athem! In die Kirche ging ich, um den vortrefflichen Hervey zu hören. Ich machte auch durch einen Zufall seine persönliche Bekanntschaft. Er hat mir viel Gutes erzeigt. An seiner Seite befand ich mich wohl und alle Unsicherheit verschwand. Ich fühlte das Bedürfniß zu lieben und geliebt zu werden. Ich sammelte Thiere um mich. Ihre Blicke stören mich nicht, nicht sie die meinigen. Sie erhielten ihre Speise aus meiner Hand und liebkoseten sie dankbar. Sie freuten sich bei

meiner Stimme. Meine Seele ward von ihren Spielen erquickt. Ich lehrte sie, sich zu vertragen; machte ihr Leben glücklich und ihren Tod kurz und sanft. Ich theilte meine Zeit zwischen ihrer Pflege und meiner Arbeit — bald erhielt auch meine Seele Ruhe genug, um sich mit Lesen beschäftigen zu können. Allmälig fühlte ich — o glückseliges Gefühl! — wie der Dämon, der meine Plage gewesen war, von mir wich, und an seiner Statt kehrte ein lieblicher, ein freundlicher Geist in mir ein, der mir die Schönheit der Natur erhöhte, der meine Einsamkeit mit seinem Reichthum erfüllte. In der Gesellschaft der Natur, ihre frischen Quellen trinkend, von ihrem mächtigen Leben erwärmt, fühlte ich mich Dichter. Mit dem Sturme, mit dem Gesange der Vögel und Insekten stiegen in mir Gefühle, Gedanken und Bilder auf, sie kleideten sich in Worte und aus der Tiefe der Wildniß erhob sich die Stimme eines neulich noch so tief Unglücklichen, um in seinem und in der Natur Namen den Schöpfer für die Gabe des Lebens zu preisen. Nie habe ich Gott so geliebt, ihn so angebetet, wie in dieser Einsamkeit!

Sieben Winter und sieben Sommer sind vorübergegangen seit der Zeit, wo ich in meine liebe Einsamkeit einging. Meine Seele war gestärkt, mein Verstand hatte sich während dieser Zeit mit einigen Kenntnissen bereichert. Eine süße Ruhe war über mich gekommen. Zuweilen empfand ich Sehnsucht nach der Gesellschaft gebildeter Menschen. Es ahnte mir, daß ich einst unter sie würde zurückkehren können, ohne ein störender Geist zu sein. Es schimmerte mir eine liebliche Hoffnung vor, daß auch ich eines Tages eine Gattin und Freunde besitzen könnte. Ein Zufall führte vor kurzem ein Weib zu meiner Hütte; — seit dieser Zeit kann ich nur an sie denken. Es war nicht sie, die göttlich Schöne, der man wie einer Unsterblichen huldigen wollte. Sie war es, mit dem Frieden in ihrem

Antlitze und in ihrem Wesen, welche ohne Schönheit doch alle Sinne entzückte, welche das Herz so ruhig und sanft schlagen ließ; welche Alles, was sie berührte, zu heiligen schien; deren Blick so sanft, deren Worte so gut waren; die gegen mich so freundlich war und es nicht verschmähte, auf der Matte zu ruhen, die ich ausbreitete. Sie ist es! Mein Herz wird beim Gedanken an sie aufgeregt. Ich fühle für sie eine unaussprechliche Zärtlichkeit. O, wenn sie meine Gattin werden könnte, werden wollte! An ihrer Hand würde ich nicht fürchten, wieder in die Welt einzutreten — sie würde mein guter Engel sein. Mit ihr würde ich mich nicht mehr dort wie in einer Wildniß fühlen. Mit ihr, bei ihr, überall an ihrer Seite würde ich mich heimisch und glücklich fühlen. In ihr habe ich Ruhe, eine Ruhe, welche macht, daß ich von ihr entfernt nur Unruhe habe, daß meine Hütte mir arm und leer scheint und die Thiere um mich beinahe wie Vieh! Wie schön neben ihnen, wie liebenswürdig ist doch der Mensch! Ich bin nicht arm. Ich kann meiner Gattin eine angenehme Stellung im Leben anbieten. Ich weiß, was ich thun will; morgen verlasse ich meine Hütte. Ich will zu meiner Familie zurückkehren, ich will mich wieder unter Menschen versuchen, ich will meine Kraft prüfen. Sollte ich mich wieder wie früher unglücklich fühlen, so will ich zu meiner Einsamkeit zurückkehren, meine Thiere pflegen, Gott preisen und dort sterben. Fühle ich meine Krankheit überwunden, oder fühle ich in mir die Macht, mich zu beherrschen, so will ich zu ihr gehen, die ich liebe, und sprechen: „Clara, ich habe dich so nennen hören und wie wohl paßt dir nicht dieser Name! — liebliche, gute Clara, werde meine Gattin. Mein Leben will ich dir weihen, um dich glücklich zu machen."

Wie tief erröthete nicht Clara, als sie diesen Schluß las, der sie zugleich überraschte und rührte. Hervey hatte

der Familie auf Umenäs das Manuscript gelassen und nächst Clara las es Niemand mit so vielem Interesse wie die Baronin H. „Nun, Clara," sagte sie, nachdem sie es zusammengelegt hatte, „was denkst du von dieser letzten Aussicht?" Clara schwieg einen Augenblick und sagte dann lächelnd: „Wir werden zusammen darüber nachdenken, wenn er wiederkommt. Einen guten Menschen glücklich machen zu können, ist wirklich eine Sache zum Besinnen."

„Wir wollen uns jedoch lange, sehr lange auf diese Wohlthat besinnen, Clara," sagte die Baronin, welche für Clara ganz andere Plane hatte und von der Liebeserklärung des Ansiedlers etwas genirt war. Etwas empfindlich fuhr sie fort: „Was ist jetzt aus deiner Angst vor dem Heirathen geworden? Hast du sie dort im Walde gelassen?"

„Nein, aber du hast sie mir benommen. Warum hast du seit einem Jahre mich das Erdenleben so gut und schön finden lassen, daß ich mich nicht mehr so sehr fürchte, mich dort anzusiedeln?"

„Clara, meine gute, liebe Clara! Versprich mir nur, mit wem du dich auch ansiedelst, deine Ansiedelei ganz in meiner Nähe anzulegen, sonst laufe ich meinem Manne davon; das sage ich dir und das werde ich auch ihm sagen."

Maitage.

„Der Herr des Himmels schritt bei der Erschaffung der Dinge einher und offenbarte sich in vollem Frühling."
Confucius.

Und der Winter ging und der Frühling kam. Vielleicht bemerkt Jemand, daß diese Neuigkeit in jedem neuen Büchlein aus dem Alltagsleben wiederkehrt; aber ist es wol zum Verwundern? Sie ist so liebenswürdig. Die Erde ermüdet nicht bei ihrem Besuche; möge es auch der Leser nicht bei meiner Beschreibung!

In der Tiefe der Erde gähren die Säfte. Die Elementargeister fahren darüber hin und locken und winken und mahnen. Sie sehnen sich darnach, in irdischer Gestalt zu blühen und, jeder nach seiner Art, ihr schönes Leben auszusprechen. Die Sonne, die ewige, lächelt über die Spiele des Erdenlebens und segnet und begießt jedes Wesen mit der Flut von Licht und Wärme. Und zum Lichte steigen die Säfte liebewarm, sich von den Geistern bilden zu lassen, und schweigend heben diese ihre herrlichen Gestalten — still ohne Mühe, ohne Unruhe; so webet, so bildet auch der Geist seine schönsten Erzeugnisse! Die Stunde ist da und die Natur schlägt ihren Kranz stiller Wunder aus. Da sprießt das Laub hervor, vollendet in seinen kleinsten Theilen, ebensowol ein Kunst-

werk wie das größte der Welten. Die Moose schwellen aus dem Schoose des harten Felsens und machen ihn weich. Das Blümchen öffnet seinen Kelch, ein Mysterium von Schönheit, dem Menschen ebenso unergründlich wie dessen Schöpfer. Singend breitet das Insekt seine Purpurflügel in dem freien Raume aus; es ist der Freigelassene der Natur, deshalb singt er! Alles, so groß, so schön in dem Allergeringsten! Jeder Theil so vollendet und das Ganze....... der Reichthum, die Mannichfaltigkeit, die Harmonie, des Lebens Herrlichkeit, wer kann es fassen? Unsterblicher Thorild! Lehre mich wenigstens lobpreisen:

„Herrlicher Anblick der Schöpfung! Gottes Seligkeit und das
Sich ewig ergießende Leben! Heilige, in dir
Wimmeln Geschöpfe, Begierden, lebt All's unergründlich,
Lebet der Ewige! Ach, ergieß dich, Quelle von Schönheit,
Weit über Welten, der Schein seines Wesens, sein innigster Ausdruck,
O allbelebender Geist! Gottes Hauch, der in mir und um mich!
Gottes Hauch! Leben der Rose und des Lichts Freude und der Berge
Ewig wirkende Kraft und des Weltalls! O Herrlicher, Guter!
— — — — — — — — — — — —
Jedes Geschöpf hat den eigenen Kreis von Güte und Schönheit,
Ist Gott in seinem Atom! So auf sich es Alles beziehet,
Schaffet um sich eine Welt, eine eigene Ordnung der Dinge,
Eigene Ordnung von Gutem, Vollkommnem, von steigender Schönheit,
Für sein schimmerndes, fliehendes Wesen; und wirket und schaffet
Nach seinem Fassungspunkt sein Selbst, seines fühlenden Sinnes
Leben, Genuß und Wohl. Unendliche Harmonien!
Ein' ist die ewige, wahre! Gottes, des großen, des Ganzen!"

Gott-trunkene Worte sind das. Verdolmetschen sie das Leben, verdolmetschen sie das Gefühl hinreichend? Ach!!

Der Frühling in Norrland ist nicht wie in südlicheren Ländern ein langsames Erwachen aus einem tiefen Schlafe. Er schlägt auf ein Mal aus wie ein jugend-

liches, frisches Lachen. Gestern lag noch die Schneedecke auf der Erde, heut ist sie verschwunden und das Gras steht grün und die Bäume knospen! Wie die Schneehühner lachen in den dampfenden Wäldern, wie die Auerhähne spielen, wie die Drosseln singen, wie die Birken duften! Die Thäler füllen sich mit einfachen Rosen und Linnäen, die Berge kleiden sich mit Bergveilchen, weiße Wasserrosen wiegen auf den Wellen, die Goldweide schmückt sich mit goldgelben Blütenköpfen. Der Himmel schwimmt in einem Meere von Licht. Die Sonne will nicht untergehen, die Nacht zeigt ihr Antlitz nur einen Augenblick und verschwindet. In diesen Dämmerungsstunden flammen die Spitzen der Schneeberge und erleuchten die Thäler mit wunderbarer Klarheit *).

Eine innerliche Wonne durchbebt die Natur. Es ist ein sprühendes Leben von Licht, Wärme und Wohlgerüchen, in dem alle Wesen vom Menschen bis zum Insekt mit wollustfroher Freude athmen.

In dieser duftreichen Welt, in dieser Luft voller Gesang, unter diesem Leben von Licht stand Nina. Nina, die Sonnentochter, die Licht und Wärme Begehrende, überrascht und entzückt von diesem starken, wunderbaren Leben stand sie da und ihr Wesen öffnete sich blumenähnlich, um es aufzunehmen. An ihrer Seite stand Hervey. O wie schön war nicht für sie dieser Moment des Lebens! Sie liebten so tief, so innig, und mit ihnen still und warm lebte und liebte die Natur. Alles war ein hoher, harmonischer Accord. Sie sprachen nicht von Dem, was sie für einander fühlten; sie gaben sich selbst nicht Rechenschaft darüber. Ein Wort hätte vielleicht ihre himmelreine Seligkeit verscheucht. Sie waren einander nahe, sie waren beisammen, das war ihnen genug. Oft gingen sie dahin schweigend und berauscht von der lieblichen

*) Siehe die Einleitung zu Geijer's Geschichte des schwedischen Reichs.

Fülle ihrer Gefühle; oft ließ auch Hervey seiner natürlichen Beredtsamkeit freien Lauf, welche seine Liebe zu Nina noch reicher machte. Wie warm, wie voll umfaßte nicht Hervey Alles! Wie bedeutungsvoll wurden nicht die Gegenstände, die er berührte! Das Gebirg that seine Schätze auf, das Brausen des Meeres erhielt Sinn, die Bahn der Sterne und die Wanderungen der Völker und das stille Leben der Koralle, Alles ging geordnet und leicht und bedeutungsvoll aus seiner klaren Seele hervor. Sein Blick lag wie ein Sonnenschein auf dem Leben. Und das tiefe, ewige Thema zu allen Variationen der Schöpfung, Gott, sah Hervey sie alle durchdringen; von diesem gingen sie aus, zu diesem kehrten sie zurück, reiche und liebevolle Offenbarungen vom Leben des Ewigen. An Nina's Seite, von ihr inspirirt, war Hervey der Dichter der Natur, der Verherrlicher der Natur.

Und sie? Entzückt und selig ging sie an seiner Seite, seiner Stimme, seinen Worten horchend. Wie schön zerstreute nicht das Licht in seinem Blicke die Nebel in ihrer Welt! Wie klar, wie freundlich war diese nicht! Es ward so warm, es ward ihr so lieblich, so unendlich wohl ums junge Herz. Es schlug laut von einer bisher ungekannten Wonne und Lebenslust. Nina's ganzes Wesen entwickelte in diesem Momente seine Blüte. Die Farben der Rose schlugen auf ihren Wangen aus; ihr Auge tauschte seinen dunkeln Blick gegen eine Klarheit aus, ähnlich der des Frühlingshimmels über ihr; ihr Wuchs, ihre Formen erhielten eine schöne Fülle. Eine bezaubernde Heiterkeit belebte ihre Bewegungen und ihre Worte. Sie war ein lebendes Bild der Glückseligkeit. So Hervey an ihrer Seite.

Und wenn diese Blütenstunde des Lebens nur einen Morgen währte, so ist es doch schön, sie gehabt zu haben, schön, die Brust in Frühling und Liebe gebadet und des Lebens Herrlichkeit verstanden zu haben. Diese glänzende Morgenröthe wirft einen Zauberreiz über das

ganze übrige Leben. Man trägt besser dessen irdisch-schweren Tag, wenn man eine Stunde ausgenossen hat, wenn das Herz einmal von Wonne gesättigt worden ist — wenn man einmal genug gehabt hat. Vielleicht denkst du nicht so, der du nach einem Leben der Entsagung bei dem stillen Sternenlichte deines Abendhimmels wanderst und einen Morgen erwartest, dessen Klarheit nicht erblassen wird. Und vielleicht hast du recht. Ich bin geneigt, es zu glauben. In südlichen Ländern wäre eine Liebe wie die Hervey's und Nina's bald in Flammen ausgebrochen, sie hätte mit vulkanischer Kraft alle Verhältnisse, vielleicht auch heilige Bande gesprengt und die Hochzeitsfackel oder den Scheiterhaufen angezündet. In dem stillen, ernsten Norden, wo sie entstand und sich entwickelte, nahm sie eine andere Gestaltung an. Hast du zuweilen Bäume ungleicher Art aus getrennten Wurzeln entsprungen gesehen, welche, wie von einer unwiderstehlichen Anziehungskraft getrieben, ihre Stämme an einander lehnen, immer dichter, immer inniger, bis eine Rinde beide umschließt und man kaum noch die Stelle unterscheiden kann, wo sie zusammengewachsen sind? Die beiden sind Eins und keine menschliche Macht kann sie trennen, ohne zugleich ihr Leben zu zerstören. Zusammen saugen sie die Kräfte der Erde ein, ihre Zweige sind zu einer Krone verflochten. Dieselbe Schneedecke deckt sie während des Winters Nacht und wird von derselben Sonne weggehoben; derselbe Wind schüttelt ihre Aeste und dieselben Sänger finden unter ihrem Laubwerke Schutz.

Erkennen glückliche Gatten sich in dieser Schilderung wieder? Mögen es deren recht viele sein! Mögen sie lange auf der Erde leben! Sie gewähren eine den Blicken Gottes und der Menschen angenehme Erscheinung.

So tief, so still, so innig war das Gefühl, welches Hervey und Nina vereinigte. Und gerade deshalb, weil es so tief war, verblieb es Beiden lange ein Geheimniß. Es kam nicht über sie wie ein fremdes Gefühl, es er-

hob sich wie die Wirklichkeit und Verklärung ihres Lebens, wie ihres Wesens innerste Wahrheit.

Nina gab sich blindlings einem Gefühle hin, welches für sie das Leben selbst war, welches ihr den Himmel eröffnete. Die Erinnerung an frühere Verbindungen erlosch gleichsam in ihrer Seele; sie kannte sie nicht, sie dachte nicht daran. Hervey war ihre Welt, ihr Leben, ihr Schicksal, ihr Alles. Aber sie dachte nicht das Wort Liebe! Und als Hervey es dachte, als es ihm klar wurde, welches Gefühl sein Herz erfüllte, faßte er nur den festen Vorsatz, ihren Frieden niemals zu stören. Er fühlte Kraft genug in sich, die Leidenschaft in seiner eignen Brust zu besiegen, nur um ihr nahe zu sein, sie zu stützen und ihre Welt aufzuklären. Denn welche Macht er über sie ausübte, das konnte seinem Blicke nicht entgehen. Aber er nannte ihr Gefühl nicht Liebe. Nicht Liebe wünschte er bei ihr zu erwecken; er konnte nicht wünschen, ihr Leben mit dem zu verbinden, an das ein lebender Schatten sich geheftet hatte, ein Schatten, unabweisbar, undurchdringlich, welcher in dem Augenblick, wo er Nina und Glückseligkeit suchte, furchtbar hervortreten würde. Diesen Gedanken hielt er weit, weit von sich fern. Aber er fühlte das Bedürfniß, ihr Gutes zu thun, sie mit dem Besten, was er besaß, zu segnen, mit seinen Kenntnissen, mit seinem Herzen. Er wollte ihr Alles geben und begehrte Nichts wieder. Ihre Zuneigung war ihm theuer, theurer, nothwendiger vielleicht, als er es sich selbst gestand. In Hervey's Seele lag ein so tiefes Verlangen, Menschen glücklich zu machen, daß schon die bloße Befriedigung desselben seinem Herzen genug war. Deshalb dachte er so wenig an Dasjenige, was man ihm wiedergab, deshalb las er nicht das Wort Liebe, das sich dreifach aussprach in dem himmlischen Lächeln, welches Nina's Lippen bei seiner Ankunft theilte, in ihrem strahlenden Blicke, in dem Glanze von Lieblichkeit und Seligkeit, welcher sich dann über ihr ganzes Wesen ergoß.

Aber er kam jeden Abend, begierig, diesen Anblick zu genießen, wie der Hirsch nach der Hitze des Tages sich nach der frischen Quelle, wie die Erde sich nach dem Himmel sehnt, wenn sein Arbeitstag sich seinem Ende näherte. Freundlich ungeduldig trieb er dann seine Schwester Marie an, sich fertig zu machen, zu eilen, und mit hastigen Schritten eilte er auf dem Wege von Tärna nach Umenäs hin. Bei Nina's Anblick ward er ruhig. Sie und Clara waren meistentheils zu einer Wanderung in der wilden, aber romantisch schönen Gegend bereit, wo Hervey, ihr Begleiter, alle Wege und Stege kannte. Sie gingen. Bald theilte sich die kleine Gesellschaft. Nina's Arm ruhte in dem Hervey's. Sie gingen voraus, während irgend etwas Besonderes Clara's Schritte hemmte. Sie blieb mit Marie zurück, während sie mit einem sanften und melancholischen Lächeln dem Thema lauschte, welches beständig mit so inniger Liebe über Mariens Lippen ging, — der geliebte Bruder nämlich, seine Worte, seine Handlungen, seine Zärtlichkeit, seine Sorgfalt für die Seinigen, die Liebe, das Vertrauen, welches Alle ihm schenkten.

Nina liebte es, mit Hervey von Edla zu sprechen. Sie schilderte dieselbe wie ein höheres Wesen, unberührt von den Freuden und Leiden der Erde, streng und doch mild, tief, aber klar, ihre guten Thaten verheimlichend, wie Andere ihre bösen, einfach, aber ungewöhnlich, Niemanden außer sich selbst ähnlich. Sie sprach von ihrer eignen ersten, heitern Kindheit an der Seite der kleinen geliebten Schwester, von ihrem langen darauf folgenden Schwächezustand, von Edla's Einfluß auf sie. Ihre Lippen weigerten sich jedoch auszusprechen, was ihre Seele mit tausend Stimmen wiederholte, daß sie jetzt erst des Lebens Schönheit verstände, jetzt erst jung und glücklich wäre, daß sie jetzt erst von ganzem Herzen den allgütigen Geber des Lebens liebte, und das Gute, die Tugend, welche Ihm gefiel... Hervey hörte sie mit stillem Ver-

gnügen, freute sich über ihre schöne Seele, welche wie ein klarer Spiegel offen vor ihm dalag. Er horchte mit entzückten Sinnen der melodischen Stimme, der reinen und so einfachen Sprache. O, wie seine Seele sie liebte!

Oft führte er Nina zu den neuen Anlagen, die er machte, oder wozu er Andere ermunterte. Es schien, als müßten der Pflug, die neu aufgewühlte Weide, die Baumpflanzung von Nina's Blick gesegnet werden, so nothwendig, wie von der Sonne des Himmels, um glücklich zu gedeihen. Viele Menschen sehen die Größe des Lebens und die Kraft Gottes nur in den großen Auftritten der Geschichte, die Herrlichkeit der Natur nur in ihren festlichen Scenen, in ihren blendenden Phänomenen. Hervey sah im menschlichen Leben nichts Höheres, als was jede Hütte aufweisen kann; so auch sah er in der Entwickelung der Insektenlarve, in dem keimenden und reif werdenden Getreidekorn die ganze Kraft und Ordnung der Natur, ihr tiefes, ihr göttliches Leben. Er machte Nina hierauf aufmerksam, er lehrte sie sehen, wie groß der Schöpfer in dem Allerkleinsten sei, wie klar und dennoch wie unergründlich.

Er theilte Nina seine Plane für die Verbesserung der Gegend und der Bewohner mit; er foderte ihre Ansicht, ihren Rath. Nina's Blick für das praktische Leben ward mit jedem Tag erweitert und sicherer. Sie ward von Hervey's Leben belebt, nahm an seinen Unternehmungen Antheil, wie an allen denen, welche nach Hervey's Beispiel von den Landbesitzern in der Gegend ausgeführt wurden. Gott Lob! Tugend und Fleiß stecken noch stärker an als Pest und Laster. Das Leben eines edeln Baumes kann auf hundert wilde eingeimpft werden und adelt sie alle. Durch Hervey sah Nina das lebende Interesse für Menschenwohl, welches der edelste Charakterzug des Menschen Geschlechts ist.

Oft ergötzten sich die jungen Freunde daran, kleine Anlagen zur Zierde der wilden Umgegend um Umenäs zu

machen. Ein Fußsteig ward nach einem schönen Thale hinab angelegt und dort am Fuße eines Felsens, nicht weit vom Meere, ein Grassopha aufgeworfen. Eine hohe Goldweide gab ihm Schatten, eine kleine Quelle rieselte in der Nähe und dichte Hecken wilder Rosenbüsche wuchsen auf beiden Seiten längs der Felsenwand. Dieser Platz, den Nina besonders liebte, ward Nina's Ruhe genannt.

Zuweilen merkte Nina, daß eine scheinbar unbedeutende Frage oder Bemerkung Hervey's Ruhe störte. Ein Ausdruck von Schmerz breitete sich dann über sein Gesicht aus. Er schwieg lange und schien sich Gewalt anzuthun, um seine frühere Gemüthsstimmung wieder zu erlangen. Nina versuchte es, auf ihre Worte Acht zu geben; da sie aber, während sie es am wenigsten ahnete, diesen Ausdruck des Leidens bei ihm hervorrief, welcher sie tief schmerzte, so beschloß sie, offen mit ihm darüber zu reden.

„Es widerfährt mir oft," sagte sie eines Tages zu ihm, „daß ich Etwas sage, was Ihnen wehe thut, was bei Ihnen eine schmerzliche Erinnerung herauszurufen scheint. Ich bitte Sie, zeigen Sie mir, wie ich es vermeide."

Mit Liebe blickte er sie an. „Sie können es nicht," sagte er, „Niemand kann es. Ich muß sie oft hören, diese Worte, und ihren Eindruck erfahren! Nur eine Bitte erlauben Sie mir" — und er sah sie mit tiefem Ernste an — „reden Sie nie mit mir von meinem verflossenen Leben, fragen Sie nie etwas über mich! Sie rufen dann leicht einen Schatten herauf, welcher selbst Gottes herrlichen Tag meinen Blicken verdunkelt!"

„Guter Gott!" brach Nina mit erbleichenden Wangen aus, während sie unwillkürlich ihre gefalteten Hände zu ihm erhob.

„Seien Sie ruhig!" sagte Hervey wieder mit seiner klaren Milde, „es ist ein Schmerz, aber kein bitterer, und ich weiß, mit welchem Worte man diesen Schatten beschwören kann. Aber erfüllen Sie meine Bitte!"

„Ich verspreche es!“ antwortete Nina ergeben; aber ihr Herz fragte: „Welcher finstere Schatten kann wol seinen Tag trüben? O, daß ich ihn verjagen könnte, o daß ich mich zwischen ihn und Hervey stellen könnte! Mein Leben möchte ich für sein Glück hingeben!“

Und was sagte wol die Gräfin Natalie und Baron H. zu allen diesen Spaziergängen und Gesprächen?

Die Gräfin Natalie hatte zwei große Distractionen, erstens ihre großen Parkanlagen, zweitens Oberst Kugel, welcher ihr sie ausführen half und Steine aus der Erde und Seufzer aus seinem Herzen heraufwühlte; Alles für die schöne Herrin beider.

Der Oberst war ein großer, hübscher Mann, kräftig wie der gothische Löwe, naiv, gut und böse wie die Natur, ohne zu raisonniren und ohne recht Vernunft anzunehmen; eine Art Herkules, der, nachdem er in seinen sehnigen Armen den nemeischen Löwen erstickt hatte, wohl zu den Füßen eines schönen Weibes sitzen und spinnen konnte. Die Gräfin betrachtete ihn anfangs mit artistischem Sinn, wie eine Art Titan, sodann mit wärmerer Theilnahme. „Diese großen Kinder,“ sagte sie, „sind so erfrischend! In unserer gekünstelten und übercivilisirten Welt stehen sie wie etwas Ursprüngliches und Unverfälschtes da.“

Die Gräfin ließ den Obersten merken, daß sie ihn erfrischend fand; er ward ganz belebt davon, über ihren guten Geschmack entzückt und endete damit, sich ernstlich in sie zu verlieben. Sie nahm sich vor, ihn zu bilden. Sie überzeugte ihn, daß er große Anlagen habe, ein Philosoph zu werden, und ermahnte ihn, verschiedene Bücher zu studiren, womit sie ihn versah. Der Oberst stand alle Morgen um halb vier Uhr auf, studirte und pustete und schrieb und spann lange Fäden über die Ideen aus. Herkules hatte eine leichtere Arbeit mit dem weichen Flachse; aber die Gräfin wußte den Oberst für seine Mühe zu belohnen. Die Gräfin Natalie gehörte zu Denjenigen, welche wirkliche Ausschweifung scheuen, die sich aber Vieles

erlauben, was daran grenzt. Geschmeichelt davon, daß sie noch in ihrem Alter eine Leidenschaft einflöße, beschäftigte sie sich damit, diese zu beleben und zu unterhalten, und zwar mit einem Eifer, welcher bald ihr Herz mit ins Spiel zog. Der Oberst ward ihr interessanter als alle Parke in der Welt, aber sie hatte Weltlist; der Oberst war nicht ohne Kriegslist, auch in dem Umgange mit Damen. Jeder wollte sich des Andern versichern, ohne sich doch selbst preiszugeben, und so brachten sie die Tage damit hin, Wege und Kreuzwege in doppelter Beziehung anzulegen. Bei so beschaffenen Umständen war die Gräfin froh, alle Zeugen zu entfernen, und gab zu den Wanderungen der Jugend ihre lebhafte Zustimmung.

Jetzt müssen wir bekennen, daß auch die Baronin H. ihre Distractionen hatte; aber diese waren ganz anderer Art als die der Gräfin Natalie. Die erste war ihr Mann! Ich will fragen, wer etwas dabei zu bemerken und wer etwas dagegen hat, daß die beiden Gatten jetzt weit mehr in einander verliebt waren als vor ihrer Heirath? Die zweite war ein noch ungeborenes Wesen, ein künftiger Erbe von Paradies, dessen Erwartung aber Baron H. in wirkliches Entzücken versetzte und unser gewesenes Fräulein Greta auch das tiefe Gefühl der Mutterfreude ahnen ließ. „Und diese Distractionen sollten ihre Seele von Clara, von ihrer Freundin abwenden?“ höre ich eine Leserin misvergnügt ausrufen. Nein, du Gute, gewiß nicht! Aber sie verhinderten sie, Clara so wie früher zu folgen, sie zogen ihre Aufmerksamkeit ein wenig von Dem ab, was um sie her vorging. Ueberdies sah sie Clara ruhig, sah sie zärtlicher als jemals, sah sie das Kind ihrer Freundin erwartend und daran denkend, als wäre es ihr eignes. Clara war in Hervey's Gesellschaft auf Entdeckungsreisen in der Gegend. Die Baronin H. glaubte, daß Alles gut sei und daß Alles so ginge, wie es gehen müßte. Mit der Gräfin und ihren Anlagen war sie weniger zufrieden und sparte nicht einen und den andern

recht ernstlichen Wink deshalb; aber diese fielen wie das Getreide auf Felsen.

Indessen, obgleich die Gesellschaft auf Umenäs meistentheils zerstreut ist, so folgt doch nicht daraus, daß sie nicht zuweilen zusammen promeniren sollte, und wir wollen ihr jetzt folgen auf eine

Wanderung.

„Freude und Tugend
Befeuern einander.“
Franzén.

Schön ist der Sonnabend Nachmittag. Leicht athmet der Wind. Fröhlich singt der Vogel. Lieblich duftet die Blume.

Wer will da zu Hause sitzen? Die Gräfin Natalie nicht. Sie erwählt diesen Tag zu ihrem ersten Besuche auf dem Pfarrhofe Tärna bei Hervey's alter Mutter. Die ganze Familie, den Obersten mit einbegriffen, soll mitgehen. Man wird den Weg hin zu Fuße machen und dann zurück fahren. Alle sind bei guter Laune. Der Oberst schwitzt und pflückt Blumen für die Gräfin, welche ihm dankbare Blicke zuwirft. Einige scharfe wirft die Baronin H. auf sie, ist aber angenehm durch ihren Mann distrahirt, welcher ihr die behaglichste Aufmerksamkeit erweist, seine Pfeife raucht und so herzlich gut und fröhlich aussieht. Filius..... guter Gott, was haben wir mit Filius gemacht? Ach, es ist wahr, wir haben vergessen — und bitten unsere Leser deshalb sehr um Entschuldigung — wir haben vergessen zu berichten, daß er vor Baron H.'s Abreise von Paradies in eine sehr vortreffliche Schule in der nächsten Stadt geschickt ward, wo er zugleich besondern Unterricht im Zeichnen hat und sein Talent in großen wie in kleinen Compositionen entwickeln kann. Daß ihm dort nichts

abgeht und daß er nichts vom Herzen seines Pflegevaters verloren, hingegen das Herz seiner Pflegemutter gewonnen hat, dies können wir alle ihm und seiner al fresco - Malerei gewogene Gönner versichern. Nina und Clara freuen sich wie Kinder und fühlen wie Schwestern für und mit einander. Die Gräfin prüft, wie die philosophische Bildung im Kopfe des Obersten zugenommen habe. Sie spricht von Pascal, sie spricht von Cousin; der Oberst geht in alle ihre Ideen ein, denkt „gerade so", findet sublim und tief, was sie so findet, und macht Riesenschritte — in der Gunst seiner Lehrerin.

Dort erheben sich Tärnas grünende Hügel. Reizend und schön liegt der Pfarrhof auf einem derselben. Ein Garten mit jungen Gebüschen und Bäumen grünt an der südlichen Seite des Hauses. Die ganze Gegend ringsumher liegt im Zustande der Verwandlung; überall haben Axt, Spaten und Pflug ihr ordnendes Werk begonnen. Aus dem Fichtenwalde ragt der spitzige Thurm der Kapelle empor und zeigt gen Himmel. Eduard Hervey ist in seinem Garten mit seinem jungen Freunde, Capitain S. Unter heiteren Gesprächen beschäftigen sie sich damit, die jungen Bäume anzubinden, unter deren Schatten, wie Hervey hofft, seine Mutter und Schwester bald die Sommerabende genießen werden. So lange der kleine Platz noch von Sümpfen umgeben war, wollte kein neugepflanzter Baum fortkommen. Jetzt sind die Sümpfe meist ausgetrocknet und in fruchtbaren Boden verwandelt. Die Fröste haben in Folge dessen abgenommen und das Laub sprießt lustig empor.

Als Hervey die Ankommenden merkt, wirft er seine Sichel fort und eilt mit seinem Freunde ihnen entgegen, schön vom Arbeitseifer, schön selbst durch die Nachlässigkeit in seiner Kleidung, schön besonders durch die Freude und das Wohlwollen, welche auf seinem Antlitze gemalt sind. Nina erinnert sich an dieses Wort — von Sterne glaube ich —

„Sein Gesicht ist wie ein Segen."

Mild und ruhig wie immer führte Hervey seine Gäste zu seiner Mutter hinein. Im Hause war es schon wie stiller Feiertag. Alles so sauber gehalten, so geordnet, Alles so zierlich, wenn auch einfach. Ein fröhlich ordnender Geist hatte auf dieses Haus sein Gepräge gedrückt. Wachholderreiser auf dem Fußboden des Saales geniren die Baronin etwas, gefallen aber den jungen Mädchen sehr wohl. Man geht vom Saale in die anderen Zimmer und mit Erstaunen bemerkt die Gräfin die einfache, aber wirkliche Eleganz, welche in den Möbeln herrscht. Baron H. bleibt beim Anblick einer großen und schönen Bibliothek, welche die Wände eines großen und heitern Zimmers bedeckt, ganz entzückt stehen. Hier waren auch ein Fortepiano und eine Harfe. Letztere ist Hervey's Lieblingsinstrument. Eine reiche Sammlung schöner und wohlgepflegter Blumen duftet am Fenster. Ein Heliotrop, von Eduard gebrochen, duftet bald in Nina's weißer Hand. Zahme Tauben mit glänzendem Gefieder fliegen in den Saal herein und empfangen ihr Futter aus Hervey's und bald auch aus Nina's Hand. Eine unendliche Behaglichkeit bemächtigt sich Nina's Seele; so heimisch, so freundlich, so wohl hat sie sich niemals auf der Erde gefühlt. Es ist, als guckten aus jedem Winkel lächelnde Friedensengel und flüsterten ihr zu: „Hier ist gut sein!“ Ach sie fühlt innig, daß es so sein muß. Hervey's Blick, Hervey's Geist hat hier Alles geheiligt und gesegnet.

Wollt ihr den lebenden Feiertag sehen? Seht dann die alte Frau, Hervey's Mutter! In den schönen, reinen Zügen wohnen Ernst und Milde zusammen und auf dem Munde verweilt noch oft ein Lächeln, welches an das ihres Sohnes erinnert. Still, weißgekleidet, einfach in ihrem Anzuge, wie in ihrem Wesen, entbehrt sie doch nicht einer natürlichen Würde, welche der schönen Alten so wohl ansteht. Das Silberhaar theilt sich über der klaren Stirn, um in einer ebenen Woge den Scheitel zu bedecken und wieder unter den Falten der Florhaube zu verschwinden.

Bei der Ankunft der hohen Gäste legte sie ihr Andachtsbuch und ihre doppelte Brille bei Seite und heißt sie mit ungekünstelter Herzlichkeit willkommen. Die Gräfin hatte sich darauf vorbereitet, herablassend zu sein, ungefähr wie die Gräfin in Madame Lenngren's witzigem Gedichte*); — aber es ging nicht. Tugend und Unglück, eine starke und fromme Seele hatten Hervey's Mutter jenen Adel, jene echte Vornehmheit verliehen, zu welcher die Weltbildung wenig hinzulegen, von der ein niedriges Dach und dürftigere Umgebungen nichts wegnehmen können. Vielleicht rührte auch ihr ruhiges und unabhängiges Leben zum Theil von dem Stolze her, den sie über ihren Sohn empfand. Sie hatte nicht viel in der Welt gesehen und glaubte nicht, daß es unter den Menschen etwas Höheres und Besseres gäbe als Eduard Hervey.

Etwas überrascht, ihre Vorstellungen so wenig eintreffen zu sehen, empfand an der Seite dieser Frau die schöne, reiche und weltliche Gräfin Natalie ein sonderbares Gefühl. Sie fühlte sich verlegen, aus ihrem Elemente gebracht, und fand zu ihrem eignen und großen Erstaunen nichts zu sagen. Die Baronin H. hingegen war bald da heimisch, wo sie mit ihrem feinen Takte Natur und wahre Menschenwürde gewahrte; und bald war sie in einem gemüthlichen Gespräch mit der Pastorin begriffen.

Mittlerweile begibt sich die ganze Gesellschaft ins Musikzimmer. Auf die Bitte der Gräfin setzt sich Hervey zur Harfe und seine Finger fahren wie Feuer über die klangvollen Saiten. Aus einer Phantasie, mild, melancholisch und dennoch von unendlichem Reize, geht er mit der Kunst eines Meisters zu den einfachen und tiefen Accorden über, welche die Einleitung zu der herrlichen

*) Dies bezieht sich auf ein sehr launiges Gedicht der erwähnten Dichterin, welches den Mittagsbesuch einer gräflichen Familie in einem einfachen Pfarrhause auf dem Lande schildert.
Anmerk. des Übers.

Romanze „der Wikinger"*) bilden, und mit einem schönen Bariton stimmt er den nordischen Gesang an, stark, aber melodisch, in wechselndem, steigendem, hinreißendem Leben, sowie dieses im Gesang selbst lebt. Das Leben der Vorzeit geht in all seiner jugendlichen, wunderbaren Kraft auf. Es ist, als wehten dabei frische Winde durch die Seelen der Zuhörer. Ihnen scheint

„.... So lieblich der Wellen Gesang,
Wie sie gehen in dem schäumenden Meer."

Ach!

„Sie kommen von fernem, fernem Strand.
Nicht Fesseln sie halten, sie kennen kein Band
In dem Meere."

Philipp's Auge blitzt bei Eduard's Gesang; selbst der Blick der frommen Clara glänzt von einem an ihr ungewohnten Gefühle. Nina hat ihre Augenlider gesenkt und ihre langen dunkeln Wimpern beschleiern den Ausdruck des Blickes; sie ist still, aber mächtig greift der Gesang in ihre Seele. Doch nicht so wie früher einmal; wunderbar ist die Empfindung — aber gut. Wo haben wir Maria? — Ich schäme mich in diesem Augenblick etwas Maria's wegen; denn nichts kann einem Feiertage weniger ähnlich sein, als sie es jetzt ist. Sie will ihn nur Anderen verschaffen und hat sich selbst vergessen. Sie steht rußig und warm am Kamin mit Brotbacken beschäftigt. Die größte Bestürzung ist auf ihrem Gesichte zu lesen, während sie angstvoll für sich selbst laut spricht: „..... und die Mädchen nicht zu Hause! Das Haus voll von Fremden!..... Die Gräfin!..... Abendmahlzeit!..... ich hier!..... Das Brot muß gebacken werden! Und beide Mädchen sind nicht zu Hause!"

---

*) Wikingen, eine Romanze, gedichtet und in Musik gesetzt von Geijer.

Anmerk. des Uebers.

Ich wette — mein Exemplar von Shakspeare gegen einen Pfennig=Pfefferkuchen, daß keine meiner Leserinnen dieses hier lesen wird, ohne tiefe Theilnahme für Maria zu empfinden und aus schöner, reiner Sympathie eine kleine Regung von Angst in der Herzgrube zu fühlen — und um diese Pein los zu werden, bitte ich sie nur, mir weiter zu folgen.

Maria würde zwischen der Angst und dem Ofen umgekommen sein, wenn nicht ihr Bruder bald wie ein Engel des Trostes an ihrer Seite gestanden und mit guten Worten, wirksamer Hülfe und heiterm Scherze ihr auf ein Mal allen Schreck benommen hätte. Maria faßt Muth; Alles wird gut gehen! denkt sie. Hierzu kommt, daß das Brot gerathen; denn in der That, wenn die Brote im Ofen schwellen, so schwillt der Hausfrau das Herz voll Wonne. Maria freut sich darauf, mit ihrem frischen Gerstenbrote ihre Gäste bewirthen zu können; besonders die schöne Nina, welche sie mit echtem Mädchen-Enthusiasmus bewundert. Ein besonderes Brötchen wird für sie bestimmt.

Bald deckt Maria im Saale den ländlichen Tisch. Der Bruder erheitert sie und ist ihr behülflich, schneidet Brot, stellt die saure Milch in Bereitschaft, und sie wird ruhig und munter.

Wollt ihr Maria sehen? Sie gleicht tausend Anderen: weiß, blond, blauäugig, unbedeutende Züge, gutmüthiger Ausdruck; Haut und Kleider etwas benutzt, beiweitem aber nicht abgenutzt; starker Knochenbau, wenig Anmuth, warmes Herz und guter Verstand, in welchem Freunde und Wirthschaft und der Himmel alle Stuben in Besitz haben; fleißig, besorgt, liebevoll, unermüdlich, zuerst auf, die Letzte im Bette; mit Einem Worte, du siehst in ihr eine von den Vielen, welche auf Erden nur für Andere leben, die an sich selbst vielleicht erst in dem Augenblick denkt, wo der Herr aller Welten zu ihr spricht: „Du gute und treue Dienerin! Für eine geringe Sache bist du treu gewesen, gehe ein zur Freude deines Herrn!"

Was aber würde diese Freude wol für sie sein, wenn sie nun nicht freier für Diejenigen, welche sie liebt, leben und wirken könnte?

Doch wir verspäten uns. Dies thut Maria nicht; sie hat den kalten Braten, die rauchenden Kartoffeln, die kernfrische Butter auf den Tisch gestellt; sie hat die Gesellschaft in den Saal hinausgeführt und ladet jetzt freundlich und warm und etwas laut zu ihrer Anrichtung ein.

Auch hier fand die Gräfin keine ihrer Vorstellungen gegründet und sah nicht das Allergeringste, was lächerlich gemacht werden konnte. Dazu war Alles zu anspruchslos und zu gut, Alles war zu heiter und zu ungezwungen. Die Mahlzeit glich mehr einem Feste der Idylle, als der Mahlzeit in dem „Besuche der Gräfin.“ Und um die Wahrheit zu sagen, schmeckte die vortreffliche Milch mit ihrer leckern Rahmhaut ihr wie allen Anderen nach der warmen Promenade so wohl, daß sie ihrer sauern Milch eine wirkliche Aufmerksamkeit lieh. Sie konnte jedoch nicht umhin, das mehr als jemals heitere und herzliche Wesen des Wirthes zu bemerken. Sein Auge blickte umher, wie um Alle zu segnen. Während aber Alle essen, plaudern und lachen, will ich einen Ausflug machen und ein Wörtchen reden mit

Hausvätern.

Du, der du an deinem Tische sitzest, wie eine mit Ungewitter geladene Wolke, der du auf die Speisen, die Hausfrau, die Köchin zankest, du, der du machst, daß der Frau und den Kindern das Essen im Halse stecken bleibt, der du diese ärgerst und die Bedienung einschüchterst; du, der du von deiner Galle eine bittere Sauce zu jedem Gericht machst — Schande und Indigestion über dich!

Aber

Ehre und langes Leben, guter Magen und alles Gute dir, der du an dem Hauptsitze deines Tisches klar wie eine Sonne dasitzest, der du umherblickst, um den Genuß der Deinigen zu segnen, der du mit deinem freundlichen Blicke, deinem guten Worte Scherz und guten Appetit hervorlockst und den Gaben Gottes eine köstlichere Kraft, einen höheren Geschmack gibst, als die beste Kochkunst zu Stande bringen kann. Ehre dir! Das Vergnügen hast du obendrein. Möge Wohlhabenheit immer deinen Tisch decken und fröhliche Gesichter zu deinen guten Gerichten lächeln! Ehre und Freude dir!

Und jetzt wieder zu meinen Leuten. Baron H., ungewöhnlich aufgeräumt, stimmt plötzlich zu allgemeinem Schrecken einen Gesang an, welcher Alle lachen macht, außer seine Frau, die sich die Hände vor die Ohren hält. Als der Gesang zu Ende ist, verbeugt er sich gravitätisch vor dem erschallenden Bravorufen und bittet hierauf Nina, ihnen auch einen Gesang zum Besten zu geben. Nina erröthet und will Nein sagen; aber von der Gräfin ermuntert, welche zufällig heiser ist, weil Baron H. mit seiner Auffoderung sich nicht zuerst an sie gewandt hat, — — und von Bitten überhäuft, willigt sie endlich ein und nach einigem Zögern beginnt sie mit lieblicher, aber zitternder Stimme das Lied von Franzén:

„Sorg' nicht dem morgenden Tage voraus!"

Mit seinem schönen Tenor stimmte Hervey ein, anfangs nur, wie es schien, um Nina's Stimme zu unterstützen. Sie dankte ihm mit einer Beugung des Kopfes. Sie sang sicherer, ihre Wange färbte sich, ihr Auge strahlte vor Vergnügen. Hervey folgte ihr, oder vielmehr erhob sie — eine schönere Harmonie hatte man noch niemals gehört. Alle Herzen wurden belebt. Unwillkürlich begann eine und die andere Stimme mitzusingen; und wenn die

Baronin H. ihren Mann nicht so nachdrücklich in den Arm gekniffen hätte, so hätte er sich nicht enthalten, aus vollem Halse in die Worte einzustimmen:

„Freude und Tugend
Befeuern einander;
Mit bekränzter Stirn
Scherzt die Weisheit in der Weinrebe Schutz.“

Bei dem letzten Verse ward jedoch die Versuchung ganz unwiderstehlich. Alle Ehrfurcht vor der schönen Kunst ward von dem innigen Gefühle der frischen, gegenwärtigen Wirklichkeit verschlungen, und bei den Worten

„Nach einem Abend“ —

drückte die Baronin vergeblich den Arm ihres Mannes; es schrie desto heftiger

„Mäßig genossen“ —

und sie begann nun selbst mitzusingen, obgleich ohne Zeichen von Stimme. Der Oberst brüllte in einem groben aber guten Baß, und die ganze Gesellschaft stimmte ein in den Chor:

„Mäßig genossen,
Herzlich geschlossen,
Schläft man ruhig und erwacht man süß.“

Wie fröhlich und herzlich man sich hierauf die Hände zum Abschiede schüttelte, braucht nicht beschrieben zu werden. Ein Wort müssen wir jedoch über Nina's Abschied von Hervey's Mutter sagen, denn dieser war eine jener Scenen, welche besser als alle Worte die Menschen einander zuführen. Wir haben gesagt, daß die ehrwürdige alte Frau nur wenig Werth auf blos äußerliche Vorzüge legte; aber für Schönheit, besonders wenn sie der Ausdruck einer schönen Seele zu sein schien, war sie schwach, und Nina's Aussehen, Wesen und Gesang hatten diesen Abend den lieblichsten Eindruck auf sie gemacht. Als Nina sich ihr

näherte, um Abschied zu nehmen, legte die gute Alte sanft ihre Arme um sie, führte sie einige Schritte näher ans Fenster und betrachtete sie aufmerksam mit einem Ausdrucke der lebhaftesten Theilnahme. Röthe färbte Nina's bescheidene Wangen und als die Alte mit einem ernsten und fast mütterlichen Ausdrucke ihre Stirn küßte, ward Nina von einem wunderlich weichen und ehrfurchtsvollen Gefühle ergriffen. Die schöne Excellenztochter bückte sich hastig und berührte mit ihren Lippen die Hand der alten Frau.

Es war eine Huldigung, von der Jugend dem Alter dargebracht, vielleicht auch von Nina der Mutter Eduard Hervey's. Und so hastig verlief dieser kleine Auftritt, daß ihn Niemand sah außer Hervey. Ein Blitz flammte in seinem dunklen Auge, es ging wie ein Gewölk darüber. Den Shawl der Baronin H. in den Händen, blieb er stehen und vergaß, daß die Besitzerin desselben wartete, ihn auf ihren Schultern zu fühlen; bis sie sich umwandte und scherzvoll sagte: „Wollen Sie sich etwa des Shawls selbst bedienen, Herr Pastor, recht gern! Dann erbitte ich mir statt dessen Ihren Oberrock!" Hervey lächelte, legte den Shawl um ihre Schultern, blieb aber still und gedankenvoll, während er seine Gäste hinausbegleitete.

Der Abend war ungewöhnlich schön und die Gräfin schlug vor, auch einen Theil des Rückweges zu Fuße zu machen. Der Vorschlag fand allgemeinen Beifall. Hervey begleitete die Gesellschaft, wie es schien, ohne recht mit dabei zu sein. Die Wagen fuhren langsam nach. Die Baronin H. suchte die schlummernde Eifersucht ihres Mannes dadurch zu erwecken, daß sie ihn auf Hervey's verändertes Wesen aufmerksam machte und ihm versicherte, daß diese Veränderung von dem Augenblicke ihren Anfang genommen habe, wo er ihren Shawl in seinen Händen hielt. Baron H. versprach, ihn ernstlich vor einer so unglücklichen Leidenschaft zu warnen, und im Fall dies nichts helfen sollte, sich auf eine Herausfoderung zu besinnen. Nina war still und gedankenvoll wie Hervey. Capitain S.

hatte ihr seinen Arm angeboten und suchte jetzt vergebens ihre Aufmerksamkeit zu fesseln. Die Gesellschaft ging an einem kleinen netten und mit Blumen geschmückten Hause vorbei. „Wer wohnt da?" fragte die Baronin H. „Eine alte gutmüthige Närrin," war die Antwort der Gräfin. In demselben Augenblicke erschien die Bewohnerin in der Thüre; eine häßliche, sonderbare, freundliche, sich verneigende und grinsende Figur.

Die Gesellschaft grüßte und ging vorüber.

„Diese Frau," sagte die Gräfin, „verschaffte mir dieser Tage eine unerträgliche Morgenstunde, aber einige gute Gedanken. Mit albernem Enthusiasmus sprach sie von ihrer Religion, von ihrer Zuversicht auf Gottes Gnade, ohne welche der Mensch nichts sei. Mit hohem Entzücken beschrieb sie ihre Glückseligkeit, welche hauptsächlich darin bestand, ein einsames Zimmer zu haben, dann in der Haushaltung, durch welche sie für sechs Schillinge des Tages satt werden konnte; ferner in den Gaben, welche sie zuweilen von ihren Gönnern erhielt, und dann und wann in einer göttlichen Einladung zum Mittage u. s. w. Sie schloß damit, sich unter warmen Freudenthränen für den glücklichsten Menschen auf Erden zu erklären."

„Als sie fortgegangen war, konnte ich nicht umhin, eine Art Mitleid mit diesem „glücklichsten Menschen auf der Erde" zu empfinden, und fand, daß ich weit lieber irgend ein großes und edles Unglück erdulden, als von dieser elenden Glückseligkeit glücklich sein wollte. Nie war es mir so klar, daß, was der bessere Mensch im Leben sucht, nicht Glückseligkeit ist, sofern damit Genuß des Bequemen und Angenehmen gemeint wird. Die Glückseligkeit, welche eine Seele sucht, ist Vollendung, ist Entwickelung ihres edleren Lebens, ist das Gute, ist Gott. *) Diese

*) Junger Leser! Wunderst du dich darüber, daß die Gräfin Natalie eine solche Sprache führt? Wunderlichkeiten wie dieser wirst du oft im Leben begegnen.

Glückseligkeit schließt das Leiden nicht aus. Freude und Schmerz sind hier das Flügelpaar der Seele, durch beide erhebt sie sich zur Veredelung. Irdische Genüsse sind für eine solche Seele nichts und neben ihrem Leben erscheint Madame L.'s Seligkeit nur als Elend." Hervey erwachte hier aus seinen Gedanken, denn er konnte nie eine Ungerechtigkeit ertragen, selbst nicht gegen das geringste Wesen.

„Ich glaube," sagte er mild, „daß Sie zu streng gegen sie sind. Eine Glückseligkeit, so unschuldig wie die ihrige, und, wie Sie selbst sagen, hauptsächlich auf Gottesfurcht gegründet, verdient in der That keine Verachtung. Das Lebendige ihres Genusses an einem so geringen Loose kann nur von Denen verstanden werden, welche während der größten Zeit ihres Lebens mit dem Mangel gekämpft haben. Und wie! Sollte es nicht des Allgütigen Wille sein, daß wir auch auf der Erde uns glücklich fühlen und uns auf alle Weise heimisch finden sollen? Ja, wie sollten wir anders fühlen können, wenn wir in Allem dem Gebote gegenseitiger Liebe folgen, deren Frucht Friede und Freude, nicht bloß im Herzen, sondern auch in der Hütte ist, welche himmlisches und irdisches Leben mit einander versöhnt? Wenn in dem einsamen Zimmer, wo ein einfältiger aber frommer Mensch sein stilles Leben abnutzt, ein eindringender Sonnenstrahl oder eine Tasse Kaffee schon einen Feiertag macht — so ist dieser Lebensgenuß nicht weniger gut als derjenige Dessen, der den Saft der Traube bei dem Zauber der Liebesgesänge trinkt, oder der vor wollustvoller Wonne an einer geliebten Brust weint. Die Weisesten und Besten der Erde haben diese Genüsse nicht verschmäht. Es ist hauptsächlich der Grad des zeitlichen Genusses und sein Verhalten zu wichtigeren Beziehungen, was das Gute oder das Böse desselben bestimmt; nur sein Verzehren eines höheren Lebens ist es, was ihn niedrig und verächtlich macht. — Habe ich zu lange gepredigt," setzte Hervey lächelnd hinzu, „so verzeihen Sie!"

„Die Predigt war gut," sagte die Baronin H., „und ich meines Theiles werde mich wohl daran erinnern, besonders wenn ich nächstens Madame L. zu Gesicht bekomme. Aber, lieber Pastor, verschonen Sie mich außer der christlichen mit jeder weiteren Freundschaft mit diesen gutmüthigen Menschen, für welche Sie reden! Ich sage Ihnen rein heraus, daß ich mich nie mit der Gesellschaft so eines gutmüthigen Menschen, der zugleich unerträglich ist, belästigen werde." Hervey und auch ihr Mann machten ihr heiter allerlei Vorstellungen über diese Unverträglichkeit. Die Baronin verblieb heftig dabei, alle Nachgiebigkeit zu verweigern, ja sie wollte sich den Himmel versagen, wenn die Engel langweilig wären.

Hervey lachte und bat sie deshalb ruhig zu sein. „Der feine, der anmuthige Scherz, der, welcher den Mund zu der Wärme des Herzens lächeln läßt — die milde, belebende Satire der Liebe ist gewiß nirgends so heimisch wie auf den Lippen eines Engels."

„Das freut mich, Pastor, und ich finde es ganz klug," sagte die Baronin H., und ohne es zu ahnen, lächelte sie selbst so mild wie je ein Himmelskind.

Clara ergriff die Hand ihrer Freundin und sagte lächelnd: „Warst du immer so beständig in deinem Hasse gegen das Langweilige?"

„Immer!" antwortete Baronin H. bestimmt. „Aber einmal war ich kurzsichtig und irrte mich in der Person. Langweiliges Mädchen! Du weißt, daß ich noch nie an Jemanden solches Vergnügen gehabt habe wie an dir!"

Baron H. hustete fragend.

„Und an Gustav!" fügte die Baronin hinzu, indem sie auch ihrem Manne herzlich die Hand reichte.

Baron H. war jetzt des Gehens müde. Man erwartete die Wagen. Hervey half den Damen einsteigen und nahm Abschied.

„Sich glücklich fühlen, sich auf der Erde, im Leben

zu Hause fühlen," dachte Nina, „o wie göttlich schön muß das nicht sein!"

Schnell rollte der Wagen, schnell eilte Nina an den bald freundlichen, bald wilden Gegenden vorbei. Es kam ihr vor, als würde ihr Leben auch so dahinjagen und sie sich niemals auf der Erde heimisch fühlen.

Philipp S. bückte sich und pflückte eine kleine Blume, welche sich langsam aufrichtete, nachdem Nina's leichter Fuß sie verlassen hatte. Er küßte sie und barg sie an seiner Brust. Die beiden Freunde gingen jetzt zurück, indem sie den Weg über eine Wiese nahmen, um schneller nach Hause zu kommen. Philipp sprach mit Hervey von seiner Zukunft, von seiner bevorstehenden Reise nach Stockholm, wo er die reiche Erbschaft seines Oheims in Empfang nehmen sollte. Das Geräusch eines Wagens unterbrach das Gespräch und zog die Augen der Freunde nach der Landstraße hin, wo ein Reisender schnell in seinem leichten Wagen dahinrollte. Auch der Fahrende schien die Fußgänger bemerkt zu haben. Er ließ den Wagen halten, sprang heraus und ging auf dem Fußsteige Eduard und Philipp entgegen.

„Ach," sagte Philipp lebhaft, „das ist ja Freund Löfvenheim, der neue Gutsbesitzer hier in dieser Gegend. Er hat versprochen, einige Tage bei mir zuzubringen. Komm, Eduard, ich muß euch bekannt machen!"

Eduard hatte indessen den Kommenden scharf ins Auge gefaßt und sagte hastig: „Jetzt nicht! Ein ander Mal! Gute Nacht!" Er machte seinen Arm von Philipp los, wandte sich ab und ging.

Ueber diese ungewöhnliche Unfreundlichkeit etwas verwundert, ging Philipp Löfvenheim entgegen und hieß ihn herzlich willkommen. Nach den ersten Freundschaftsbezeigungen fragte dieser:

„Wer war der Mann, welcher so eben mit dir ging und dich so hastig verließ? Sein Gang, ein gewisses Werfen des Kopfes erinnert mich auf merkwürdige

Weise an Jemanden, den ich früher recht gut gekannt habe."

Philipp nannte Eduard Hervey und ergoß, wie immer, wenn die Rede auf Hervey kam, sein Herz in den wärmsten Lobeserhebungen über ihn. Löfvenheim hörte schweigend zu und sagte dann nur: „Dann habe ich mich geirrt. Es soll mich freuen, ihn öfter zu sehen."

In diesem Augenblicke hörte man einen heftigen Schrei von einem Kinde und den Ruf: „Rettet den Knaben, rettet den Knaben! Ach, er kommt um! Das Mühlrad!......."

„Es ist beim Strome!" rief Philipp aus. „Gewiß ist ein Kind hineingefallen!" Beide liefen schnell nach der Seite hin. „Ach, er wird zerschmettert werden, er wird zerschmettert werden! Gott helfe!" Die Freunde kamen zur Stelle eben in dem Augenblick, wo Eduard Hervey mit dem Strome kämpfend in augenscheinlicher Lebensgefahr einen kleinen Knaben erfaßte, gerade als dieser nahe daran war, von dem Mühlrade zerschmettert zu werden. Zwei Minuten darauf stand er an dem Ufer, triefend, keichend, aber glücklich. Ein ältlicher, kleiner, blaßgelber Mann stand vor ihm. Der Mann war außer sich vor Angst und Freude und konnte kaum die Worte hervorstammeln: „Mein Kind, mein Kind!" Eduard setzte den noch leblosen Knaben auf seine Knie und rieb ihm mit der Hand Magen und Brust, während er aufmerksam in das todtenbleiche Gesicht des Knaben blickte. Während der Zeit war Eduard selbst, ohne es zu wissen, einer scharfen Musterung ausgesetzt. Löfvenheim, dessen Wesen und Blick sich durch seinen kalten, ruhigen, beobachtenden Charakter auszeichnete, heftete unablässig forschend seine dunkelgrauen Augen auf ihn. Eduard hatte, als er sich in den Strom warf, den Rock abgenommen. Seine Brust war offen und blaß; eine große tiefe Narbe ward darauf sichtbar. Von Eduard's Gesicht wandte Löfvenheim seine Blicke auf dessen Brust, und wie scharfe, durchbohrende Pfeile hefteten

sie sich auf die Narbe. „Er ist es," sagte er halblaut zu sich selbst, „ja, er ist es!"

Es war Eduard indessen gelungen, das Kind zum Leben zurückzurufen. Ein Strom von Wasser ging aus dem Munde des Knaben, die Brust hob sich gewaltsam und ein Paar schöne, blaue Augen wurden aufgeschlagen. Mit einem Freudenschrei stürzte der Vater des Knaben auf die Knie. Eduard überließ das gerettete Kind den Armen des Vaters mit einigen Verordnungen über dessen weitere Behandlung. Der Mann erhob jetzt seine Augen vom Kinde zu dem Retter desselben, schien aber die Worte, welche dieser sprach, nicht zu verstehen, und die Danksagung starb auf seinen eignen Lippen; seine Blicke wurden stierend, während sie auf Hervey's Antlitz wie festgeheftet waren. Eine noch größere Bläße als vorher breitete sich über sein mageres Gesicht aus; convulsivische Bewegungen flogen um Mund und Wangen.

Hervey mußte jetzt seinem Freunde Philipp einige Aufmerksamkeit schenken, der mit Thränen erfüllten Augen ihn feurig in seine Arme schloß; während er sagte: „Gott Lob, du hast gerettet und du bist gerettet! Eduard, erlaube mir, dich mit meinem Freunde Karl Löfvenheim bekannt zu machen. Er wünscht, dich kennen zu lernen."

„Ich freue mich, Herr Pastor, Zeuge Ihrer heldenmüthigen That gewesen zu sein," sagte Löfvenheim mit kaltem Ton und Blick, während er sich verbeugte.

„Ich that nur, was Sie an meiner Stelle auch gethan haben würden," antwortete Hervey einfach und freundlich, sich ebenfalls verbeugend; er warf schnell seinen Mantel um sich.

„Eduard, speise morgen mit uns zu Mittag!" bat Philipp herzlich.

„Dank, Philipp! Ich kann morgen nicht. Ein wichtiges Geschäft ..... einen andern Tag! Gute Nacht! Gute Nacht!" Er reichte Philipp die Hand,

grüßte Löfvenheim freundlich und ging. Als er sich nach dem Kinde und dessen Vater umsah, waren sie verschwunden. Der Mann hatte sich wie mit Schrecken entfernt, für sich selbst mit aufgeregter Stimme sprechend: „Ja, er ist es, er ist es!“

Das Schicksal.

„Am schönsten ist die Dichtung,
Während sie ruhet
Still in des Dichters
Glühendem Busen;
Am reinsten die Liebe,
Ehe sie redet,
Das Leben am schönsten,
Wenn es nicht klaget,
Wenn es schweigt und stirbt."

Nicander.

Wind auf dem Meere, Luft auf den Bergen, Gesäusel in den tiefen Wäldern, frische Geister der Natur, Verjager der Sorgen, Erwecker des Lebens, euch preise ich! Wer ist zu euch herausgegangen aus der Trauerkammer, aus der Salonsschwüle, aus den Geschäftswirren, aus dem Bücherstaube und fühlte sich nicht durch euch gestärkt, erhoben und lebensmuthig nur euretwegen? Wunderbares, starkes, sorgloses Leben in der Luft, in der Woge, in den Feldern, wie ich dich liebe und dir alle Herzen zuwenden möchte! Im Streite mit dir flieht des Lebens Schwere, im Frieden mit dir ahnt man Edens Ruhe. Deine Stürme sausten durch Ossian's und Byron's unsterbliche Harfen; im Gesange des Wiking, in der nordischen Romanze athmet dein Leben! Für ihre frischesten, ihre besten Gedanken haben fühlende Seelen dir zu danken. Auch Derjenigen, welche diese Zeilen schreibt, schenktest du erneuertes Leben. Ihre Seele war todtkrank und sie warf

sich in deinen Schoos; du richtetest sie auf und sie gewann Kraft, sich zu Gott zu erheben.

Donnernd gingen Gewitter über eine von Norrlands wildesten Gegenden; über die Scheitel, die Klippen, über die Tiefe der Thäler rollten schwer ihre Wolkenwagen. Zwei Wanderer sah man mit raschen Schritten durch die wilde Gegend streifen. Der eine war ein Mann in seiner vollen Kraft, und schön besonders durch das frische Leben, die Vereinigung von Milde und Stärke, welche sein Gesicht und sein ganzes Wesen ausdrückten. Es schien ihm Vergnügen zu machen, unter den drohenden Wolken durch die öde Gegend hinzugehen, Vergnügen, zu fühlen, wie der Wind mit seinem dunkelbraunen, lockigen Haar spielte. Ein Lächeln voller Leben öffnete die wohlgebildeten Lippen und die Augen blickten frisch und klar umher. Der Andere ging schwer und finster einher. Die Gewitterluft schien ihn zu bedrücken, sein jugendlicher, schöner, blonder Kopf war wie von schweren Gedanken niedergebeugt.

„So düster, Philipp?" sagte Eduard zu seinem Freunde.

„So heiter, Eduard?" antwortete dieser.

„Ja," erwiderte Eduard, „ich bin froh, ich läugne es nicht, ich bin froh, daß ich den Bauernaufruhr ohne gewaltsame Maßregeln habe stillen können. Zudem wird es mir schwer, das Leben nicht leicht zu fühlen, wenn ich auf einer größern Wanderung aus bin. Wie viel Genuß und Lebenskraft liegt nicht in der freien Luft? Sie ist des Menschen bester Lebenstrunk. Diese düster-schöne Natur hat außerdem für mich einen eigenen Reiz. Schweben nicht Ossian's Geister auf diesen Wolken? War es nicht diese öde Haide, wo Fingal sang und um sich die Schatten der gefallenen Helden sammelte?"

„Du bist poetisch, Eduard! Mir schweben düstrere Bilder vor. Die Gegend erinnert mich an die Oede des Lebens. Wie leicht kann nicht die Brust des Menschen diesem Felsenboden ähnlich werden, wenn Liebe und Glauben daraus fliehen und es öde lassen! Die Gewitter

sind Gottes Gericht über dem Haupte des Verbrechers oder die Donnerschläge des Schicksals über dem Unschuldigen. Glücklich Derjenige, der weder Reue noch Furcht kennt!"

Eduard schwieg. Sein klarer Blick verfinsterte sich. Nach einer Pause sagte Philipp: Wir haben nicht mehr weit; ich sehe schon unsere Berge, die Berge um Umenäs!" Er seufzte und begann wieder: „Meine Reise nach Stockholm ist auf morgen früh festgesetzt. Ich bleibe wol ein Jahr abwesend. Ich muß dir also heute Abend Lebewohl sagen......"

„So bald!" sagte Eduard, unangenehm überrascht, fügte aber mit großer Herzlichkeit hinzu: „Philipp, ich werde dich sehr vermissen."

„Eduard, du weißt es, ich bin reich. Ich habe Verwandte und Freunde von Einfluß; sage, kann ich dir auf irgend eine Weise dienen?"

Diese Worte waren mit einer gewissen Kälte ausgesprochen; und mit einiger Kälte sagte auch Eduard: „Ich danke dir. Ich brauche nichts, außer was ich selbst erwerben kann."

„Auf einem höheren Platze könntest du mit deinen großen Gaben dem Vaterlande besser nützen, einen lobenswerthen Ehrgeiz befriedigen....."

„Ich bin hier zufrieden," unterbrach ihn Eduard. „Ich wünsche nur, Das, was mein Beruf erfodert, recht erfüllen zu können."

„Aber du führst doch ein einförmiges Leben und dein Wirkungskreis ist eingeschränkt. Du, so reich von der Natur ausgestattet, so von den Menschen geliebt, könntest besser leben.... reicher...."

„Lieben, arbeiten, anbeten, das ist leben! Freiheit und Friede, das ist Glückseligkeit!" antwortete Eduard warm. „Und wer, wenn er nur als Mensch voll lebt, kann sagen, daß sein Kreis eng, daß er eingeschränkt sei? Die Wirkung und das Gebiet jeder reinen Wirksamkeit ist unberechenbar."

„Aber doch gibt es höhere und niedrige Plätze, engere und freiere Kreise in der bürgerlichen Gesellschaft," behauptete Philipp ungeduldig. „Was wäre wol aus eines Oxenstjerna, eines Canning weltbeglückender Wirksamkeit geworden, wenn der Eine auf seinen Gütern still sitzen geblieben wäre, der Andere eigensinnig darauf beharrt hätte, nur ein einfacher Advokat zu bleiben? Eduard, du kannst einem edlen Ehrgeize nicht fremd sein!"

„Nein, Philipp, nein! Auch ich habe geträumt, auch ich habe gewollt! .... Es war eine Zeit .... Laß uns nicht davon reden!" unterbrach er sich schnell und fügte ruhiger hinzu: „Die Hand der Vorsehung leitet uns besser als unsere eignen kühnen Wünsche. Sie hat mir hier meinen Platz angewiesen und hier will ich bleiben."

Hervey's bestimmter Ton schien alle weitere Versuche in dieser Angelegenheit zurückzuweisen. Eine Pause entstand, endlich sagte Philipp:

„Ich kann also nichts für dich thun?"

„Ja, du kannst es!" sagte Hervey, indem er sich Philipp lebhaft näherte und seinen Arm um ihn schlang, „du kannst es! Gib mir meinen Freund wieder; gib mir den offenen, fröhlichen, herzlichen Philipp wieder! Seit einigen Tagen erkenne ich ihn nicht wieder und heute Abend — alle deine Anerbietungen von Protection und der kalte Ton .... in Wahrheit, Philipp, sie haben mich frieren lassen! Was ist dir? Philipp, mein Freund, haben wir aufgehört, einander zu verstehen?"

„Eduard," sagte Philipp mit einem Ausdrucke, welcher die peinlichsten Gefühle verrieth, „ich erkenne es an, seit einigen Tagen bin ich verändert, seit einigen Tagen bin ich unglücklich!"

„Philipp, ich bin dein Freund und du hast es mir verhehlt?"

„Ich will es nicht länger thun, Eduard. Ich fühle, es wäre mir unerträglich, von dir zu scheiden, ohne dir Alles gesagt zu haben, ohne dich gehört zu haben! —

Eduard!" fügte er weich und fast mit Schmerz hinzu, „du weißt, daß ich dich geliebt habe."

„Philipp?" Eduard sah ihn fragend und in gespannter Erwartung an.

„Ja," fuhr Philipp sehr aufgeregt fort, „ich habe dich von meinem ganzen Herzen, mit meiner ganzen Kraft geliebt, denn ich habe keinen vortrefflichern, keinen liebenswür....... Hindere mich nicht, Eduard! Heute Abend will ich ausreden. Ja, ich habe an dich geglaubt, wie an Gott! Ich war ein wilder Mensch und fand nur Lust daran, mein Leben hinzustürmen; aber du erhieltst Macht über mich. Ich lernte dich lieben und durch dich die starken, stillen Tugenden, welche die Glückseligkeit des geselligen Lebens ausmachen. Mein Glaube an dich war mehrere Jahre hindurch mein Gewissen, war die Kraft, wodurch ich mich selbst gezügelt habe. Ich war glückselig in diesem Glauben; ich wäre dir mit Freude in den Tod gefolgt, wäre mit Freuden für dich gestorben. Eduard, Eduard! Es ist etwas Schreckliches, wenn ein geliebtes Bild im Herzen des Menschen zerstört wird; dann wird auch das Beste seines Lebens zerstört."

Philipp bedeckte sein Gesicht mit den Händen und setzte sich auf den Stamm eines umgestürzten Baumes. Eduard blieb vor ihm stehen, indem er ihn mit Ruhe und tiefer Theilnahme betrachtete. Nach einer kurzen Pause fuhr Philipp fort: „Seit einigen Tagen scheint Alles außer und in mir verwandelt. Die Welt scheint mir zu schwanken; es ist mir, als ob die Erde unter meinen Füßen bebte, was aber schwankt, Eduard, das ist mein Glaube an dich."

Philipp sah zur Erde; eine unaussprechliche Qual fühlte er in seiner Seele. Eduard war bleich. Er setzte sich Philipp gerade gegenüber auf ein moosbewachsenes Felsstück und sah auf seinen Freund mit einem klaren und durchdringenden Blicke. „Nun wolan!" sagte er nach einem Augenblicke, als dieser, in schmerzliche Gefühle versenkt, noch schwieg.

„Nun wolan, Eduard! Ein Mann ist zu mir gekommen, der sagt, daß er dich kenne, der dich anzuklagen wagt, du trügst einen erdichteten Namen, und noch mehr, einen erdichteten Charakter; der dich beschuldigt, unter einer liebenswürdigen Maske ein lasterhaftes Herz zu verbergen, der zu behaupten wagt, du, du, Eduard, hättest in deiner Jugend die niedrigsten, die gröbsten Verbrechen begangen!"

„Philipp!" sagte Eduard mit schmerzvollem Lächeln, „du hast mir dies verhehlt, du hast es also geglaubt?"

„Nicht geglaubt, Eduard, nein, bei Gott! so unglücklich war ich nicht, du sähest mich dann nicht hier; aber ein unglückseliger Zweifel hat in meiner Seele Wurzel gefaßt. Eduard, wenn meine Ruhe und mein besseres Sein dir theuer sind, so reiße den Zweifel aus meiner Seele! Rede mit mir, öffne mir dein Herz, zeige mir, daß du unschuldig bist, zeige mir, daß dein Wandel rein ist wie dein Blick! Gib mir das Recht, mit dem Degen in der Hand — wie ich gedroht habe — den Lügner zur Zurücknahme seiner Worte zu zwingen! Eduard mein Freund, du kannst es, du wirst es!"

Aber Eduard's klarer Blick hatte sich zu Boden gesenkt, ein Ausdruck tiefen Leidens zog die finsteren Augenbrauen zusammen, während seine bleichen Lippen langsam und bestimmt aussprachen: „Philipp ich kann es nicht!"

Der junge S. sah seinen Himmel einstürzen. Blässer als Eduard, rief er heftig aus: „Du kannst es nicht? Du bist also schuldig?"

Den Blick zur Erde gesenkt und die Arme gekreuzt sagte Eduard, wie für sich:

„Er war mir lieb, der Traum, daß mir um meiner selbst willen geglaubt werde, daß mein jetziger Wandel den Schatten der Vergangenheit verbannen würde. Er war mir schön, der Glaube, einen Freund zu besitzen, der mich wirklich kannte, den nicht Verleumdung und Argwohn abzuwenden vermochte, der an mich mehr als an

die Anklagen eines Fremden glaubte. Ja, aber es war ein Traum, er ist verschwunden!"

„Eduard, war dein voriger, dein rechter Name D.?"

„Ja!" antwortete Eduard mit fester Stimme.

„Warst du Lehrer bei dem jüngsten Sohne des Grafen R. und Freund des älteren?"

„Ja!"

„Eduard, raubtest du die Tochter aus ihrem väterlichen Hause?"

„Ja, ich that es!"

„Eduard, bist du schuldig?"

„Nein!"

„Ums Himmels willen, beweise es! Rechtfertige dich!"

Hervey warf einen langen und vorwurfsvollen Blick auf seinen Freund. „Vor dir?" sagte er nicht ohne Stolz. „Philipp, ich läugne das Verbrechen und du kennst mich seit sechs Jahren; das muß für dich genug sein."

„Hast du nicht mehr zu sagen?"

„Nein!" antwortete Eduard kalt.

„Eduard, ist dies dein letztes Wort?"

Eduard schwieg.

„Eduard, lebe wohl! Ich glaube an keinen Menschen mehr!" Philipp stand auf und wandte sich ab, um zu gehen.

„Philipp!" sagte Eduard leise.

Philipp kehrte sich um und sah auf seinen Freund; Eduard stand auf und streckte ihm seine Arme entgegen. Mit angstvollen, heftigen Thränen stürzte Philipp an seine Brust, wie zum letzten Abschiede. Darauf wollte er sich losreißen, aber Eduard hielt ihn fest an sich gedrückt, während er sagte: „Philipp, bleibe! Ich war übermüthig, du übereilt; bleibe! Wir wollen so nicht scheiden!"

„Eduard," sagte Philipp in höchstem Affect, „gib mir den Tod, aber gib mir meinen Glauben an dich wieder!"

„Philipp," sagte Hervey mit wehmüthigem Ernste, „ich habe dir wenig zu sagen. Meine Unschuld beweisen

kann ich nicht. Ein wunderliches Dunkel hängt über meinem Leben. Meine Geschichte ist einfach und — unbegreiflich. Ich erzähle sie nicht gern. Ein Mal habe ich sie erzählt, aber da wurde mir nicht geglaubt und der mein Freund gewesen war, ward mein Feind. Und hast du meinem Worte und meinem Herzen nicht geglaubt, Philipp, warum solltest du in die Erzählung unerklärter Begebenheiten mehr Glauben setzen?"

„Eduard, rede! Gib mir Aufklärung! Mein Herz sagt mir, daß jede Ungewißheit verschwinden wird, daß ich im Dunkel Licht sehen und dich wieder lieben, wieder an dich glauben werde wie früher."

Eduard schwieg einen Augenblick, als wollte er seine Gedanken sammeln; sein Blick haftete während dessen auf den Gewitterwolken, welche jetzt in zerstreuten und dichten Massen sich zum Horizont herabgesenkt hatten, wo sie gleichsam eine Ehrenpforte bildeten, aus deren Mitte die königliche Sonne klar und herrlich strahlte. Das Gemälde gab auch ein treffendes Bild vom Auge des Allsehenden. Der Ernst auf Hervey's Stirn klärte sich immer mehr auf; ein schönes, mildes Lächeln öffnete seine Lippen und nach dem Westen zeigend sagte er zu Philipp: „Siehst du diese Wolken, welche soeben mit Gewitter über unsere Häupter fuhren? Jetzt haben sie sich getheilt, sie sind von der Sonne beglänzt und der Abend dieses stürmischen Tages ist schön und klar. Dies ist das Bild eines Glaubens, der mir durchs Leben folgt, der meine düstersten Stunden erhellt hat. Ich glaube, Philipp, an eine klare Abendsonne, an ein Licht, welches die Wolken zerstreuen wird, an die Ruhe nach den Stürmen des Tages. Die tragischste Schickung des Lebens war mir nahe; ich bin zur Schande und zum Tode von Henkershand verurtheilt gewesen — und diese Sonne, diese letzte Verklärung des Lebens hat durch die finstere Scene geglänzt. Sie ist ein lebendes Bild in meiner Seele. Ueber dem Drama der Weltgeschichte, des Menschenlebens, so finster,

so stürmisch, so wunderlich sein Tag auch dahinging, steht vor meinem eignen Gesichte immer dieser ruhige, herrliche Abend. Es ist ein Segen des Christenthums, denn es ist der Glaube an den großen Meister, der in seiner liebevollen Brust die Entwickelung und Vollendung des Drama trug, dessen kunsterfahrene Hände es mit Macht und Gewißheit ausführen. — Freundliche Erscheinung!" fuhr Hervey fort, indem sein Auge thränenvoll und mit strahlendem Ernste auf der prachtvollen Abendscene ruhte, „weiche niemals aus meiner Seele. Möge mein irdisches Leben in Schatten eingehüllt werden, wenn nur die stille Klarheit in mir strahlt!"

Hervey schwieg einen Augenblick in Gedanken vertieft, hierauf begann er:

„Ich war noch ganz jung und hatte soeben erst meine Studien vollendet, als ich das Haus des Grafen R. betrat. Die Freundschaft seines ältesten Sohnes, des Grafen Ludwig, führte mich dahin. Er glaubte, daß ich dort Gutes stiften würde. Auch ich glaubte es in jenem Uebermuthe, den man selten in meinen Jahren vermißt. Es war ein düsteres Haus. Stürmische, finstere Leidenschaften hatten dort lange gewüthet. Das Aeußere war ein treues Bild des Innern. Düster und verfallen lag das alte Schloß auf der äußersten Spitze von Schonen. Die Wogen des Sundes schlugen gegen dessen Mauern. Ich fand einen Sohn in der Blüte seines Alters, der durch die wilde Härte des Vaters bis zur Blödsinnigkeit eingeschüchtert war. Die Mutter war vor kurzem gestorben. Die Tochter war vierzehn Jahre alt, noch ein Kind, aber der Wille des Vaters keimte schon in ihrer Brust; wie eine Eiche kämpfte sie gegen den Sturm und die Bedrückung rief nur desto stärker die Spannkraft ihres jungen Wesens hervor. Es war ein schönes, wildes Kind, aber mit einem warmen Herzen begabt; ein Stoff für große Werke im Guten oder Bösen. Obgleich nur noch ein Kind, war sie doch durch den Willen des Vaters schon

mit einem reichen, alten, abgelebten Manne verlobt, der in jeder Hinsicht der frischen, schönen Rosenknospe unwürdig war. Sie ließ sich verloben, weil sie, gedankenlos wie ein Kind, von der Heirath nur die prächtige Hochzeit sah und weil sie aus dem Hause ihres Vaters fort wollte. Der Vater — in der That, es ist eine düstere Erscheinung, die eines Menschen, der so alles Göttliche in seiner Seele ausgerottet hat, daß nur die freche, grausame Selbstsucht übrigbleibt. Einer solchen Seele ist Nichts heilig, sie ist zu Allem fähig, um ihren Willen oder ihre Laune zu befriedigen; ja, sie findet ein Vergnügen darin, ein Plagegeist zu sein. Um an das Dasein der Hölle zu glauben, ist es genug, einen solchen Menschen gekannt zu haben, und ein solcher war Graf Ludwigs Vater. Ich verabscheute ihn bald, blieb aber noch in seinem Hause, um seine Kinder zu beschützen. Elfridens Aufgebot hatte stattgefunden und die Hochzeit sollte vor sich gehen, als plötzlich Widerwille dagegen in der Seele des jungen Mädchens erwachte und zugleich ein unerschütterlicher Widerstand. „Ich will nicht!" war ihre einzige Antwort auf Vorstellungen und Befehle. Sie weigerte sich, Baron N. zu heirathen. „Sie können mich tödten," sagte sie entschlossen, „mich aber nicht zu seiner Frau machen!" Jetzt fielen einige schreckliche Scenen vor. Ich sah eines Tages Elfriden blutig, von ihrem unbarmherzigen Vater bei den Haaren geschleppt; ich setzte in diesem Augenblicke Gewalt gegen Gewalt, ich drohte ihm und befreite sie. Graf Ludwig war weit entfernt in fremdem Lande. Der eingeschüchterte Emil bat nur die Schwester, „um Gottes willen zu gehorchen." Ich stand einsam an der Seite des muthigen Kindes und beschloß, sie mit Gefahr meines eignen Lebens zu vertheidigen. Die Stunde des Kampfes kam schnell. Graf N. hatte in Gemeinschaft mit seinem würdigen Schwiegersohne eine gewaltsame, nächtliche Trauung beschlossen; ein Priester war gedungen, Elfride sollte geopfert werden. Am Abend vor dieser

finstern Stunde ward der heimliche Anschlag von Elfridens Amme verrathen, welche, obgleich vom Grafen bezahlt, um dabei Helfershelferin zu sein, doch den Gewissensbissen, welche sie beängstigten, nicht zu widerstehen vermochte. Elfride kam zu mir, entdeckte mir Alles und beschwor mich mit der Angst der Verzweiflung, sie zu retten. Die Gefahr war dringend und die Zeit kurz; ich mußte schnell einen Entschluß fassen, wenn ich Elfride retten wollte. Graf R. hatte eine Schwester, welche Aebtissin eines Klosters in Seeland war. Zu ihr beschloß ich Elfride zu führen und ihrer Obhut das unglückliche junge Mädchen anzuvertrauen. Aber um dem bevorstehenden Auftritte zu entgehen, mußte Elfride noch diese Nacht über den Sund gebracht werden. Ich theilte ihr meinen Plan mit und sie vertraute sich meinem Schutze an. Ich schrieb einen Brief an Graf R., worin ich ihm mit wenigen Worten sagte, was ich endeckt hätte, und was ich zu thun Willens wäre, ohne jedoch die Stelle zu nennen, wohin ich Elfride zu bringen gedachte. Ich ließ den Brief versiegelt auf meinem Tische zurück, überzeugt, daß, wenn auch unsere Flucht bald entdeckt würde, doch während der Nacht keine Nachsuchung stattfinden könne.

„Es war ein Septemberabend, finster und stürmisch, als ich, Elfride erwartend, neben dem Boote stand, das ich mir verschafft hatte und das an der Schloßmauer lag. Bei dem festgesetzten Glockenschlage sah ich ihre weiße Gestalt zwischen den Bäumen schimmern, schimmern und verschwinden; denn im Dunkel und in der Eile glitt ihr Fuß aus und sie fiel mit einem schwachen Rufe um. Ich lief zu ihr hin, nahm sie in meine Arme und trug sie zum Ufer hin. Schon war ich nahe daran, dies zu erreichen, als mich Jemand gewaltsam im Rücken faßte. Ich setzte Elfride nieder, um mich zu vertheidigen. Sie sprang entschlossen in das Boot. Ich warf Den zu Boden, der unter Flüchen und schimpfenden Benennungen mich festzuhalten suchte, lief zu Elfriden und stieß vom

Lande ab. Fast in demselben Augenblicke blitzte es vom Ufer, ein Schuß fiel; ein wildes Geräusch von Stimmen, heftigen Ausrufungen und Flüchen drang zu unseren Ohren, bald aber ward Alles von dem Getöse des Sturmes und der Wellen übertönt. Es war eine schreckliche Nacht. Meine Absicht war, sobald ich Elfride in Sicherheit gebracht hätte, zum Grafen R. zurückzukehren und ihm wegen meiner That Rede zu stehen; und so verwegen der Versuch auch war, zur Nachtzeit während des Sturmes auf einem so kleinen Boote die Ueberfahrt über den Sund zu versuchen, so wagte ich doch, im Vertrauen auf meine Jugendkraft und meine Kenntniß des Fahrwassers und der Ufer einen glücklichen Ausgang zu hoffen. Aber bei der Finsterniß und dem Sturme ward ich irre geführt. Wir wurden von einem Strome nach dem Meere hinausgetrieben; ich ward es gewahr, kämpfte aber vergebens dawider. Elfride, heldenmüthig und ruhig, pries in der stürmischen Nacht den Himmel für ihre Rettung. Niemals werde ich diese Nacht vergessen. Um mich ein Meer in Aufruhr, über mir ein Himmel von schwarzen, drohenden Wolken, — der Sturm, der mit furchtbarem Getöse durch den Raum fuhr, — zuweilen einige blasse Blitze, welche die Nachtscene und die Finsterniß nur um so schrecklicher erscheinen ließen, und vor mir in weißen Kleidern dieses Kind, dieses heldenmüthige Weib, welches nur die süßesten Worte des Trostes, der Hoffnung und der Dankbarkeit hören ließ! Ich ruderte die ganze Nacht und kam doch keinem Strande nahe; ich wußte nicht, wo wir waren, und litt Elfridens wegen die fürchterlichste Unruhe. Bei Tagesanbruch nahm der Sturm an Heftigkeit zu. Ein Windstoß warf uns gegen einige Felsen und ich hielt mich für glücklich, als ich mit Elfride schwimmend und gegen die Brandung ankämpfend den Strand erreichen konnte.

„Wir waren auf eine kleine, tief im Meere liegende Insel geworfen. Nur von einer Seite und in weiter

Entfernung konnten wir das feste Land entdecken. Es sah fast einem Wunder ähnlich, daß unser kleines Fahrzeug uns bis hierher hatte tragen können; jetzt lag es zwischen den Felsen zerschellt und die Planken wurden von den Wogen umhergetrieben.

„Schäumende Brandungen erhoben sich hoch um uns, Meervögel flogen schreiend um unsere Köpfe, kleine gelbe und weiße Blumen wuchsen unter den Steinen am Ufer und wurden vom Winde gebeugt — ich glaube sie noch zu sehen, zu sehen, wie Elfride sie pflückte.

„Die Insel bestand aus einigen Felsen, die von Tannen und niedrigen Birken bewachsen waren. Eine verfallene und verlassene Fischerhütte zeigte, daß daselbst früher Menschen gewohnt hatten.

„Wir waren allein in dem wilden Meere; Gefahren vielfacher Art umringten uns, wir litten Mangel an Allem und dennoch — so ist die Jugend, so ist das starke und glückliche Leben der Gefühle zur Zeit, wo das Herz blüht — wir fühlten uns in diesem Augenblicke und in dieser Lage fast glücklich.

„Elfride schien aus einem Kinde schnell ein Weib geworden zu sein; sie erschien größer, ihr Gesicht, ihr Wesen drückte eine erwachte Seele aus und ich fühlte in dieser Zeit für sie, was ich bis dahin nicht gefühlt hatte ..... Wir waren allein in der Welt ... wir Beide allein ..... kurzes, bezauberndes, schreckliches Poëm von Liebe und Tod!

„Du liebtest sie?“ fragte Philipp, tief aufgeregt.

„Ja! .... so wie man zu zwanzig Jahren in dieser Lage, in diesen Verhältnissen liebt. Ja, ich liebte sie. Ich machte Feuer an in der Hütte, Elfride schmückte sie mit Laub und Blumen. Wir verzehrten etwas Brot und Wein, das ich für sie mitgenommen hatte. Die reizendste Heiterkeit belebte Elfriden. So hatte ich sie noch niemals gesehen. Während der Unruhe und des Druckes im Vaterhause war ihre Freude wie eine flüchtige Passionsblume gewesen. Auf ein Mal in ein wunderbares Element von

Freiheit und Liebe versetzt, lebte sie in der reinsten, freiesten Wonne auf, welche aber für Augenblicke etwas von der Wildheit ihrer natürlichen Gemüthsart annahm. Die wilde Scene um uns her steigerte ihre Lebensgeister. Wie ein Feenkind, vertraut mit den Wundern der Natur, sprang sie unter den Felsen umher und trotzig und fröhlich ließ sie sich vom Schaum des Meeres benetzen, vom Rasen des Sturmes liebkosen. Ich mußte sie mit Gewalt von diesen gefährlichen Spielen reißen und sie zwingen, unter dem Schutze des Waldes und der Felsen zu weilen; und hier verwandelte sich das wilde Kind schnell in die holdeste Grazie. Sie spielte mit den Blumen um sich und schmückte mit ihnen Den, den sie liebte; ihre Lippen sprachen melodische Worte aus, ihr Antlitz leuchtete von bezaubernden Lächeln. Bald ein gehorsames Kind, bald eine willensstarke Gebieterin, immer reizend und hinreißend, feurig und schön, schien sie eines jener Geschöpfe zu sein, von denen die Fabel erzählt, welche halb göttliche, halb Natur-Wesen, einen wunderbaren Einfluß auf Alles, was sie umgibt, ausüben. Ich war ihr nahe, entzückt und beinahe bezaubert von ihr; aber während ich auf Elfride sah, während ich in ihren Anblick verloren, den Becher reiner und überirdischer Liebe leerte, den sie mir reichte, ward sie aufs neue verwandelt. Die Farbe auf ihrer Wange ward tiefer, der Glanz ihrer Augen unnatürlich; die lieblichen, harmonischen Worte wurden verwirrt und als ich ihre Hände in den meinigen drückte, fühlte ich ihre Pulse schlagen, von einem verzehrenden Fieber gejagt.

„Der Sturm dauerte fort. Ich hatte mein Taschentuch an die Spitze einer Fichte gebunden. Aber kein Fahrzeug ließ sich weder in der Nähe noch Ferne sehen. Das Meer war furchtbar. So vergingen drei Tage. Da begann Verzweiflung mein Herz zu zernagen. Schweigend lag Elfride, und still wie ein Lamm unter der mächtigen Hand der Krankheit und still, aber unablässig, wüthete das Fieber, ihr junges Leben verzehrend. Sie durstete

und ich konnte mit keinem Tropfen Wasser ihre Lippen erfrischen. Das war ein Leiden! Sie klagte nicht, sprach aber dann und wann ein Wort des Trostes, sie sah zuweilen empor mit dem Blicke eines Engels. Sie lächelte und erblaßte, sie nannte sich glücklich und die Stimme erlosch.

„Am Abend des fünften Tages hielt ich eine Leiche in meinen Armen. Ich hatte meine Brust aufgeritzt und das Blut floß warm über ihre trockenen Lippen; vergebens, sie bewegten sich nicht mehr!"

Hervey schwieg. Thränen rollten über seine bleichen Wangen herab. Nach einem Augenblick begann er wieder:

„Sie litt nicht viel und starb glücklich, denn sie liebte und sah sich geliebt. Dies war, dies ist mein Trost!

„Sie war nicht mehr und die Natur schien ihre Wuth erschöpft zu haben. Sturm und Wogen schwiegen. Ich sah ein Boot herankommen; das Leben winkte mir aber das Leben war mir in diesem Augenblicke verhaßt. Doch der Gedanke an meine Mutter, an Maria; die Hoffnung, einen abscheulichen Verdacht von mir wälzen zu können, ermahnten mich, zu leben. Elfridens Leiche in meinen Armen, ließ ich mich an den Strand bringen, wo ich vor wenigen Tagen gehofft hatte, den geretteten Engel dem Schutze von Freunden überliefern zu können. Ich ward jetzt mit jenem Entsetzen empfangen, das man vor einem Mörder hegt, und lernte die neuen Beschuldigungen kennen, die sich gegen mich häuften. Graf R. war blutend auf dem Ufer gefallen, von welchem ich mit Elfride entfloh; ein Pistolenschuß hatte ihn getroffen und ihn gefährlich verwundet. In derselben Nacht war ihm eine ansehnliche Geldsumme geraubt worden und auf mich fiel der Verdacht dieser niedrigen, finsteren Thaten.

„Graf Ludwig war zurückgekehrt. Nicht mehr als Freund, als Feind stand er vor mir. Ich sagte ihm, was ich jetzt dir gesagt habe, und er glaubte mir nicht! Ein

Keim des Mistrauens lag immer in seiner Seele; er konnte die Sprache der Wahrheit nicht vom Betrug unterscheiden. Aber ich verzeihe ihm hier, er war schmerzlich verwundet worden, denn er liebte seine Schwester. — Vieles sprach gegen mich; der Engel, den ich retten wollte, hatte für immer seine Lippen geschlossen und den finstern Mordversuch gegen seinen Vater konnte ich nicht erklären. Mit Haß wandte er sich von mir. Die ganze Welt wandte sich von mir. Einsam stand ich da. Bilder von Schaffot und Henker schwebten vor meinen Augen und ich war unschuldig! In diesem Gefühl, in dem Verlangen, mit der ganzen Welt zu kämpfen, rief ich laut nach Untersuchung.

„Ich sah mich mit Ruhe im Gefängniß eingeschlossen. Mein jugendlicher Muth, das Gefühl meiner Unschuld ließen mich nur einen glücklichen und ehrenvollen Ausgang voraussehen; aber bald ward meine Hoffnung verdunkelt. Starke Wahrscheinlichkeitsgründe sprachen für meine Schuld, nichts für meine Unschuld. Zur Erklärung der Entführung Elfridens berief ich mich auf meinen Brief an Graf R.; der Brief — ward nicht gefunden. Der Mörder war nicht entdeckt worden. Ein Schreiber des Grafen, den ich kaum einmal gesehen hatte, trat als mein Ankläger auf und durch Vermischung von Falschem und Wahrem wußte er meiner Beziehung zum Grafen R. und seiner Tochter während meines Aufenthalts in seinem Hause die finsterste Farbe zu geben. Die Unmöglichkeit, mich zu rechtfertigen, wenn kein glückliches Ereigniß die Wahrheit an den Tag bringen würde, ward mir immer deutlicher.

„Während dieser Zeit öffnete sich meinem Blicke mancher Abgrund des Lebens; aber auch manche Höhe stieg wolkenfrei aus der dunkeln Welt. Die Hölle kam mir nahe, aber auch der Himmel. Während dieser Zeit, während einer Zeit von wenigen Monaten entwickelte sich mein Charakter und ich ward damals, was ich jetzt bin. Meine Philosophie, meine Ansicht vom Menschenleben,

von der Geschichte, von der ewigen Ordnung wurden bestimmt. Es ward klar in meiner Seele und ich sah ruhig dem Tode entgegen. Von der Zeit meiner Gefangenschaft habe ich fast nur ein helles Andenken bewahrt, denn während derselben ward ich klar und ruhig in mir selbst. Das Bitterste des Lebens brach dort seine Spitze gegen meine Brust — göttliche Gnade, Dank sei dir! Nur das Bild des weißen Engels, des Heldenkindes, das in meinen Armen erblaßte, dies Bild stand oft, oft in einsamen Abenden, in langen Nächten wie eine Erscheinung vor mir. Ich sah das aufgeregte, stürmische Meer; ich sah die weiße, feine Gestalt auf den Wellen schweben, langsam erbleichen, langsam sinken. Elfride, liebliches, unglückliches Kind! Oft während meines wirksamen Lebens hat dieses Bild für Augenblicke meine ganze Kraft gelähmt; oft, unter friedlichen Umgebungen in der Stunde der Freude hat es einen Schatten über alles Reizende und Schöne im Leben geworfen.

„Die Zeit nahte heran, wo öffentliche Verhöre meinem Urtheile vorausgehen sollten. Ich bereitete mich auf diese vor. Ich selbst wollte allein mein Vertheidiger sein. Ich wollte mich aufs Aeußerste rechtfertigen. Sollte mir dies nicht gelingen, so war ich vollkommen gefaßt. Die Achtung oder Verachtung der menschlichen Gesellschaft verliert viel von ihrem Gewichte von der Zeit an, wo man gewahr wird, daß sie mehr nach dem Schein als nach der Wirklichkeit gezollt wird, daß das Auge des Menschen nicht bis zur Quelle der Handlungen zu dringen vermag. Aber dann erhebt sich mit doppelter Macht die Gewißheit, unter einer höheren Hand zu stehen; die irdischen Bande lösen sich, die himmlischen werden fester angezogen.

„Aber theure Bande fesselten mich noch an die Erde. Meine Mutter und Marie waren zu mir geeilt und theilten mein Gefängniß. Die Geliebten hatten nicht gezweifelt. Sie erfreuten meine Seele und der Gedanke, sie zu verlassen, war mir bitter.

„Graf Ludwig ließ sich in meinem Gefängnisse nicht sehen, aber zwei meiner künftigen Richter besuchten mich oft. Es ist mir eine Freude, zu wissen, daß ich die Herzen dieser vortrefflichen Männer gewann, daß sie an meine Unschuld glaubten.

„Der Tag für das erste Verhör näherte sich. In der vorhergehenden Nacht sah ich plötzlich die Thür meines Gefängnisses sich öffnen und man sagte mir, ich sei frei, um zu fliehen. Ich weigerte mich, auf diese Weise den Glauben an meine Schuld zu bestärken. Da that mir ein Mann, den ich nicht nennen werde, kund, daß der Ausgang meines Processes unzweifelhaft der wäre, daß ich zum Tode oder zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt werden würde, daß aber Personen, die von meiner Unschuld moralisch überzeugt wären, Mittel zu meiner Flucht gefunden hätten und daß ihre Hülfe mich in fremde Länder führen würde. Meine Mutter und meine Schwester schlossen mich in ihre Arme und beschworen mich, mich und sie zu retten. Ich bedachte mich. Der positive Werth der öffentlichen Achtung war in Folge der Reflexionen, die meine Lage in mir erweckt hatte, in meinen Augen schon gesunken. Durch meinen Tod gewann ich nichts für meine Ehre — auch konnte ich durch ihn der Wahrheit oder der Freiheit nichts Höheres als das Leben zum Opfer bringen. Mein Tod mußte ebenso nutzlos wie entehrend auf der Erde sein. Der Gedanke an lebenslängliches Gefängniß war mir schrecklich. Hier standen Mutter und Schwester, welche mein Tod nicht nur in Schande, sondern auch in Armuth gestürzt haben würde. Welchen Schaden konnte dagegen meine Flucht wol verursachen? Man bot mir Leben und Freiheit an und das Leben und die Freiheit flammten entzückend vor meiner Seele auf. „Die Welt ist groß,“ dachte ich; „ich werde einen Platz für mich und die Meinigen finden, wohin Verleumdung und Haß nicht dringen werden. Ich werde mein Brot verdienen und über mir ist Gott!

„So folgte ich dem Rathe, der mir ertheilt ward. Ich entfloh mit den Meinigen. Ich traf auf unerwartete Hülfsmittel, die meine Flucht nach England erleichterten. Bald darauf reiste ich nach Indien, wo ich Arbeit und Brot fand. Eine Schrift von mir, die kurz nach meiner Flucht in Schweden herauskam, machte einen für mich günstigen Eindruck. Der Glaube an meine Schuld begann zu wanken. Der Sturm, der sich über mich erhoben hatte, nahm allmälig ab. Jahre vergingen. Neue Ereignisse und neue Verbrechen nahmen die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch. Man vergaß nach und nach mich und meine Sache. Graf R. genas von seiner Wunde, starb aber kurze Zeit darauf durch einen Fall vom Pferde. Mein armer Emil hatte zu der Heimat gehen dürfen, wo keine harte Worte ihn mehr erreichen können, wo nur sanfte Liebesstimmen seine eingeschüchterte Seele aus ihrem Verstecke locken werden. Armer Emil!

„Indessen nahm mein Leben in Indien eine unerwartete Wendung. Ich war so glücklich, einen alten Mann aus Räuberhänden zu retten. Er begegnete mir seit dieser Zeit wie einem Sohn und übermachte mir ein nicht unbedeutendes Vermögen, mit der einzigen ausdrücklichen Bedingung, daß ich seinen Familiennamen — Hervey annehmen solle. Der alte, liebenswürdige Mann war mir theuer; sein Anerbieten kränkte Niemandes Recht, denn er stand einsam im Leben und war selbst der Schöpfer seines Glückes. Ich wies seine Güte nicht von mir; aber ehe ich sein Anerbieten annahm, machte ich ihn mit meiner Geschichte bekannt. Der Alte glaubte mir; er, der Fremdling, glaubte, was mein Jugendfreund sich zu glauben geweigert hatte, meinem Worte. Er ward mein Vater und ich ward sein Sohn. Meine Mutter und Marie pflegten und erfreuten sein Alter. Mich ergriff eine unruhige Begierde, zu reisen, die Welt zu sehen und düstere Erinnerungen zu zerstreuen. Als Missionair wanderte ich durch mehre Theile von Asien; ich drang bis in das

Innerste von China. Die wissenschaftlichen Schätze des Orients öffneten meiner Seele reiche Quellen; nicht minder die immer tiefere Bekanntschaft, welche ich mit der Menschennatur und der Kraft der Religion machen konnte. Es war ein Leben voll von Mühseligkeit, oft von Gefahr; aber voll Interesse. Nach einigen Jahren dieses wandernden Lebens kehrte ich zu den Meinigen zurück — ach, um den letzten Seufzer meines Wohlthäters zu empfangen!

„Ich wollte mich nicht mehr von meiner Mutter und von Marie trennen. Ich sehnte mich nach einem stilleren Leben, nach einer mehr geordneten Wirksamkeit. Einige wissenschaftliche Schriften machten meinen Namen bekannt und geachtet und ich hätte ruhig in einer blühenden Natur, in einem Kreise liebenswürdiger Menschen leben können, aber mich ergriff ein Gefühl, tiefer, unwiderstehlicher vielleicht, als alle die, welche auf Erden die Brust des Menschen verzehren oder erschüttern; mich ergriff — das Heimweh, oder die Heimkrankheit, denn das Herz erkrankt in der Sehnsucht nach der Heimat und welkt dahin, wenn seine Begierde unerfüllt bleibt. Geheimnißvolles, mächtiges, wunderbares Gefühl, überwältigende Anziehungskraft, wer kann dich beschreiben und wer dir widerstehen! Die Wurzeln des menschlichen Herzens haften an der heimatlichen Erde; sie saugen ihr Leben von dem Edelsten und Eigenthümlichsten, was diese in Heldenthat und sittlicher Schönheit, in Geschichte und Alltagsleben, in Natur und Kunst besitzt, und, Kindheitsjahre, Kindheitsfreuden und Kindheitsthränen, der Strand, worauf du spieltest, der Wind, der dich liebkoste, die erste Liebe, das erste Wissen — Alles fesselt, Alles bindet innig, unauflöslich daran!

„Ich hatte viel im Leben ertragen, ich hatte mit Vielem, so in wie außer mir, gekämpft und hatte gesiegt und jetzt war ich nahe daran, diesem Gefühle zu unterliegen, welches mich, gleich einem brennenden Durste, gleich

einem verheerenden Samum verzehrte. Wir haben von einem Lappländer reden hören, der, nach einem südlichen Klima geführt, in Abzehrung verfiel und inmitten aller Herrlichkeit der Natur und der Kunst dringend nur etwas Schnee begehrte, um es auf seinen Kopf zu legen. Diesem war ich ähnlich. Das Wilde, das Winterhafte des Nordens zog mich mit Zaubermacht an sich. Ich verbarg meine Gefühle vor Mutter und Schwester, ich wollte sie nicht beunruhigen, ich wollte sie nicht den Gefahren aussetzen, welche sie im Vaterlande bedrohen würden, aber ich ward heimlich verzehrt, meine Seele ward schwach. Gleich dem verbannten Foscari sehnte ich mich, wollte ich nach der Heimat, selbst auf die Gefahr, einen schimpflichen Tod zu erleiden.

„Bald sah ich, daß ich nicht allein schmachtete. Marie, jung und fröhlich, lebte frisch in der Gegenwart; aber meine Mutter magerte allmälig ab und schien alle Lebenslust zu verlieren. Meine Zärtlichkeit, die Kunst der geschicktesten Aerzte richteten nichts aus; schweigend und schwermüthig hielt sie ihren Kummer vor ihrem Sohne geheim. Eines Tages überraschte ich sie in Thränen. Ich schloß sie in meine Arme, ich umfing ihre Knie und beschwor sie, mir ihr Herz zu offenbaren; da ging leise und schmerzvoll über ihre blassen Lippen das Wort: „Schweden!" — „Schweden!" wiederholte ich mit unbeschreiblicher Liebe. Wir vermischten unsere Thränen, wir wiederholten wol hundertmal das Wort, das schon so lange unter uns verbannt gewesen war. Es war eine Tollheit; es war eine Wollust. „O, mein Sohn," sagte sie, „ich muß Schweden wiedersehen, oder ich werde sterben!"

„Wir wollen hin, meine Mutter!" antwortete ich auf einmal bestimmt und ruhig, „dort wollen wir leben und sterben!" Seit dieser Zeit schien es mir, als ob alle Bürde von meinem Leben gewälzt sei. Ich realisirte mein kleines Vermögen. Wir reisten ab. Der Wind war uns günstig. Wir sahen den väterlichen Boden wieder!

Hervey schwieg. Seine Augen füllten sich mit Thränen und er bückte sich zu dem moosbewachsenen Felsen hinab. Er küßte ihn. Nach einem Augenblick begann er wieder:

„Ich war sehr verändert, sowol durch die Jahre als durch meinen Aufenthalt unter Indiens Sonne; man erkannte mich nicht wieder. Auch vermied ich meine früheren Bekannten. Aber zu einem der Männer, die mir während meiner Gefangenschaft Theilnahme bewiesen hatten, ging ich und entdeckte mich ihm. Er war noch derselbe. Ich fand in ihm einen Freund und Beschützer. Von ihm erfuhr ich, daß sich einige Aussicht zu meiner Rechtfertigung zu zeigen anfange. Man hatte starken Verdacht auf den Schreiber des Grafen N. geworfen, gerade denselben Mann, der als mein Ankläger aufgetreten war. Man hatte sich seiner Person bemächtigen wollen, aber er war plötzlich verschwunden, und bisher haben alle Nachforschungen nach ihm sich als fruchtlos erwiesen. Indessen ward mir versprochen, daß diese jetzt mit doppeltem Eifer fortgesetzt werden sollten.

„Ich suchte mir einen Zufluchtsort fern von den Gegenden, wo ich meine Jugend zugebracht hatte, und wählte mit Absicht diese wilde, einsame und wenig besuchte Gegend. Meine Mutter, welche in dem nördlichen Finmarken geboren ist, freute sich, die Luft ihrer Kindheit einzuathmen. Marie war überall glücklich, wo wir uns nur wohl befanden.

„Ich kaufte mir ein kleines Gut in dieser Gegend, welches mich auch deshalb lockte, weil hier viel zu thun war; durch Arbeit und Anbau konnte diese Wildniß in eine fruchtbare und glückliche Gegend verwandelt werden. Ich gab mich für einen Engländer aus und ward als solcher angesehen, ward aber unter meinem neuen Namen schwedischer Bürger und Unterthan.

„Umstände, deren Erwähnung mich hier zu weit führen würden, veranlaßten mich, daß ich bald aus dem Privat-

leben in das öffentliche trat und das Amt, welches ich jetzt bekleide, annahm. Selbst sehnte ich mich nach dieser Art von Wirksamkeit. Ich liebte die Menschen. Ich empfand ein inniges Verlangen, etwas Gutes für die bürgerliche Gesellschaft, die mich verstoßen hatte, zu wirken; ich wünschte, mein gegenwärtiges Leben vor den Augen meiner Mitmenschen von der Unschuld meines verflossenen zeugen zu lassen, im Falle, daß die finstere Beschuldigung von neuem gegen mich erhoben würde, oder auch selbst in meiner Todesstunde die Gemeinde, für welche ich gelebt, um mich zu versammeln und zu sagen: Ich bin Eduard D., Freunde, urtheilt, ob ich schuldig bin!

„Ich hatte mich über das Urtheil der Gesellschaft erhoben, als es ungerecht werden mußte; aber es war mir theuer, ihren gerechten Beifall zu verdienen! Der stille Lehrer und Ansiedler in diesem Winkel der Welt würde übrigens wenig in einem weitern Kreise bekannt werden. Zurückgezogen von der übrigen Welt, wirksam und gekannt nur in diesem Kreise, schien mir meine Stellung hier die wünschenswertheste, so lange das Geheimniß, welches auf meinem Leben ruhte, nicht vollkommen entdeckt wäre. Die Nachforschungen, auf welche ich viel Hoffnung gegründet hatte, hatten zwar keinen Erfolg und der des Verbrechens Verdächtige ward nicht gefunden; aber ich selbst konnte sicher vor allem Argwohn und allen Verfolgungen leben. Ich ward immer ruhiger, immer hoffnungsvoller, immer glücklicher; manches Mal habe ich während der belebenden Arbeit, während des Zusammenseins mit den guten Menschen um mich die ganze Heiterkeit meiner Jugend wieder aufleben gefühlt. Ich habe das Verflossene vergessen und sorgenfrei der Zukunft entgegengeblickt. Jahre gingen dahin. Ich sah meine Mutter aufs neue jung werden, Freunde sammelten sich um uns; ich begann zu hoffen, hier ungestört meine Tage verleben zu dürfen. Das Zusammentreffen mit Löfvenheim beunruhigte mich; ich hätte gewünscht es vermeiden zu können.

Ich habe ihn in meiner Jugend oft gesehen. Er war Graf Ludwig's Freund und sein scharfer, beobachtender Blick war mir wohl bekannt. Dennoch verließ ich mich auf mein verändertes Aeußere und darauf, daß bisher keiner meiner früheren Bekannten mich wieder erkannt hat. Daß ich mich getäuscht habe, hat mich dieser Abend schmerzlich fühlen lassen. Löfvenheim war nie mein Freund; ich habe Alles von ihm zu fürchten. Von nun an werde ich ihm nicht ausweichen, auch nicht dem Schicksale, welches mich zu erwarten scheint. Ich will ruhig der drohenden Stunde entgegensehen und, wenn sie kommt, den Kampf auskämpfen!"

„Eduard! Eduard!" rief Philipp düster aus, „du bist also unschuldig und kannst dich vor der Welt nicht rechtfertigen! Du bist unschuldig und mußt dem finstersten Verdachte ausgesetzt bleiben! Was thut denn die Vorsehung?"

„Die Vorsehung?" wiederholte Hervey mit mildem Ernst. „Das Reich der Vorsehung wird nicht von den Wirren dieser Welt gestört. In ewiger Klarheit steht es über denselben und ruft Alles, früher oder später, in seine ewige Ordnung zurück. Widersprüche, Gewalt, Verbrechen, Dunkel und Wirren wird es immer auf der Erde geben, aber jenseit dieser Welt — eine andere und jenseit des Grabes — die Auferstehung! Das ist die Lösung des Räthsels, das Geheimniß der Vorsehung! Und wir haben sie ja offenbart gesehen! — Hat nicht das Heiligste auf der Erde geblutet und ist zwischen Missethätern gestorben? Ist er nicht auferstanden und hat sich die Welt unterthan gemacht? Mögen Diejenigen, welche dem Göttlichen auf dem finstern, kurzen Wege folgen, auf ihn sehen und nicht klagen. Und wenn auch die Hand des Henkers ihre Augen verbindet, mögen sie dann noch Gott preisen; denn die Binde fällt und die Vorsehung lebt!"

„Eduard! Ich habe an dir gezweifelt, kannst du mir verzeihen?"

Eduard reichte ihm die Hand. Feurig drückte sie Philipp an seine Brust, indem er sagte: „Eduard, Dank! Dank für deine Güte, dein Vertrauen! Was ich für dich fühle, will ich durch die That beweisen. Von diesem Tage an werde ich keine Ruhe haben, als bis du vor der Welt gerechtfertigt dastehst. Löfvenheim fürchte nicht. Er wird schweigen, seine Ehre, wie sein Interesse bürgen mir dafür; ich habe sie in Anspruch genommen. Löfvenheim bedarf meiner Hülfe. Eduard, mein Herz sagt es mir, ich werde den Schuldigen entdecken; du wirst gerechtfertigt werden und nichts wird deinem Glücke im Wege stehen; dann wirst du das Schönste und Liebenswürdigste auf Erden gewinnen können."

„Was meinst du?" fragte Hervey erstaunt.

„Eduard, du mußt Alles wissen! Ich habe die Vereinigung himmlischer Schönheit und Güte nicht sehen können, ohne zu lieben, ohne anzubeten! ... Aber ich verstand meine Gefühle für Nina nicht, als ich auch schon sah, daß sie dich liebte."

„Mich, mich?" rief Eduard heftig und fast mit Entsetzen. „Es ist nicht wahr, es ist nicht möglich!"

„Ich suchte sie eines Tages. Ich sah sie im Schatten der Goldweide sitzen. Sie glaubte sich allein. Ich näherte mich still, denn ich hörte sie reden, aber die Worte, die sie in Tönen, welche Engel hätten beneiden können, aussprach, waren, Eduard, dein Name!"

Hervey war heftig aufgeregt. „Nein, nein, es ist unmöglich!" wiederholte er, indem er die Augen mit der Hand bedeckte, als wären sie geblendet worden.

„Sie liebt dich, Eduard! Der himmlisch süße Engel liebt dich und du kannst nicht anders, als auch sie lieben. Du bist ihrer würdig, dir wird es beschieden sein, sie zu gewinnen!"

„Sie gewinnen!" wiederholte Eduard. Himmel und Hölle stritten in seiner Seele. Er beugte sein glühendes Gesicht in seine Hände und so verblieb er einen Augenblick

schweigend. Endlich sagte er mit scheinbarer Ruhe: „Du hast dich geirrt, Philipp. Ich bin dessen gewiß. Außerdem hat die zufällige Nennung meines Namens keine Bedeutung. Es wäre lächerlich von mir, wenn ich darauf einige Hoffnung bauen wollte. Ich bitte dich, laß uns nicht davon reden! Nur die Hoffnung, in ihrem Herzen einen Platz zu besitzen, erweckt in dem meinigen Tantalusleiden. Fort mit diesem reizenden, verwirrenden Gedanken! Sage mir Philipp, hat Löfvenheim außer dir noch irgend einem Andern entdeckt, was er von mir zu wissen glaubt?"

„Nein! Und er wird es auch nicht. Ich habe sein Versprechen und kann mich auf ihn verlassen. Ueberdies werde ich auf meiner Reise ihn noch einmal sehen und seine Zunge noch strenger binden. Eduard, du kannst vollkommen ruhig sein!"

Die Sonne war untergegangen. „Laß uns nach Hause gehen," sagte Eduard, „es wird spät!" Sie gingen schweigend. Als sie zu der Stelle kamen, wo der Weg nach Philipp's Gute abging, blieb er stehen und sagte weich:

„Eduard, ich muß dich verlassen. Sage mir noch ein Mal, daß du meinen unwürdigen Zweifel verzeihst, daß du mich noch deinen Freund nennen willst!"

Eduard öffnete ihm seine Arme und drückte ihn an seine Brust.

Tief gerührt sagte Philipp: „In Leben und Tod verlaß dich auf mich! O, könnte ich diese Stunde zurückkaufen, könnte ich dich meine Schwachheit, meinen Zweifel vergessen lassen!"

„Philipp," sagte Eduard mit Wärme, „ich kenne dich. Glaube mir, wenn ich einen Freund bedarf, so werde ich zu dir gehen."

Noch ein herzlicher Handschlag und die beiden Freunde trennten sich. Hervey kam bald zu einer Höhe, von welcher man Umenäs sehen konnte. Die Abendröthe schien auf die Fenster der Façade. Hervey stand unwillkürlich still und seine Augen hefteten sich auf das Fenster in

Nina's Stube. Bitterliebliche Gefühle erfüllten seine Brust, sein Herz brannte vor inniger Liebe zu ihr. Er war heftig erschüttert gewesen; jetzt beruhigte sich seine Seele in einem innigen Segen über sie:

„Friede über dich, angebeteter Engel," sagte er leise, „Friede und Freude mit dir! Möge kein giftiger, kein störender Hauch deinem Herzen nahe kommen, du schönes, liebliches Wesen! Ich kann entsagen — auch dir — deinetwegen. Ich habe gelitten, ohne zu klagen; ich kann auch lieben, ohne es zu verrathen. Göttlich schön muß es sein, für dich zu leben; o wie lieblich auch, für dich zu sterben! Bitter ist's, dir zu entsagen. Das ist mein Loos. Aber aus der Ferne will ich über dich wachen. Von nun an werde ich dich selten sehen. Still, stürmisches Herz, still!"

Schattenspiel.

„Und die Schatten, sie eilen,
Taumeln hin und her,
Aeolus verschluckt sein Heulen,
Charon auf der Pfeife zischt.
Hilf! Hör', der finstre Chor
Führt 'nen gewalt'gen Rumor.
Stern nach Stern erlischt
Und das Ufer hüllt sich ein recht dicht,
Bis im schwarzen Schatten versinkt all Himmelslicht."

Bellman.

Eines Abends versammelten sich auf Umenäs die Nachbarn von nah und fern zu einem jener Feste, wobei die Seele gewöhnlich fastet. Indessen hatte die Gräfin dies nicht beabsichtigt; sie hatte beabsichtigt, eine muntere, leichte, lustige Fête bei sich zu haben. „Gerade all unser Gepränge," sagte sie, „alle unsere kostbaren Vorrichtungen sind es, was unsere Gesellschaften so schwerfällig macht. Wir sollten Alles natürlicher, leichter, einfacher hergehen lassen und Alles würde besser werden." Zu dieser Natürlichkeit und Leichtigkeit wollte sie jetzt den Ton angeben und die Bewohner der Gegend darin einweihen. Man sollte tanzen, größtentheils Nationaltänze, entweder nach dem Piano, oder nach der Musik eigner Stimmen. Dies, dachte die Gräfin, würde Leben in die Gesellschaft bringen. Man sollte nur einige wenige Lichter haben, denn die

Gräfin hatte von Tänzen in einer Scheune bei zwei Talglichtern reden hören, die heiterer als irgend ein Fest bei Hofe gewesen waren. Mit dem Souper sollte man es ganz leicht machen. Keine große, schwerfällige, sitzende Tafel, aber ein Büffet leichter Gerichte; man sollte umhergehen und die Herren sollten die Damen bedienen. Artigkeit im Umgange und eine lebhafte und leichte Unterhaltung hoffte die Gräfin hierdurch zu befördern. Die Baronin H. lachte zwar und machte verschiedene warnende Anmerkungen über diese Leichtigkeit mit schwerfälligen Leuten, diese Dürftigkeit in einem prächtigen Salon; aber die Gräfin war von ihren einfachen Ideen entzückt und darauf erpicht, sich populair zu machen. Mit einer kleinen, heimlichen Schadenfreude wartete die Baronin H. auf den Ausgang dieses Festes.

Die Gäste kamen. Sie kamen der Eine nach dem Andern, so schwerfällig, so gleichförmig, so gleichgültig, und machten das Zimmer eng und die Luft schwül. Nina suchte mit Wolken umhülltem Blicke den guten, den liebereichen Blick, der ihr Leben gab. Er erschien nicht dort und Alles schien ihr dunkel. Mehrere Tage hatte sie Hervey nicht gesehen. Sie hatte ihn jeden Abend erwartet und er war nicht gekommen. Eine ihr bisher unbekannte peinliche Unruhe bemächtigte sich ihrer Brust. Sie erinnerte sich seines ungewöhnlichen Ernstes während der letzten Stunden jenes Abends auf Tärna und fragte sich angstvoll, was an dieser Veränderung Schuld sei. O, wie sehnte sie sich nicht, ihn wieder ruhig, wieder heiter zu wissen!

Die Gesellschaft tanzte. Der Fußboden schaukelte. Die Fenster wurden mit Nebel überzogen. Die Sonne war in unbemerkter Herrlichkeit schon hinter den Bergen untergegangen. Im Salon war es trübe und drückend heiß. „Jetzt fängt das Leichte an," dachte die Baronin H. Sie sah auf die ewigen Figuren, welche mit mürrischen Gesichtern und ohne das geringste Zeichen von Vergnügen

sich hin und her bewegten unter einem disharmonisch hervorgemurmelten: „So weben wir Wallmar, so schlagen wir zusammen *).“

Die Gräfin und der Oberst, welche den Tanz mit hohen Lebensgeistern begonnen hatten, wurden immer matter und begannen sich still mit hinzuschleppen.

Die Baronin H. wollte auch ihrestheils mit zu den Vergnügungen des Tages wirken und hatte außerdem der Gräfin versprochen, zur Unterhaltung beizutragen. Sie versuchte mit ihren Nachbarsfrauen verschiedene Gegenstände; da sie aber nichts „Leichtes“ fand, was recht anschlug und Interesse erweckte, außer Aepfelsouflé, begann sie nun von Ferkeln und Kartoffeln zu sprechen, welches mit verschiedenen Anekdoten vom Viehhof in Paradies eine sehr gute Wirkung hatte. Noch mehr Sensation gelang es ihr hervorzubringen, indem sie mitunter die Mamselles Y. wegen des Doctors in Umeå neckte**).

Nachdem sie einige Male herumgetanzt, bittet Nina ihren Herrn um Entschuldigung und verläßt den Tanz, der sie in diesem Augenblick unbeschreiblich ermüdet. Sie stand jetzt still an ein Fenster gelehnt und blickte rings um sich auf die Figuren, welche die Wände auskleideten. Die dunkeln, gleichgültigen Blicke, die oft grämlichen Mienen thaten ihr weh. Sie dachte an Ihn, dessen Blick,

---

*) So weben wir Wallmar u. s. w. ist die Weise, wonach ein schwedischer Nationaltanz getanzt wird. — Wallmar ist eine Art groben Tuches, welches auf dem Lande gesponnen und von den Bauern getragen wird.

Anmerk. des Uebers.

**) Die Verfasserin ist nie in Norrland gewesen. Sie hielt es für möglich, daß die Damen dort so leicht wie Elfen und interessant wie Korinna sind, und die Herren so interessant wie Grandison. Sie schildert nicht, was dort gefunden wird; sie schildert nur, was, wie sie weiß, sich irgendwo — gleichviel wo es sei — findet.

dessen Worte auf Alle so wohlthätig wirkten; an das reiche Herz, die frische Kraft, den überlegenen Geist. Wunderliche, mächtige Gefühle schwellten in ihrer Brust. „Wann werde ich ihn wiedersehen? Werde ich ihn jemals wiedersehen?“ Diese Fragen erhoben sich heftig und unwillkürlich. Es war ihr, als würde es ihr wohl thun, wenn sie einen Schimmer vom Kirchthurme bei Hervey's Hause sehen könnte. Sie trocknete den Thau vom Fenster und sah hinaus, aber die Abenddämmerung hüllte die Wipfel der Fichten und den Thurm der Kirche ein. Alles war dunkel in der erblauenden Ferne. Auf ein Mal kam es Nina vor, als könnte ihr ganzes Leben schnell sich verfinstern und zu Nacht werden, als wäre ihr soeben verflossenes, liebliches Lichtleben nur ein Traum. Sie sah auf die hüpfenden, schwerfälligen, schattengleichen Figuren. Sie schwebten hin und her, schwerfällig, einförmig, unablässig; und unablässig und dumpf und lähmend ertönte auch der Gesang:

„So weben wir Wallmar,
So schlagen wir zusammen,
Weben Wallmar,
Schlagen zusammen
Und lassen die Kämme gehen, gehen!“

Ein unsäglich erstickendes Gefühl erfaßte Nina. Sie sehnte sich hinaus, weg von den hüpfenden Schatten, sie bedurfte Luft, Leben! Schwindel und eine große Mattigkeit kamen über sie. Sie erhob sich und ging hastig an den Tanzenden vorbei, welche hin und her schwebten und gleichsam höhnend ihr ewiges „Gehen, gehen!“ ihr nachtönen ließen.

Clara, welche mit Ergebenheit im Tanze arbeitete, warf der fliehenden Nina, deren Gemüthsstimmung sie zu ahnen schien, einen Blick voll zärtlicher Theilnahme nach und, selbst gut und daran gewöhnt, sich zu bezwingen,

fuhr sie fort, ihre eignen Gefühle zu vergessen, um für die Zufriedenheit Anderer zu wirken.

Nina warf einen Tüllshawl über Kopf und Schultern, schlich sich mit ungewissen Schritten die Treppe hinab und befand sich bald in der freien Luft. Ach, es war schön draußen! Mondlicht, Sternenlicht und des Abends Purpurglanz strömten über sie. Krystallklar und wollustvoll floß die Luft um sie herum. Die Silberwolken des Thaues lagen über Baum und Wiesen. Alles war still, voller Ruhe, voller Genuß; Alles so lieblich, so paradiesisch schön.

Nina athmete tief, athmete laut, sog die Luft ein, so voll von Frische, sah auf zum Himmel, so voll von Licht. Das Leben flutete in vollen Strömen wieder in ihre Brust hinein. Die Bürde, welche dieselbe soeben drückte, war verschwunden. „O mein Gott! Deine Welt ist schön!" flüsterte sie und streckte ihre Arme aus gegen die Natur und das Leben. Einige Thränen rollten über ihre Wangen. Sie wischte sie mit ihrem Schleier fort. Sie dachte an Hervey und ein inniges Gefühl von Lebensbegierde, von wehmüthiger Freude durchbebte sie. Leicht wie ein Reh eilte sie den Fußsteig zum Thale hinab. Hier berührte ihr Kleid eine thauschwere Blume, dort weckte sie einen kleinen Vogel aus seinem Schlummer auf, der sie mit lieblichem Gezwitscher begrüßte. Wenn man die Tanzenden im Salon mit den Schatten im Erebus vergleichen könnte, so konnte man mit noch mehr Grund Nina mit einem seligen Schatten in den elyseischen Feldern vergleichen; so weiß, so luftig und leicht, so schön schwebte sie in der von der Fülle des Frühlings berauschten Natur dahin. Bei „Nina's Ruh" macht sie Halt. Die Goldweiden hatten den Thau aufgefangen. Die Grasbank unter ihnen war trocken. Nina setzte sich darauf. Die Rosenhecken, welche in dichtbelaubten Massen die Felsenwand bekleideten, standen in voller Blüte und athmeten die herrlichsten Düfte aus. Die Hummeln summ-

ten dumpf darüber hin, während sie aus den Kelchen der Blumen ihren Abendrausch tranken. Die kleine Quelle rauschte still spielend dahin, so ähnlich dem fröhlichen Leben eines Kindes; und alle Lichter des Himmels wiederspiegelnd, lag in majestätischer Ruhe das unermeßliche Meer, einer ruhenden Riesenkraft gleich, tief, klar, aber undurchschaulich.

O, wie oft hatte nicht Nina hier an Hervey's Seite gesessen, seinen Worten gelauscht und das Leben schön und voll gefühlt! Sie rief seine Stimme, seinen Blick in ihr Gedächtniß zurück und es kam ihr vor, als erklängen zu diesen Erinnerungen melodische Töne. Es schien ihr, als würden Harmonien in der Luft ausgeathmet. Eine Zeitlang glaubte Nina, es sei ein Spiel ihrer eignen Phantasie, aber bei einem augenblicklich steigenden Winde wurden die Töne ihrem Ohre vollkommen deutlich. Sie schienen aus den wehenden Zweigen der Goldweide zu kommen. Bald entdeckte Nina eine Aeolsharfe, die an ihnen befestigt war. Sie erinnerte sich jetzt, eines Abends gegen Hervey den Wunsch geäußert zu haben, diese ihr noch fremden Töne zu hören, und Thränen der Dankbarkeit traten in ihre Augen. Sie dachte an ihn, an seine Freundschaft, die lieblicher war als der Duft der Rosen, als der Gesang der Harfe im Winde, wohlthuender als die Frische der Welle, als das Licht des Himmels. Auf ein Mal stand Graf Ludwig's Bild vor ihrer Seele. Eine Eiskälte zog ihr Herz zusammen, sie wandte hastig den Blick ab. Sie wandte ihn wieder auf Hervey und Alles war gut. „Wäre es mein Bruder!“ seufzte sie. In diesem Augenblicke kam es ihr vor, als fiele ein Schatten über ihre Brust und ihre Arme, welche sanft über einander geschlungen waren. Mit Schmerz dachte sie an den Schatten, welcher Hervey's Leben verdunkelte. Spielend öffnete sie ihre Arme und schloß sie wieder, wie um den Schatten festzuhalten, indem sie sagte: „Ich will dich von seinem Leben fortnehmen, ich will dich gefangen hal-

ten, du sollst seinen Tag nicht verfinstern!“ Aber die Gestalt, deren Schatten Nina umschloß, beugte einen Zweig der Rosenhecke zur Seite und Eduard Hervey stand vor Nina.

Mit einem schwachen Freudenrufe sprang sie auf. Er trat hastig zurück, indem er fragte: „Störe ich Sie? Soll ich mich entfernen?“ — „O nein, nein!“ erwiderte Nina und stand zitternd da, sah aber auf ihn mit einer Freude, einem Vertrauen, welche sein Herz mit der reinsten Wollust durchdrangen. Sie wußten selbst nicht, wie es kam, aber unwillkürlich war er an ihrer Seite und ihr Arm ruhte in dem seinigen, wie so manches Mal früher. Beide gingen sie zum Meeresstrande hin. Er sah, daß ihr Angesicht bleich war und Spuren des Leidens trug. Er fühlte eine unendliche Begierde, ihr wohlzuthun, und seine Worte wurden lieblicher, inniger für sie, als sie es je gewesen waren. Sie hörte ihm zu mit einem Lächeln voller Glückseligkeit. O, wie glücklich waren sie in dieser Stunde, wie liebten ihre Herzen einander!

Bald standen sie am Meeresufer — die Beiden allein in dem unermeßlichen Raume. Schweigen herrschte über der Tiefe, Schweigen in dem unermeßlichen Gewölbe über ihnen. Schweigend standen auch sie da; aber ihre Herzen schlugen. Aus der Tiefe der Wälder und des Meeres stiegen Dämpfe, wunderliche, wilde, reizende, wollustvolle Dämpfe auf, ähnlich den phantastischen Gestalten, womit die Phantasie jene einst bevölkerte. In Hervey's Brust war Unruhe; aber über Nina's Seele war die liebliche Ruhe gekommen, welche sie immer in Hervey's Nähe empfand. Der Anblick, der sich ihnen jetzt eröffnete, hatte immer auf sie einen fast übermächtigen Eindruck gemacht; auch in diesem Augenblick ward ihr Herz, obgleich nicht schmerzlich wie früher, bedrückt.

Leise und mit einer fast bebenden Stimme sagte sie, indem sie zum Sternenraum emporblickte: „Welche Unendlichkeit! Welche Macht! Sie drückt mich nieder! Sehen

Sie diese Millionen Welten über uns und hinter diesen andere — unserm bloßen Auge unsichtbare — Millionen, noch weiter, weiter, wohin keine Ahnung gelangt, wohin kein Gedanke reicht, dort in dem Unerschaulichen werden sie erzeugt, wandern sie aus der einen Unsterblichkeit in die andere! Bodenlose Schöpfung! Die Betrachtung derselben raubte mir beinahe den Athem. Was ist der Mensch, dies Erdenmoos vor dem Herrn der Unendlichkeit! Sieht Er ihn? Kann Er uns bemerken?" Und Nina beugte den Kopf herab und schützte ihre geblendeten Augen mit der Hand.

„Wollen Sie eine Grenze setzen für seine Schöpfung, eine Grenze für seine Liebe, für seine Macht, zu erheben, zu entwickeln und zu beglücken?" fragte Hervey. „Ach, diese Unendlichkeit der Schöpfung ist des Herzens, ist der Vernunft beste Ruhe!"

„Ruhe?" wiederholte Nina, leise fragend.

„Ruhe in Gott!" fuhr Hervey mit tiefem Gefühle fort; er schwieg und begann dann wieder: „Alle diese Welten leben für einander, wirken auf einander, wenn auch in unsichtbaren Verhältnissen; still wirken sie alle an dem Gewebe von Schönheit und Glückseligkeit, welche der Allgütige für seine Geschöpfe von Ewigkeit zu Ewigkeit ausbreiten will. Groß ist der Schöpfer und anbetungswürdig, deshalb, weil er in dem Allerkleinsten lebt, weil das geringste seiner denkenden und fühlenden Geschöpfe ihm werth ist wie die größte der Sonnen. Ueber der Erde, wo Gott mit den Menschen liebte und litt, hat er seinen Sternenhimmel gewölbt, damit seine Kinder sehen, daß er ebenso mächtig, wie liebreich ist. Ach, sehen Sie auf! Sehen Sie frisch, sehen Sie ruhig zu diesem vollen Himmel auf und sagen Sie sich mit demüthiger Freude, daß er auch für Sie geschaffen ist!"

„Ich glaube es, o ich will es glauben!" sagte Nina, indem sie ihre thränenvollen Augen wieder zum strahlenden Himmelsraum erhob. „Auch Edla hat mir Worte wie

diese gesagt — und dennoch ist es mir zuweilen schwer, diese Erscheinungen zu ertragen. Es hat Zeiten gegeben, wo ich bei einem Aufblick zu dem Sternenhimmel das Gefühl gehabt, als wollte ich in die Erde versinken. Ach, es gab eine lange Zeit, wo auch die Gegenstände nahe um mich herum nur einen fremden und ängstlichen Eindruck auf mich machten, wo ich mir selbst nur wie ein irrender Schatten erschien. Es war oft eine unendliche Oede außer und in mir. Jetzt ist es besser, viel besser! Das Leben ist leichter, klarer, seitdem ......!" Sie hielt inne.

„Seitdem? ....." wiederholte Hervey, dürstend nach den Worten.

„Sie mir so viel Gutes gethan haben," begann Nina wieder, innig, aber ruhig. „Seitdem ich Sie kennen lernte, bin ich glücklicher, besser!"

„Gott ist gut!" sagte Hervey mit tiefer Rührung.

„Ja, unendlich viel Gutes haben Sie für mich gewirkt," fuhr Nina fort, von dem Gefühle hingerissen, welches uns zuweilen reden läßt, als wären wir schon Bewohner der freien Säle des Himmels. „Auch in diesem Augenblicke, wo ich mit Ihnen vor dem Grenzenlosen stehe, fühle ich, daß es mich nicht so wie früher ergreift. Ich fühle mich stärker, wenn Sie bei mir sind. Ich habe nie einen Bruder gehabt, — ich glaube, es würde mich glücklich gemacht haben! Lassen Sie mich Ihnen sagen, — ich habe oft gewünscht, daß Sie mein Bruder wären. Ich wollte Ihre Schwester sein, wie Marie. Ich habe oft gefühlt, wie ruhig ich dann an Ihrer Hand durchs Erdenleben wandern würde, und dann durch die Unendlichkeit, und nicht mehr fürchten noch zittern*)."

---

*) O, wenn Jemand glaubt, daß Nina hier nicht aus einem Herzen spricht, so rein wie die Herzen der Engel; wenn Jemand glaubt, daß sie nur die Rolle einer gewöhnlichen Agnes spielt, den — möchte ich wol — umbringen!

Er sah sie mit unaussprechlicher Liebe an und mächtige, leidenschaftliche Gefühle erhoben sich in seiner Brust. Er sah sie neben sich so schön, so reizend, so hingebend. . . . jetzt glaubte er an ihre Liebe und es kam ihm vor, als müßte sie sein werden. Er brannte vor Begierde, sie als Gattin für die Ewigkeit an seine Brust zu schließen; sie schützend, wachend, liebend auf seinen Armen zu tragen durch die Unendlichkeit, Herz an Herz, Auge an Auge, von Welt zu Welt, von Entwickelung zu Entwickelung. Unaussprechliche Seligkeit! Schon öffneten sich unwillkürlich seine Arme, schon wollten seine Lippen die heilige Bitte einer ewigen Vereinigung aussprechen; — da erfaßte ihn mit ungeheurem Schmerze das Gefühl Dessen, was sie von einander trennte, des Schattens, der über seinem verflossenen Leben lag. Mit einer unbeschreiblichen Qual wandte er sich ab und sagte nur heftig:

„Mein Leben wollte ich hingeben, um zu Ihrer Glückseligkeit beizutragen, wenn ich Glückseligkeit geben könnte; — aber ich bin arm, — zum Entsagen verurtheilt! . . . .“

„Sie leiden!“ sagte Nina, indem sie sich ihm mit dem Ausdruck des Schmerzes in ihrem schönen Antlitz näherte. „Sagen Sie, kann es nicht verhindert, kann es nicht gut gemacht werden? Sagen Sie, daß es möglich ist, oder sagen Sie, daß Sie nicht unglücklich sind!“

„Jetzt kann ich es nicht sagen! Jetzt fühle ich bitter mein Unglück. Begebenheiten ereigneten sich in meiner Jugend, welche mein Leben verfinstert haben, jedoch am meisten in diesem Augenblicke, wo ich fühle, daß sie mich von Ihnen trennen!“

„Weshalb von mir?“ sagte Nina erstaunt und ängstlich. „Lassen Sie das nicht geschehen! Seien Sie wie bisher mein Freund, werden Sie mein brüderlicher Freund! Warum sollte uns etwas trennen?“

„Können Sie die Vergangenheit vernichten? Können die Todten aus ihren Gräbern aufstehen und für die

Wahrheit zeugen? Können Sie, Engel, die Schlangenzungen der Lüge verhindern, zu stechen, wenn ich suche ..... können Sie mir Ruhe geben vor .... Nein, nein! Die Glückseligkeit ist nicht für mich! Und dennoch ..... dennoch .....“ Er schwieg still, beinahe überwältigt von seinen heftig aufgeregten Gefühlen.

Nina verstand ihn nicht, aber von seinen Worten schmerzlich gerührt und mit der Begierde, die Spannung in seinem Gemüthe zu lindern, sagte sie mit weiblicher Feinheit:

„Vielleicht kann ich es? Wer weiß? In manche schwache Hand legte die Vorsehung wunderbare Kräfte nieder.“

„Gibt es Hoffnung? Ist eine Möglichkeit, ist eine Aussicht vorhanden?“ sagte Hervey wie vor sich hin. „Aber nein, Alles ist finster in der Zukunft! Nein, Engel, du sollst nicht ..... du sollst nicht verlangen! Niemals! Niemals!“

Schweigend gingen sie eine Zeitlang neben einander her. Eine prächtige Sternschnuppe brach mit ihrem Strahle durch die Stille des Himmels und spann ihren glänzenden Faden über die Köpfe der Wanderer hin. Dies kleine Ereigniß, welches Nina prophetisch schien, lockte bei ihr eine Bewegung übermüthigen Lebens hervor. „Fort mit den Zweifeln, fort mit den Schatten zum Reiche der Schatten! Sie sind des Lebens Feinde!“ sagte sie. „Hat nicht das Leben jetzt wie früher Orakel, welche Licht verbreiten über die Schicksale der Menschen und das Wort der Auflösung aussprechen zu manchem dunkeln Räthsel? Ich will sie in der stillen Nacht befragen, ich will sie für uns Beide befragen; auch ich will einmal in meinem Leben klar sehen!“

Hastig sprang sie einige Schritte vor, nahm scherzvoll einige kleine Steine in die Hand und wandte sich gegen das Meer, phantastisch, anmuthvoll und schön, mit zurückgeworfenem Schleier und das himmlische Gesicht vom Lichte

der Sterne bestrahlt. Wunderbar reizend tönte in der Stille die silberklare Stimme, welche langsam und mit spielendem Ernste diese Worte aussprach:

„Unsichtbare Macht, die du deine Zeichen gibst in den Sternen, in den Thieren, ja zuweilen in den leblosen Dingen! Mystische Stimme, die du zuweilen redest, wenn die menschliche Weisheit schweigt! Geist, Engel oder Dämon, der du den Sterblichen zuflüsterst, was du von den Rathschlägen des Ewigen vernommen, — höre in diesem Augenblicke meine Bitte: Antworte auf die Fragen in unseren Herzen! Gib Klarheit über zukünftige Schicksale! Sage uns, was kommen werde! Gib uns ein Zeichen über ....“

Nina's Stimme war unwillkürlich ernst und zuletzt bei der Kühnheit ihrer eignen Worte zitternd geworden. Sie brach plötzlich ab und warf die Steine, welche sie in der Hand hielt, ins Meer hinaus. Hervey erhob in demselben Augenblicke seinen Arm, gleichsam um den ihrigen zurückzuhalten; aber es war zu spät, er ließ ihn wieder fallen mit einem Ausdrucke, der zu sagen schien: „Ach Kinderei!“ Und die Steine fielen leise plätschernd ins Wasser, das Ringe um sie schlug, und Alles war wieder ruhig. Die Sterne brannten still und keine Stimme erhob sich, Nina's Frage zu beantworten. Aber auf ein Mal stieg hinter dem Felsen, welcher „der schwarze Mann“ oder „der Bauer“ genannt wird, wie aus der Tiefe des Meeres ein weißes Gespenst auf, einem Menschen in Todtengewändern ähnlich. Langsam schritt es auf dem Wasser auf die am Ufer Stehenden zu; kalte Lüfte wehten ihnen entgegen. Hervey unterdrückte ein Schaudern, welches die Erscheinung bei ihm erweckte. Mit gekreuzten Armen betrachtete er unverwandt die wunderliche Gestalt, mit einem Blicke mehr starr als ruhig. Heftiger war ihre Wirkung auf Nina. Mit einem schwachen Rufe: „O schrecklich! wehe mir!“ barg sie ihr Antlitz in ihren Händen.

„Glauben Sie mir," sagte Hervey düster, „diese Erscheinung gilt nicht ihnen!" Nina hörte ihn nicht. „Ach, ich weiß, was es bedeutet," sagte sie schaudernd, „es ist der Nebel, die Kälte, das Dunkel, — die Feinde meines Lebens, welche kommen, mich wieder zu ergreifen und mein Herz auszukühlen. Sie hatten sie aus meinem Leben verbannt, — — ich habe sie heraufgerufen; ich werde ihnen wieder angehören. O, welche Antwort auf meine Frage!"

Unterdessen hatte die Erscheinung ihre Gestalt verändert und wies sich als eine bloße Nebelmasse aus. Sie führte wie im Schlepptau ein Heer formloser Gestalten mit sich, welche immer dichter, immer hastiger hinter dem „schwarzen Manne" hervorkamen. Der Horizont war in einem Augenblicke finster geworden und das Meer ward von wolkigen Massen übergossen. Hervey sah unverwandt auf die bleichen Dunstformen und wiederholte wie für sich: „Also Nebel, nur Nebel! Ach Kinderei, Kinderei!"

„Sprechen Sie nicht so!" bat Nina mit traurigem Ernste. „Ach, diese Nebel sind, fürchte ich, das Wirklichste in meinem Leben. Und diese Gestalt! .... die sagt mir .... die erinnert mich an ...."

„Woran?" fragte Hervey erstaunt und unruhig, indem er sich ihr näherte.

„An ihn .... an den mein Schicksal geknüpft ist, an ihn, den ich nicht liebe und dem ich angehören soll! O das kalte, entsetzliche Bild!"

Hervey heftete auf sie einen Blick, starr vor namenlosem Entsetzen.

„Ich hätte es früher sagen sollen!" fuhr die zitternde Nina fort. „Ich habe es gewollt .... doch ich vermochte es nicht; .... ach, ich wollte es mir selbst verhehlen! Aber es ist so; Edla's Wunsch, meines Vaters, meine eigne Schwäche haben über mein Schicksal bestimmt, mein Versprechen ist gegeben — —"

Hervey ergriff ihren Arm mit convulsivischer Kraft,

indem er mit erstickter Stimme wiederholte: „Nina verlobt?! Und jetzt, erst jetzt erfahre ich es!" Und er sah sie hart und wild an.

Es war dies das erste Mal; sein strenger Blick zerschmetterte sie, sie konnte einen schwachen Ruf und die Worte: „Ach, Sie thun mir wehe!" nicht zurückhalten. Er ließ ihren Arm schnell los und legte die Hand über seine Augen. „Verzeihen Sie mir!" sagte er dumpf. „Ich weiß nicht, was ich thue!"

„Sie haben mir wehe gethan!" wiederholte sie mit einer Mischung von Schmerz und liebevoller Freude und zeigte auf ihrem Arme die Flecken nach der harten Umfassung. Sie küßte dieselben.

Sie wußte nicht, was sie that; aber, junges Mädchen, thust du nicht dasselbe wie sie?

Hervey sah sie an, indem er mit dem wilden Sturme kämpfte, der in seiner Brust wüthete. Plötzlich unterdrückte er ihn, heftete einen Liebesblick auf sie und sagte mit einer Stimme, deren Ausdruck man vergebens würde zu beschreiben suchen: „Lebe wohl!" Und hastig verschwand er hinter den Bergen und Nebeln.

Die Dünste umwirbelten Nina mit ihren Nebelgestalten und wehten kühl und leer um sie. War sie selbst etwas Wirklicheres als jene? Sie wußte es kaum. Das ganze Leben, Das, was soeben vorgegangen war, ihr eignes Wesen, Alles war ihr finster, undeutlich, unbegreiflich. Sich an eine Felswand stützend, sah sie still in die Wolkenwelt hinaus und wiederholte leise vor sich hin, ohne sie zu verstehen, Hervey's letzte Worte.

„Lebe wohl, lebe wohl!" seufzte sie still und traurig. Sie hörte ihren Namen rufen. Sie erkannte Clara's Stimme; aber erst als die Stimme ihr nahe kam, hatte sie die Kraft zu antworten. Clara umgab sie bald mit ihrer klugen Zärtlichkeit und Sorgfalt. Sie hüllte sie in einen wärmeren Shawl ein, sie richtete keine Fragen an sie, behandelte sie aber wie ein krankes Kind und führte

sie still nach Hause zurück. Nina ließ sie gewähren; ihre Kraft war wie gelähmt. „Stütze dich an mich!“ bat Clara, indem sie ihren Arm um Nina's weichen Leib schlang, während diese die ihrigen sanft auf ihre Schultern legte.

„Du thust mir wohl!“ sagte Nina schwach, aber herzlich. Und es gibt Wesen, deren stille Sorgfalt, deren bloße Gegenwart unendlich wohlthuend wirkt.

Büffete u. s. w.

„Ach mehr, ach mehr!“
Liebhaber.

„Laßt uns geben unsern kleinen Mamsellen
Wein, Pflaumen und Magenmorsellen.“
Bellman.

Auf Umenäs pustete man nach einer schweren Polska. Die Baronin H. bat die Gräfin, die Pein abzukürzen und das Souper serviren zu lassen. Auch rieth sie ihr, mit einigem guten Champagner die leichte Mahlzeit zu krönen. Die Gräfin willigte darin ein, obgleich die Uhr nicht mehr als elf war, und hoffte, daß es nach dem Essen belebter werden würde. Die Baronin H. hoffte dies auch. Die Gräfin sagte an, daß man serviren sollte. Allmälig verschwanden alle Herren aus dem Salon. Die Damen saßen still und ungeduldig da in Erwartung Dessen, was kommen sollte. Aber es schien lange nichts zu kommen. Die Gräfin ward ungeduldig. Nach einer Weile ging sie selbst hinaus, um die Herren zu ermuntern, mit allerlei Leckerbissen um die Damen herum zu papilloniren. Aber, o Jupiter! oder vielmehr, o Saturnus und Minotaurus! denn diese waren Gourmands, wie Jedermann weiß — welche Erscheinung begegnete hier den Blicken der Gräfin! Die Herren stürmten das Büffet und Küchlein und Butterbrote und Salate und Backwerke

verschwanden wie eine Wolke in ihren geöffneten Hälsen. Traurige Aussicht für die Bewirthung der Damen! Ganz verzweifelt eilte die Gräfin, Baron H. aufzusuchen, dessen Obliegenheit es gewesen war, die Herren mit der Leichtigkeit und den Artigkeiten, welche die Gräfin in den gesellschaftlichen Umgang einführen wollte, bekannt zu machen und ihnen mit einem guten Beispiele voranzugehen. Er war nicht im Salon. Der Sünder! wo war er denn? Die Gräfin stürzte fast athemlos in die Stube der Baronin H., wo sie den Baron ängstlich und zärtlich um seine Frau beschäftigt fand, die von der Hitze und der Arbeit in der Conversation unwohl geworden war. Die schreckliche Neuigkeit, welche die Gräfin mitbrachte, hatte die Wirkung, daß die Kranke in einen Paroxysmus unmäßigen Lachens verfiel, sodaß die Gräfin nahe daran war böse zu werden. Der Baron schwebte zwischen der Lust, seiner Gemahlin Gesellschaft zu leisten, und der Angst, sie möchte sich durch ihre übertriebene Lustigkeit schaden. Indessen, von der Angst der Gräfin gerührt und von seiner Gemahlin fast mit Gewalt hinausgestoßen, ging er, um wieder gut zu machen, was möglicher Weise noch gut gemacht werden konnte. Baron H. dachte bei sich, daß es keineswegs eine leichte Sache sei, im Büffet und in alten Gewohnheiten eine Revolution zu machen, beschloß aber, sein Bestes zu thun, um Dem noch abzuhelfen, was er durch sein Versäumniß verschuldet hatte. Bald verschaffte er sich am Büffet Gehör und brachte auf eine ganz gute und muntere Weise den Vorschlag der Gräfin vor, indem er sich sorgfältig in Acht nahm, nicht zu lachen, als er die grenzenlose Verwunderung und auch Bestürzung merkte, welche diese Bekanntmachung hervorbrachte. Einige von den Herren schienen geneigt, gegen diese Neuerung als etwas ganz Constitutionswidriges zu protestiren. Andere nahmen die Sache lustiger. Was war zu thun? Hier handelte es sich nicht blos um Artigkeit; hier handelte es sich um die Menschenliebe selbst, — und obgleich Eva

dem Adam einen schlechten Dienst damit erwies, daß sie den Apfel mit ihm theilte, so hat man doch nie gehört, daß er sie zur Strafe hat hungern lassen. Die Herren beschlossen, daß die Damen, es koste was es wolle, Essen erhalten sollten; man vereinte sich zu einer Auswanderung mit Dem, was das Büffet noch übrig hatte. Baron H. ging an der Spitze mit einem Teller Butterbrote, Gutsbesitzer P. P. folgte nach mit einem Schüsselchen Citroncrême, der Doctor von Umeå hatte sich mit Salat versehen, der Kronenvogt hatte ein Küchlein, der Districtsanwalt trug die Sauce. Es ging, aber auf eine nichts weniger als leichte und nette Weise; Madam R. mußte mit Citroncrême anfangen, Madam T. bekam gar nichts davon zu schmecken; die Mamsells Y. aßen immerfort nur Salat. Die Gräfin wollte verzweifeln. Die Damen, welche das Souper ganz und gar verkehrt zu schmecken bekamen, waren wenig zufrieden; die Herren-Nomaden wollten am liebsten selbst weiden und benahmen sich überdies nicht gerade so ganz zephyrleicht. Der Wirrwarr nahm zu; Knüffe und Aergerniß, verschüttete Saucen und zerbrochene Gläser, große Verwirrung und allgemeine Erbitterung! Aber „klang, glang, klang, glang!" Die Champagnerpfropfen springen! — Die Baronin H. kommt herein, das Glas in der Hand und proponirt eine königliche Gesundheit. Die Lebensgeister der Gesellschaft fangen wieder an zu borniren und aus der Tiefe der Gläser schöpft man wieder frischen Muth und fröhliche Laune. Man trinkt, man bringt Gesundheiten aus, man kommt zu sich, man wird aufgereimt und der Mühlentanz beginnt wieder, aber jetzt con amore.

Schade, daß er unterbrochen wird; nein, nicht Schade, denn die Unterbrechung ist pikant. Reisende kommen mitten in der Nacht in Umenäs an, und die Gesellschaft sieht sich mit einem Franzosen, einem Deutschen, einem stolzen Lord und seiner Lady vermehrt, welche alle zusammen nach Torneå hinaufreisen, um die Mitter-

nachtssonne zu sehen. Sie hatten Empfehlungsbriefe an die Gräfin Natalie, welche während ihrer Reisen im Auslande mit deren Eltern, Onkeln oder Tanten Bekanntschaft gemacht hatte. Die Gräfin war froh, Fremde zu empfangen und ihre Jugenderinnerungen wieder auffrischen zu können. Auch der übrige Theil der Gesellschaft auf Umenäs fand sich sehr wohl bei der Ankunft der Fremden, theils weil diese mit ihren Personen ein Gala-Schauspiel abgaben — besonders Lady Louisa, deren Anzug und Wesen nicht genug betrachtet und begafft werden konnte — theils auch, weil zwei von den Herren bald am Tanze Theil nahmen.

Obgleich der Franzose den Nationaltanz „toute à fait piquante!" fand, und Lady Louisa ihn für „a very pretty dance," und der Deutsche für „herrlich!" erklärte, so ward er doch bald mit Anglaisen und Walzer vertauscht, in denen die Norrlandsbewohner ebenso zu Hause waren, wie die Ausländer, und gegen Françaisen, deren Schwingungen und Wendungen der Franzose einer schwerfälligen Schönheit aus Piteå mit unsäglicher Mühe beizubringen suchte.

Oberst Kugel allein war unglücklich. Er war eifersüchtig auf Lord Cummin, der vom ersten Augenblicke seiner Ankunft an der schönen Wirthin eine ausgezeichnete Aufmerksamkeit widmete; unter seinen dunkeln, buschigen Augenbrauen hervorblitzend, schickte er auf den eleganten Lord alle Bomben und Granaten des westmanländischen Regiments. Lord Cummin fand in ihm „a very amusing fellow!"

Man war, theils vom Souper, theils vom Tanze, theils von den Fremden so sehr in Anspruch genommen gewesen, daß Nina's Abwesenheit wenig bemerkt worden war, und eine leichte Unpäßlichkeit, welche Clara zu ihrer Entschuldigung vorbrachte, befreite sie davon, zur Gesellschaft zurückzukehren. Gräfin Natalie hatte den Trost, ihr Fest noch ganz munter schließen zu sehen; aber als Alle fort waren, sagte Baronin H. ganz ernsthaft zu ihr:

„Liebe Natalie, bring nie wieder auf diese Weise das Leichte und das Schwerfällige zusammen! Das heißt, unsern Herrgott versuchen! Alles hat seine Zeit, sagt Salomo, und deshalb jetzt gute Nacht!"

Nicht sowol das verunglückte leichte Fest, als vielmehr neue Pläne störten etwas den Schlaf der Gräfin. Sie hatte lange gewünscht, während ihrer „Verbannungszeit" im Norden eins von dessen Prachtgemälden — die Mitternachtssonne — zu sehen. Sie beschloß jetzt, den reisenden Fremden Gesellschaft zu leisten und sie mit Denen von ihrer Familie, welche zu diesem kleinen Ausfluge geneigt wären, nach Torneå zu begleiten. Beim Frühstück am Tage nach dem leichten Feste — wie es nun immer von der Baronin H. genannt wurde — brachte sie ihren Vorschlag vor und derselbe fand allgemeinen Beifall. Auch die Baronin H. wollte die Mitternachtssonne sehen. Die Ausländer, vorzüglich Lord Cummin, waren höchst vergnügt über die vergrößerte Reisegesellschaft. Die Abreise ward auf zwei Tage später angesetzt. Oberst Kugel nahm alle ökonomische Angelegenheiten der Reise mit Pferden, Bauern, Wegegeld u. s. w. auf sich. Natalie und die Baronin, welche wußten, daß Hervey diese nördlichen Gegenden sehr wohl kannte und selbst so weit nördlich gereist war, als man auf dieser Seite kommen konnte, wünschten Beide sehr, ihn zur Gesellschaft zu erhalten und die ganze Reise unter seine Leitung zu stellen. Man schickte deshalb einen Boten zu ihm; dieser kehrte aber mit der Antwort zurück, Pastor Hervey sei am frühen Morgen desselben Tages verreist und man wüßte nicht, wann er wiederkommen würde. Dieser Umstand war unangenehm, aber die Reise konnte nicht aufgeschoben werden; man mußte daher, vorzüglich zum großen Leidwesen der Baronin, sich entschließen, dieselbe ohne Hervey zu unternehmen.

Während der kurzen Zeit, die dem Tage der Abreise vorherging, war die Gräfin von tausenderlei Angelegenheiten

zu sehr in Anspruch genommen, um Nina's ungewöhnliche Blässe und tiefe Niedergeschlagenheit zu merken, welche sie mehr einem Marmorbilde als einem lebenden Wesen ähnlich machte. Der Franzose war im höchsten Grade über ihre Schönheit und ihre immobilité erstaunt, und fand eine treffende Aehnlichkeit zwischen ihr und dem Schnee des Nordens. Er wiederholte dies oft, und als er von dem schelmischen Baron erfahren hatte, daß „statue de glace“ sich durch „Schneemann“ übersetzen lasse, so nannte er sie beständig „la belle Schneemann!“ Dem scharfen Blick der Baronin aber entging Nina's verändertes Wesen nicht und sie fragte Clara, was ihr wol fehlen möchte, indem sie sagte: „Sage mir nicht, Clara, daß es das Fieber oder sonst etwas dergleichen sei; das mag Natalie glauben. Diese Farbe und diese Miene kommen von einer ganz andern Krankheit als einer körperlichen.“ Aber Clara konnte ihrer Freundin keine Aufklärung geben. Clara selbst ahnte vielleicht etwas von Dem, was in Nina vorging, und sie näherte sich ihr mit stiller Theilnahme, nicht fragend, nicht zurechtweisend, nur still suchend, Alles aus dem Wege zu räumen, was für Nina störend oder unangenehm sein konnte. Gute Clara!

Nina war still und verschloß sich schweigend in ihrer wolkenumhüllten Welt. Zuweilen schienen brennende Abgründe daraus hervorzugaffen. Aber Nina wandte ihre Blicke entsetzt ab und träumte wieder. Zuweilen auch stand Edla's stille, hohe Gestalt vor ihr und schien ihr die Hand zu reichen, aber dieses Bild verschwand. Dann ward es so kalt, so eisig kalt um sie, in ihr; die Nebel kamen, wie während der Nacht, wo sie Hervey zum letzten Male sah, faßten sie in ihre feuchten Arme und kühlten ihr Leben aus. Nun brach ein Lichtstrahl hindurch und ihre Seele ward von Hervey's letztem Blicke bedeckt; da ward es warm in ihrer Brust und sie ruhte. Sie war um diese Zeit für Alles um sie her vollkommen gleichgültig. Ohne Willen und fast ohne

Wunsch ließ sie sich von Andern leiten, that freundlich, was sie wollten, folgte, wenn man sie bat; auf die Bitte der Gäste sang sie auch. Aber Alles war leblos und beinahe schauerlich. Clara glaubte, daß die Reise Nina's betäubte Sinne wieder beleben würde, und bat sie mitzureisen; Nina that es.

Die Reise begann bei einem herrlichen Mitsommerwetter und der größere Theil der Gesellschaft war bei der allerheitersten Stimmung. Mylord und Mylady Cummin hielten dafür, daß sie mit der Mitternachtssonne ihrer Sammlung von Erinnerungen an nordische Merkwürdigkeiten die Krone aufgesetzt haben würden. Sie hatten in Stockholm die königliche Familie und das königliche Schloß gesehen. In Upsala hatten sie die Bibliothek, die Domkirche, die Bildsäule Linné's beschaut, Stücke aus dem Baume geschnitten, „that he planted himself," und in der Entfernung „the hilloes of Old Upsala" gesehen. Jetzt blieb ihnen noch übrig, „Laponia" und „the midnightson" zu sehen, auf der Rückreise nach England noch einen Blick auf Polhems Schleusen zu werfen und vom Trollhätta benetzt zu werden, — und sie hatten vollkommen genug von Skandinavien. Mylord Cummin hatte zwar einen Wunsch für sich allein, einen lebhaften, warmen Wunsch, und der war, Bären zu sehen, und, wollte Gott! ein paar schießen zu können. Der Franzose benutzte jede Gelegenheit, welche die Raststunden während der Reise gewährten, um mit der Lorgnette vor dem Auge nach dem Walde hin zu blinzeln und bedenklich gegen Lord Cummin zu äußern: „Ich glaube, ich sehe dort etwas Graues!" Oder er rief mit mehr Lebhaftigkeit aus: „Parbleu! dort promenirt gewiß eine Bärin mit einem halben Dutzend Jungen!" Oder er sagte mit schaudernder Stimme: „Ein sonderbares Brüllen trifft mein Ohr!" Mehr war nicht nöthig, um den Engländer in Feuer zu setzen, ihn aus dem Wagen springen und nach seinem Bedienten, seiner Flinte u. s. w. rufen zu lassen, trotz

alles Achselzuckens der Lady Louisa. Für seinen Theil spürte der Franzose eifrig den Originalien zu Victor Hugo's Nordmännern nach, Han d'Islande, Ogglypiglap, Culbusulsam, Spiagydiy u. s. w., und war ganz erstaunt, auch hier Leute zu finden, wie sie gewöhnlich sind, und mit Namen, die nicht die geringste Verwandtschaft mit denen von Victor Hugo's Helden hatten. Nur Oberst Kugel entsprach etwas seiner Vorstellung von einem Sohne des Nordlandes und er nannte ihn „Derstrombides“; hätte sich aber dadurch fast ein Duell mit dem Obersten zugezogen, der sich nicht auf die Namen à la Victor Hugo verstand.

Der Deutsche, welcher die Absicht hatte, eine Reise „durch Schweden und Norwegen“ voll von Romantik und Nordscheinglanz herauszugeben, gerieth in Entzücken über die Natur, die Menschen, und fand Alles „groß! herrlich! erhaben! außerordentlich!“

Bei Mattarānghe, in dem Kirchsprengel Tortula, nahe bei der Stadt Torneå, hatten die Reisenden Zimmer bestellt. Dort wollten sie von einem Hügel aus das feierliche Schauspiel betrachten. Die Gegend in der Nähe des Gasthofes war mit Zelten bedeckt. Scharen von Lappenfamilien, halbwilde Horden von Finmarken strömen jeden Mitsommer zu dieser Gegend hin, um dort bei dem drei Tage hindurch nie untergehenden Lichte zu schmausen, zu baden, sich zu schmücken, in die Kirche zu gehen, zu spielen und zu tanzen. Hier sah der Franzose mit Entzücken zwar nicht Originale zu Victor Hugo's Nordmännern, aber originelle, wilde, zierlich ausstaffirte, sonderbare Figuren, mit kleinen, blitzenden Augen und breiter, nackter Brust, eigensinnige Kinder von Mühe und Grütze, deren Culturgrad und inneres Leben noch kein Romanschreiber mit Wahrheit wiedergegeben hat, vermuthlich weil der Roman mager würde, wenn er aus der Wirklichkeit in diesem Kreise Nahrung zöge, weil die Liebe, dieser Kern des Romans, hier kein edleres Streben, keine schönere Sprache

erreicht hat, als wie sie Helvetius vergebens zu der eigentlichen dieser Leidenschaft hat machen wollen: „Moi vouloir coucher avec vous?“ und weil das Leben der Gatten vollkommen in diesen Worten beschrieben werden kann:

„Und so lebten sie Beide
Und brieten Wurz am Feuer.“

Der Erdgeist hat diese Menschen gefesselt und gleich den Maulwürfen arbeiten sie nur in der Erde um die Wurzeln des Lebensbaumes. Zuweilen jedoch, während ihrer klaren Winternächte, bei dem unbeschreiblichen, wunderbaren Glanze des Schnees und der Sterne, wenn sie auf Schlittschuhen laufend den Bär und das Rennthier jagen, erwacht des Lebens höheres Saitenspiel in ihrer Brust, hauchen sie tiefe und liebliche Gefühle in wehmüthigen Melodien, in einfachen, schönen Liebesgesängen aus. Aber bald versinken sie wieder in die Nacht der Lappenhütte.

Indessen war der Deutsche über diesen Anblick und über diesen grellen Contrast gegen die civilisirte Welt im dritten Himmel. Lady Louisa fand alles Dies „rather curious“ und machte darüber Bemerkungen in ihrem Tagebuche.

Das Wetter begünstigte — was selten genug war — alle Plane der Gesellschaft. Der Himmel war klar und eine ruhige Mitternachtszeit sah unsere Reisenden in dem heitern Sonnenlichte auf der grünen Anhöhe versammelt. Langsam sank die Sonne am Horizont herab, Strahl nach Strahl löschend. Alle Blicke folgten ihr. Noch sank sie, noch .... noch .... noch .... jetzt stand sie still, wie von einer unsichtbaren Hand aufgehalten. Die Zuschauer hielten ihre Athemzüge zurück. Die Natur schien gleich ihnen in gespannter Erwartung zu sein, kein Insekt rührte seinen schwirrenden Flügel; Alles war still, eine todte Ruhe herrschte, während die Sonne, glühend roth, einen düstern, wunderlichen Schein über die Gegend warf. O Allmacht! O Wunderbarer! Jetzt begann sie wieder lang-

sam zu steigen, indem sie ihre Strahlen wiedernahm, gleich einem wiedererwachten Geiste, gleich einer gereinigten und versöhnten Seele. Ein Hauch! — die Natur athmete und die Vögel jubelten wieder.

„Ah!" sagte lakonisch Lord Cummin und nahm eine Prise aus seiner goldenen Schnupftabaksdose. Lady Louisa zeichnete eifrig die Sonne, die Gegend und die Gruppe auf der Anhöhe auf ein Blatt ihres Albums. Der Franzose versicherte mehrere Male, daß es „très imposant! très majestueux!" wäre. Einige Schritte hinter den Anderen lag der Deutsche auf den Knien in einem Wachholderbusche. Die Gräfin Natalie genoß mit nassem Auge und wirklichem Gefühle das eigene Schauspiel. Der Oberst stand da wie der Gott Thor; den Arm in die Seite gestemmt, sah er der Sonne ins Gesicht, als wäre sie eine feindliche Batterie. Baron H. hatte unwillkürlich und mit frommem Ernste die Hände über den Stock, auf den er sich stützte, gefaltet. Clara lehnte sich an Nina, deren Arm in dem ihrigen ruhte, und sagte: „Siehst du, die Sonne sinkt nicht, sie steigt wieder! Es wird nicht Nacht, — es drohte nur ...." Nina dankte ihr mit einem Blicke, antwortete aber nicht. Die Baronin H. sah bald auf die Sonne, bald auf ihren Mann und die jungen Mädchen mit einem Ausdrucke innigen Vergnügens.

Bei der immer höher steigenden Sonne und der zunehmenden Wärme wanderte die Gesellschaft wieder zur Herberge, um dort einige Ruhe zu genießen. Die Finn- und Lappenhorden waren in voller Bewegung auf dem Felde. Sie kochten, sie kleideten und putzten sich; Brust und Kopf wurden mit Gold- und Silberzierrathen bedeckt. Ein kleiner wunderlicher, alter Lappländer näherte sich der Gesellschaft mit sonderbaren Geberden. An seiner spitzigen Mütze von Rennthierfell hingen kleine klingende Schellen und bunte Zierrathen waren hie und da ohne Geschmack auf Brust und Schultern genäht. Das rabenschwarze Haar hing in nackten Streifen um seinen Kopf. Man

begriff leicht aus seinen Zeichen, daß er ein Wahrsager war und den Fremden ihre zukünftigen Schicksale prophezeien wollte. Man gab willig seine Zustimmung und auf ein ziemlich geradbrechtes Schwedisch sagte er Jedem, der ihm seine Hand zum Beschauen reichte, einige Worte in Verstact. Die Baronin H. fand es nicht wunderbar, nahm es auch nicht übel auf, sich einen Sohn verkündigen zu hören, der ein großer Mann werden würde. Die Gräfin konnte ein verlegenes Erröthen nicht verhindern bei der Weissagung, die sie erhielt, welche aber so leise ausgesprochen wurde, daß nur sie allein dieselbe vernehmen konnte. Auf einmal stieß der Alte die Hände, die ihm noch entgegengereicht wurden, bei Seite, brach durch die Herumstehenden durch und ging gerade auf Nina zu, welche in einiger Entfernung von den Uebrigen stand. Mit seinen kleinen, schwarzen, schlauen Augen betrachtete er sie lange und mit Verwunderung, nahm hierauf fast mit Gewalt ihre widerstrebende Hand, betrachtete sie und sprach mit vielem Nachdrucke Worte aus, welche alles Finstere und Wunderliche einer Orakelantwort hatten und welche ungefähr so lauteten:

„Wirst du des Todes Reich gewahr,
Wird dir des Lebens Räthsel klar.
Wenn recht dich drückt des Daseins Leid,
Dann naht sich dir die beff're Zeit;
Die Kälte wird dir Wärme sein,
Die Wildniß wird dir Antwort leihn."

Nach dieser Prophezeiung, in welcher er seine ganze Weissagungskraft erschöpft zu haben schien, wollte der Alte nichts mehr wahrsagen; er streckte zwar noch die Hand aus, aber nur nach Geld. Unter Gesprächen über die Sonne und den Wahrsager kamen die Reisenden zur Herberge, und ein Jeder begab sich auf sein Zimmer.

Die Worte des Alten machten auf Nina einen wunderlichen Eindruck und erweckten in ihrer Brust eine dunkle Unruhe. Aber hierüber, sowie über Alles in ihr, lag jetzt

ein Schleier von Bewußtlosigkeit und ein tiefer Schlaf — für Nina der gewöhnliche Begleiter dieses Zustandes moralischer Mattigkeit — führte sie bald zu dem stillen Lethe, in dessen Wogen es so lieblich ist zu ruhen, zu träumen und zu vergessen.

Auf den Schlaf der übrigen Gesellschaft wirkte das klare Tageslicht etwas störend. Lady Louisa erwachte mit einer hellen Idee, welche sie sogleich ihrem Manne mittheilte, dem sie gleichfalls als „a very good idea, a famous idea!“ einleuchtete.

Sie wären hier so nahe am Nordpool, sagte Lady Louisa, warum nicht noch weiter gehen bis zur Schneegrenze? Sie hatten Alles gehört und gesehen, was die Welt Reiches, Prachtvolles und Anziehendes hat: Paris, London, die Schritte der Taglioni, Talma's Spiel, den Gesang der Malibran und der Pasta, Paganini, Allmacks u. s. w. Wie aber? Wenn sie jetzt auch das Reich des Todes, den ewigen Schnee am Nordpol sehen würden! Dann erst konnten sie sagen, daß die Erde nichts Neues mehr für sie habe, und sie hatten dann mehr gesehen als die meisten ihrer vielgereisten Landsleute. In Lady Louisa's reizendem Kopfe lag eine dunkle Vorstellung davon, daß die Schneegebirge in Norrland die Grenze der lebenden Welt ausmachten und daß jenseit derselben die ewigen Eise des Nordpols ihren Anfang nähmen. Obgleich er Myladys schmeichelhafte Hoffnung, so hastig ans Ende der Welt zu kommen, nicht theilen konnte, so war doch Lord Cummin über den Gedanken höchlich entzückt, den Schnee zur Mitsommerzeit zu treten und die unermeßlichen, ewigen Glacièren zu schauen, in denen der Nordpol seinen stillen Strahl spiegelt.

Von dieser Aussicht aufs Höchste entzückt, eilten Mylord und Mylady Cummin, der Gräfin Natalie diesen Plan mitzutheilen. Das Seltene des Unternehmens schmeichelte auch ihrer Phantasie; sie willigte mit Vergnügen ein, daran Theil zu nehmen. Die Baronin H. war nicht ohne

Lust, auch mitzukommen, gab aber ihres Mannes und Clara's Vorstellungen nach und ließ es sich gefallen, in ihrer Gesellschaft in der Stadt Torneå die Rückkehr der Gebirgsreisenden abzuwarten. Sie wollte auch Nina zurückbehalten; aber Nina, von einer geheimen Unruhe getrieben, begann die Ruhe zu fürchten und sehnte sich fort..... fort.... wohin, wußte sie nicht.

„Dann mußt auch du mitreisen, meine gute Clara!" sagte die Baronin, „du mußt Kopf und Hand für Nina sein, die nicht so recht zu wissen scheint, was sie thut. Ich kann es vor Edla nicht auf mein Gewissen nehmen, ihr Täubchen so schlecht beschützt in die Wildniß hinausfliegen zu lassen. Natalie ist jetzt von ihren eignen Ideen zerstreut, die Cummin ist — mit Verlaub — etwas albern und die Herren sind alle etwas verrückt. Du, Clara, bist die einzige Kluge in der ganzen Gesellschaft, du allein kannst Nina unter deine Flügel nehmen und sie bei Macht erhalten. Willst du, meine Clara? Am liebsten ginge ich selbst mit, um nach dir zu sehen, wenn nicht mein Mann, der Tyrann, mich festhielte."

Clara hatte selbst schon daran gedacht, ihrer Freundin ungefähr dasselbe von der Gesellschaft zu sagen und sich anzubieten, um über Nina zu wachen. Die Sache ward bald abgemacht. Die fremden Herren begehrten nichts Besseres, als in guter Gesellschaft bis ans Ende der Welt reisen zu können. Zwei Personen ließen sich in Torneå finden, welche es übernahmen, Wegweiser zu sein und die Gesellschaft zur Schneegrenze zu führen. Man versah sich in Torneå mit Kleidungsstücken, Eßwaaren und alle Dem, was zu dieser Reise erforderlich sein könnte. Die Gräfin ließ für sich und Nina höchst pittoreske Anzüge machen, reichlich verbrämt mit Biberfell. Sie verbannte die Hüte und ersetzte sie durch phantastische, aber geschmackvolle Mützen. Nina, in dieser Tracht und auf dem blonden, schönen Kopfe eine Mütze von dunkelrothem Sammet, geschmückt mit Goldtroddeln und Hermelinverbrämung, rief Alles

zurück, was die Sagenwelt Reizendes hervorgezaubert hat; der Deutsche nannte sie Göttin Freija. Aber Nina verblieb stumm und war gleichgültig gegen ihre eigne Schönheit und das Lob Anderer. Die Gräfin und Lady Louisa hingegen empfanden vollen Genuß in ihren erhöhten Reizen und der erhöhten Bewunderung ihrer Bewunderer. Feine Masken wurden angeschafft, um die Damen vor den Stichen der Mücken und der Schärfe der Luft zu schützen.

Die Wegweiser waren von mehrern Bauern mit Stäben und Tauen begleitet, welche dazu beitragen sollten, den Reisenden den Weg so bequem wie nur möglich zu machen. Der Eine ging ein gutes Stück vor dem Andern voraus, um den Weg um so sicherer zu bestimmen; die Gesellschaft kam nach, auf kleinen, lebhaften und zahmen Pferden, die gewohnt waren, sich zwischen den Bergen und Morästen Bahn zu machen. Die Reisenden waren zum größern Theile bei mehr als gewöhnlich lebhafter Stimmung und der Franzose machte „l'impossible", um „la belle Schneemann" zu beleben.

Aber schon der Morgen des ersten Reisetages drohte der Reise ein tragisches Ende zu geben. Man hatte gerastet, um zu frühstücken. Während die Damen mit weißen Händen Hälften von Haselhühnern und Käsestücke austheilten, begann der Franzose wieder nach der Waldung hinein zu lorgnettiren nach „etwas Grauem", Etwas, was, wie er betheuerte, unmöglich etwas Anderes als ein lebender Bär sein konnte. Der etwas kurzsichtige Lord sah jetzt auch „the fellow" und eilte mit geladener Flinte dessen Spur nach. Der Franzose folgte ihm, ins Fäustchen lachend. Der Lord verlor sich plötzlich in der Waldung. Der Franzose suchte ihn etwas unruhig, als er einen Schuß und gleich darauf einen Nothruf hörte. Er eilte zur Stelle, woher der Schrei kam, und gewahrte mit Entsetzen seinen Freund rücklings auf dem Boden liegen, während ein blutiger Bär die Tatze auf seine Brust hielt und den wilden Rachen über seinem todtenblassen Gesichte öffnete. Lord

Cummin's Ende schien unvermeidlich; da traf ein Schuß die Schläfe des Bären von der Seite und streckte ihn unter schrecklichem Geheule zu Boden. Fast in demselben Augenblick sprang ein Mann aus dem Tannenwalde hervor, warf seine Flinte von sich, eilte zu dem unglücklichen Lord und zog ihn mit Hülfe des Franzosen unter dem sterbenden Bären hervor, welcher zur Hälfte über ihm lag. Lord Cummin schien selbst in keinem bessern Zustande; er war mit Blut bedeckt und blaß wie eine Leiche. Eine Grube mit Wasser war nicht weit davon entfernt. Der Fremde füllte seine Mütze damit an und goß es über den Lord, welcher bei dieser Douche wieder zur Besinnung kam. Bald gewahrte man, daß das Blut, welches ihn bedeckte, allein dem von ihm verwundeten Bären angehörte. Als Lord Cummin davon überzeugt wurde und seinen Feind todt sah, erhielt er bald seine Kräfte wieder und fand, daß er außer einem ziemlich starken Druck auf der Brust nicht den geringsten Schaden davongetragen habe. Er umarmte seinen Retter und ward ganz glücklich über seine Beute, auf welche dieser sogleich alle Ansprüche aufgab. Der Fremde, welcher zur Verwunderung der Ausländer ihre eigne Sprache mit Leichtigkeit redete, erfragte und erfuhr bald den Zweck ihrer Reise, sowie die Namen ihrer Begleiter. Bei einigen von diesen schien er bestürzt zu werden und schüttelte den Kopf über das Unternehmen selbst. Nach kurzem Bedenken sagte er: „Ich bin einer von den Freunden der Gräfin G. und wünsche das Meinige beizutragen, um sie vor den Unannehmlichkeiten und auch Gefahren zu schützen, denen sie auf dieser Reise ausgesetzt ist. Aber ich wünsche von ihr unerkannt mitzureisen. Wollen Sie mich hier einen Augenblick erwarten?" Sie willigten gern ein und sahen erstaunt ihrem neuen Reisegefährten nach, welcher in eine kleine Lappenhütte, ungefähr funfzig Schritte davon entfernt, hineinging. Nach einer Weile kam er zurück, in lappländischer Tracht gekleidet und so verändert, daß sie ihn erst an der Stimme wiedererkannten, als er zu ihnen

sagte: „Versprechen Sie mir, Keinem von der Gesellschaft zu entdecken, was Sie von mir gesehen und gehört haben; sagen Sie nur, daß Sie einen Waldlappländer gefunden haben, der bei Ihrer Reise, die er früher schon einmal selbst gemacht, behülflich sein will. Ich verspreche hingegen von der Geschichte des erlegten Bären zu schweigen — welche überdies die Damen nur beunruhigen würde." Lord Cummin streckte beide Hände aus zu diesem Pactum. Der Franzose war über das Romantische in der Sache entzückt. Alle Drei halfen jetzt den ungewöhnlich großen Bären zum Frühstücksplatze hinschleppen. Die Damen waren in der That sehr unruhig und empfingen jetzt Lord Cummin wie einen wirklichen Helden. Der Bär ward wie ein geachteter und geschlagener Feind gefeiert. Der Lappländer ward wenig bemerkt, ungeachtet der Versuche des Franzosen, ihn vorzustellen, bei denen auch jener selbst sich taubstumm stellte. Bald ward jedoch seine Rolle bedeutender und Niemand wußte, wie es kam, aber unwillkürlich stellte sich die ganze Karavane unter seine Leitung. Doch sprach er beinahe gar nicht und die Worte kamen nur einzeln aus dem Halstuche hervor, welches bis über den Mund heraufstieg; aber sein Wink, sein Handgriff gaben einen Impuls, dem Alle unter dem Gefühle der Kenntniß und Sicherheit, den jene eingaben, folgten. Mit den Wegweisern sprach er zuweilen leise und hatte übrigens seinen Posten zwischen der Gräfin und Nina eingenommen, deren Pferde er oft am Zügel faßte und sie vorsichtig über die schwierigsten Stellen hinführte.

Die Erlegung des Bären hatte der guten Stimmung der Gesellschaft ein erhöhtes Leben gegeben. Merklich war jedoch, daß die Erscheinungen des Franzosen „von etwas Grauem" gänzlich aufgehört hatten und mit ihnen zugleich auch Lord Cummin's Bärenjagdlust. Er sprach jetzt nur davon, Haselhühner und Schneehühner zu schießen. Lady Louisa zeichnete in ihr Tagebuch die Namen aller der Stellen auf, die sie nennen hörte, und war entzückt über

den Wohllaut der Worte Valli, Almajalos, Laisan, Silbojock, Ramajocks-Thal, Karveck, Tjorris, Kalskavjo, Sulitelma u. s. w.

Die Reise wurde immer mühevoller und gefährlicher — man mußte bald auf Böten hinziehen, bald auf .... Doch wir geben keine Reisebeschreibung und sind außerdem — sowie die Reisenden selbst — ganz sicher unter der Leitung und der wirksamen Fürsorge des geheimnißvollen Lappländers. Außerdem machte die gute Laune der Gesellschaft selbst die Beschwerden zu Ergötzlichkeiten. Allmälig ward jedoch die gute Laune weniger laut und zuletzt sogar herabgestimmt. Je weiter die Reisenden in die Gebirge hinauf kamen, desto mehr und mehr wurden sie von einem drückenden Gefühle befallen. Sie waren still und ein Jeder hielt mit seinen eignen Betrachtungen Gesellschaft. Aus der Gräfin Natalie, aus Lady Louisa's und vorzüglich aus des Deutschen Reiseerinnerungen würde ich leicht die Ursachen zu dieser Gemüthsstimmung hervorsuchen und mittheilen können, ich ziehe es aber vor, sie aus den Blättern darzulegen, auf welchen eine weit kraftvollere und in Schweden wohlbekannte Feder in folgenden Worten die Geschichte des Thierlebens und der Vegetation während ihrer letzten Seufzer und ihres Kampfes mit den Geistern der Kälte und der Stürme gezeichnet hat:

„Wenn man sich am weitesten nördlich den Felsengebirgen nähert, so trifft man zuerst die Grenze, wo die Fichte zu wachsen aufhört. Sie hat schon vorher ein ungewöhnliches Aussehen angenommen; vom Boden an mit schwärzlichen Aesten voll besetzt und mit gleichsam verbranntem Gipfel gewährt sie ein trübseliges Schauspiel in den öden Wäldern. Die Ackerbeeren haben zugleich aufgehört reif zu werden; die letzten Biberhäuschen erscheinen an den Bächen; der Hecht und der Bartsch verschwinden aus den Seen; die Wachsthumsgrenze der Fichte ist in den Lappmarken ungefähr 3200 Fuß unterhalb der Grenze für den ewigen Schnee. Dann bleibt noch der Tannenwald übrig,

aber nicht riesenhaft wie gewöhnlich, sondern mit niedrigem Stamme, groben, weitausgestreckten Aesten, Jahrhunderte erfodernd, um eine auch nur mittelmäßige Höhe zu erreichen; die Sümpfe nehmen ein höchst ödes Aussehen an; Schnegel und Aesche findet man nicht mehr in den Wässern. Die Heidelbeeren kommen nicht wohl fort. Höher geht der Bär nicht. Das Korn hat zu reifen aufgehört, aber kleine Höfe, deren Bewohner von Fischerei und Viehzucht leben, werden noch bis 2600 Fuß nahe der Schneegrenze gefunden. Die Tanne hört 2800 Fuß unterhalb dieser Grenze auf und die Birke macht darauf allein den niedrigen Wald aus. Mit einem kurzen, knorrigen Stamme und starren, knotigen Aesten scheint sie sich gegen den heftigen Gebirgswind zur Wehre zu setzen. Ihre hellgrüne, lebhafte Farbe erfreut zwar noch das Auge, ist aber auch zugleich ein Beweis für die Ohnmacht der Vegetation. Bald wird dieser Wald so niedrig, daß man, wenn man auf eine Erdscholle hinaufsteigt, ihn ganz und gar übersehen kann. Er wird immer lichter und lichter und wenn durch ihn die Sonnenwärme unbehindert auf die Felsenseiten wirken darf, so findet man auf diesen oft einen großen Reichthum von Felsenpflanzen. Dürrere Felder bedeckt das Rennthiermoos. Bei 200 Fuß unterhalb der Schneegrenze hört auch der niedrige Birkenwald auf und weiter hinauf findet man in keinem Wasser Fische mehr. Die Bergforelle ist der letzte. Alle Berge, welche über die Grenze, wo ein Baum wachsen kann, hinausreichen, werdən eigentlich Fjäll genannt. Noch 400 Fuß höher hinauf gehen Sträucher, schwärzliche Reiser der Zwergbirke; Moltebeeren reifen, aber nicht höher. Der Vielfraß besucht noch diese hohen Gegenden. Darauf hören auch alle Sträucher auf; die Hügel werden von mehr braunen als grünen Fjällgewächsen bedeckt; die einzigen Beeren, welche reif werden, sind schwarze Rauschbeeren. Höher als 800 Fuß unterhalb der Schneegrenze schlägt der Lappe, der wandernde Bewohner dieser Wildnisse, nicht gern sein Zelt auf;

denn selbst Weiden für die Rennthiere werden vermißt. — Jetzt beginnt der ewige Schnee, den Boden zuerst in Flecken bedeckend, zwischen denen aus der braunen, schwammigen Erde dünne Felsenkräuter noch emporschießen. Aber nun hört auch alles Wachsthum auf. Die Schneeammer ist das einzige lebendige Geschöpf, das so hoch hinaufkommt. Zuletzt wird der Schnee niemals von einem Regentropfen befeuchtet und erweicht nie von den Strahlen der Sonne ......"

So arm, so öde, so düster breitet sich die Natur hier aus; — einförmig, aber groß! — Groß, denn sie ist einig, ohne Wechsel, ohne Unruhe. Stolz und unbeweglich in ihrer Armuth, verwirft sie allen Fleiß des Menschen, alle Schätze der Bildung; verweist jede Freude, aber auch jede Fessel. Sie wendet ihr Gesicht vom Leben ab, zieht die Schleier des Bahrtuches um sich und scheint genug zu haben im Schoose der ewigen Ruhe.

Immer schauerlicher ward es in den Seelen der Reisenden, mancher Seufzer nach dem Leben erhob sich dort wieder. Aengstliche Ahnungen — die einzigen Gäste auf diesen wüsten Feldern — umschwebten sie, wie vormals die Schatten um die Lebendigen schwebten, die in das Reich des Todes einzudringen wagten. Der Abend näherte sich und auch das Ziel der Reise.

Der ewige Schnee.

„Hu!“
Reisender.

„Ha, ha, ha!“
Amor unter der Gestalt eines Schneehuhns.

Die Reisenden waren der Spitze des Gebirges nahe. Der Himmel lag klar, finster und kalt darüber. Eisesluft lag auf dem Felde und drückte die Brust der Wanderer. Man rastete eine Weile, ehe man weiter aufwärts stieg. Unbemerkt von den Uebrigen verschwindet Nina und eilt allein vorwärts. Sowie das Gewölk, von auf der Erde nicht gekannten Winden gejagt, sowie der Mensch, wenn er seinem Schicksale begegnen will, eilt Nina blind vorwärts, vorwärts! Nur der Unbekannte merkt ihre gefährliche Fahrt und wie ein Blitz ist er an ihrer Seite. Treu und still wie ihr Schatten, wachsam wie der Engel über seinen Schützling, folgt er ihren Schritten. Bald haben sie die Andern weit hinter sich gelassen. Höhen und Vertiefungen liegen dazwischen. Man sieht einander nicht mehr. Eine übernatürliche Kraft scheint Nina zu führen und zu tragen. Mit der Sicherheit und Schnelligkeit des Rennthiers klettert sie zwischen den Felsen und weist schweigend die bald zurückhaltende, bald leitende Hand des Unbekannten zurück. Auf ein Mal bleibt sie stehen. Eine unermeßliche Aussicht

öffnet sich und vor ihr liegt der ewige Schnee. Nicht ein Fleck, nicht ein Bergesgipfel, der sich schön gegen den blauen Himmel abgrenzt, sondern ein Schneemeer, zuerst von einigen finsteren, vereinzelten Klippen durchbrochen, dann sich immer gleichförmiger, immer höher, immer unermeßlicher, immer schrecklicher ausbreitend! — Es umfaßt den Horizont, es schließt sich an den finstern und kalten Himmel. Kein Wind athmet, kein Vogel, kein Insekt rührt seine Schwingen. Man kann mit Alfieri sagen: „Ein unnennbares Schweigen herrscht in dieser Atmosphäre, in welcher man sich gleichsam außerhalb des Erdenrunds zu befinden glaubt.“ Nur von dem hohen Sulitelma, der nicht weit davon seine schneebedeckten Spitzen zu den Wolken erstreckt, läßt sich, gleich Donnern des Allmächtigen, ein dumpfes Krachen und Tosen hören; denn die Eispyramiden der Glacièren stürzen beständig über die tiefen Gewölbe hinab, „welche Oeffnungen zu der Unterwelt selbst zu sein scheinen.“

Nina betrachtete das schauerliche Gemälde der Kälte und des Todes; — diese Erde in ewiger Todtenhülle, diesen Himmel ohne Wärme, dieses Schweigen, diese Leere — und dies auf ewig so. Tief, tief in ihrer Brust fühlte sie diese Wirklichkeit des Lebens, fühlte sie, daß sich im Herzen des Menschen fände, was diesem Bilde entsprechen könne, — Kälte, Tod, und doch lebt und fühlt es, — und dies für ewig so. Sie nahm ihre Maske ab, sie hatte Luft nöthig. Sie glaubte, sie würde ersticken. Ein unendliches Gefühl des Leidens, eine unbeschreibliche Qual erfaßte sie. Ihr war zu Muthe, als hätte sie hier das Wort, die Prophezeiung ihres Lebens geschaut; ein ewiger Schnee! Mit tiefer Angst faltete sie ihre Hände, indem sie unverwandt den öden Raum betrachtete, und ihre Thränen flossen, ohne daß sie selbst davon wußte. Ein stilles, ein ergebenes, aber hoffnungsloses Leiden lag in ihrem schönen, bleichen Angesichte ausgedrückt. „Dort!“ sagte sie laut vor sich hin, „dort ist das Bild meines

Lebens auf der Erde — kalt, leer, todt, ohne Freude, ohne Liebe......"

„Ohne Liebe?!" wiederholte in der Nähe eine Stimme, deren geliebte Töne durch Nina's Herz drangen. Sie wandte sich um. Der Unbekannte hatte seine entstellende Kopfbekleidung abgeworfen und Eduard Hervey, mit glühendem Blick und hoher Röthe auf der Wange, stand anbetend vor ihr. O war es wol zu verwundern, wenn er im Angesicht des ewigen Todes das ewige Leben der Liebe übermächtig in seiner Brust fühlte, wenn er damit das geliebte Wesen umschloß, welches feindliche Mächte erfassen wollten? War es wol zu verwundern, wenn er ihr hier sagte, daß er sie liebte, daß er ihr sein Leben weihen wollte; war es zu verwundern, wenn er hier wie eine Lichtflut all die unendliche Liebe über sie ergoß, die er zu ihr hegte?

Die Worte, welche er sprach, die gab sie wieder. Er schloß sie an sein Herz. Ihre Seelen verschmolzen, sie sagten sich Worte wahnsinniger, göttlicher Liebe, unter Thränen von Seligkeit. Sie sagten sie tausend, tausend Mal, wie dem Tode und der Kälte ringsumher zum Trotze.

Eine der ältesten Mythen sagt, daß, als das Chaos herantagte, die Erde einsam mit der Liebe daraus hervorstieg. Hier war die Dichtung Wirklichkeit geworden. Die Erde war öde und leer, aber Gottes Geist schwebte darüber — und niemals hat göttlichere, glücklichere Liebe zwei Geschöpfe vereinigt, als hier Nina und Hervey. Laßt mich aufhören!..... Worte sind arm — was die Musik Liebliches, was die Blume Reizendes, was der Aether Reines hat — Melodie, Duft, Farbe, Licht — das kann die selige Liebe eher ahnen lassen, als Worte es können. Die Worte nehmen den Glanzstaub von den Schwingen der Gottheit. Einst vielleicht, in einer höhern Ordnung, wenn der Romanschreiber seine Feder aus dem Flügel eines Engels nehmen darf, dann vielleicht wird der Himmel auch

aus seinen Worten athmen!...... Dann mag er den Versuch wagen!

Aber kurz war auf der Erde die Stunde des Entzückens für die beiden Liebenden. Schritte und Stimmen, die herannahten, ließen sie in die Welt der Wirklichkei zurückkehren, die sie einen Augenblick vergessen hatten. Dem ersten Wegweiser auf dem Fuße nachfolgend, eilte die bleiche und angstvolle Clara, Nina's Namen rufend. Bei Hervey's Anblick verstummte sie. Die Gräfin war kaum weniger erstaunt, war aber dabei über Hervey's überraschenden Anblick entzückt, der sich nicht mehr zu verbergen suchte, aber sein romanhaftes Unternehmen für Das gelten ließ, wofür es gelten konnte. Während er mit einer Geistesgegenwart, welche die Baronin H. bewundert haben würde, der Gräfin in munterer Weise die Sache klar oder unklar zu machen suchte, setzte Nina ihren seligen Traum fort und wußte wenig, was um sie vorging. Diese Scene des Wiedererkennens war für Mehrere aus der Gesellschaft eine starke Zerstreuung von dem Eindrucke des ewigen Schnees. Indessen ward die Aufmerksamkeit bald dahin gewendet.

Beim Anblicke des Schneereiches sagte Lord Cummin wiederum blos sein lakonisches Ah! Lady Louisa fand die Aussicht „frightful!“ Dem Franzosen erschien „le paysage un peu monotone!“ Der Deutsche war bleich vor Kälte und erhabenen Gedanken.

Die Sonne war hinter den Felsengebirgen untergegangen. Das Schauspiel ward immer bleicher; so auch der Eindruck desselben in den Seelen der Zuschauer. Für Eduard und Nina war es nicht vorhanden. Was war ihnen das Starre und Todte? Brannten nicht die Flammen des Lebens und der Liebe hoch und himmlisch in ihrer Brust? Sie ergossen einen verklärten Schein über die Welt. Die übrige Gesellschaft fing an zu frieren und eine Ahnung, daß die Verwandlung des ewigen Schnees in kochenden Thee etwas höchst Angenehmes sein würde, durchfuhr manche Seele. Als der Franzose diesen Gedanken laut äußerte, fand er

starken Beifall, besonders bei Lord Cummin, und man begab sich auf den Rückweg die Gebirge herab nach der Stelle hin, wo man die Zelte für das Nachtlager aufgeschlagen hatte. Diese befand sich mitten unter den Felsen. Nach der einen Seite war die Aussicht über die Gegend frei. Die übrigen waren von hohen Bergwänden vor dem Gebirgswinde geschützt. Rennthiermoos und einige grüne Gebirgspflanzen schossen hier und da in die Höhe und von den Felsen ertönte das fröhliche Gezwitscher der Schneeammer.

Die Gräfin Natalie lud die Gesellschaft zur Abendmahlzeit in ihr Zeit ein und Kälte und Verödung wurden als vortreffliche Reizmittel für den Appetit, für Scherz und Lachen befunden. Hervey ward bald in dem fröhlichen Kreise vermißt. Seine Freude, sowie die Nina's, war in diesem Augenblicke ganz anderer Art. Sein Herz war voll, er fühlte das Bedürfniß, allein zu sein. Er ging aus und als er den freien Raum um sich sah und die Nachtluft seine Wange kühlte, ward ihm wohl zu Muthe.

Es war ein eigenthümliches Gemälde, das in diesem Augenblicke vor ihm lag. Gleich einem Meere in Aufruhr, welches plötzlich erstarrt war, breiteten sich die unendlichen Gebirgsstrecken nach allen Seiten hin aus: ihre weißen, unregelmäßigen, gigantischen Massen erhoben sich, zum Himmel hinanstrebend, welcher, dunkelblau und klar, ruhig auf sie herabsah. Kein Leben rührte sich in dem unermeßlichen Raume. Auf betäubten Schwingen fuhren die Lüfte durch die Gegend. Noch flammten die Spitzen der Schneeberge in der blauschimmernden Ferne.

Diese Bilder ewiger Stille, unerschütterlicher Ruhe waren es, was in den Jugendtagen der Erde die Söhne des Südens so unwiderstehlich zum Norden zog. Unter den Feuerstrichen des Mittags brannte die Sonne heiß, die Erde bebte unter ihren Füßen, Feuer wüthete in den Bergen und wilde Begierden in den Seelen der Menschen — da oben bei „den Hyperboräern" standen selbst

die Sterne still, da war die Erde kühl und die Wälder tief und schweigend. Von Norden glänzte in der Tiefe der Nächte wunderbarer Glanz, welcher die Heimat von Göttern, ein Licht, das nie unterging, zu verkünden schien — und ein unendliches Sehnen ergriff die bedrückten Völker und sie wanderten fort aus ihren glühenden Heimatslanden und herauf zum Norden, um dort einen Frieden zu suchen, den man auf der Erde vergebens sucht.

Eduard hatte den Schnee auf Indiens Himmalajah getreten, hatte die Sonne alle Kräfte der Erde in den Thälern an der Linie heraufrufen sehen; er hatte gesehen, wie ihre verzehrende Glut das Leben im Sande der Wüsten verbrannte. Er dachte an die abwechselnden Scenen der Erde, dachte, wie sie selbst Jahrtausende hindurch sich unter unzähligen Planeten und unzähligen Sonnen umherwende, und dennoch — unter diesen abwechselnden Scenen, auf dieser wandernden Erde konnte ein Leben aufgehen, welches keine Verwandlung fürchtete, konnten zwei Geschöpfe sich in einem glückseligen Gefühle vereinen und das Wort aussprechen: „Auf ewig!“

Bei diesen Gedanken ward Eduard warm ums Herz. Glückselig und anbetend stand er auf der schneebedeckten Anhöhe vor dem großen und guten Schöpfer.

Die Spitzen der Schneeberge ergrauten immer mehr; die Sterne traten strahlend aus der geheimnißvollen Tiefe hervor, der Wind fiel, Alles ward stiller und dunkler:

„Oestlich von Elivåg kommt
Des reifkalten Riesen
Schlafthurm so mächtig;
Mit welcher jede
Düstre Mitternacht
Schlägt alles Volk
Auf dem herrlichen Midgard.
Da ersterben die Thaten,
Hin sinken die Hände,
Schlummer befällt
Auch Schwertgott, den weißen;

Schlafschwindel störet
Des Riesenweibs Freude,
Des Sinnes Begründungen
Und die wachsame Rache."

So singt die Edda vom Schlafe, wenn die Nacht sich zur Erde senkt. Aber eine geheime Macht schien in diesem Momente plötzlich die Fortschritte der Nacht zu hindern. Mitternacht war nicht fern und die Gegend ward nicht finster; sie hellte sich auf. Wunderbarer Lichtglanz fuhr über den Himmel und erhielt Widerschein vom Schnee der Gebirge. Es schien, als wäre der schlummernde Genius dieser Gegenden von den Stimmen und Blicken der beiden Liebenden geweckt worden und als gäbe er jetzt ein Echo des kurzen Liebedramas — des ersten, welches in seinem Reiche aufgeführt worden. Bleiche Flammen begannen in wechselnden Gestalten am Horizont zu tanzen. Bald flogen sie klar dahin, wie Lichtblicke aus dem Auge des Menschen; bald wurden auf der dunklen Wolke leuchtende Blätter, beschrieben mit den Farben des Regenbogens, aufgerollt. Strahlen schossen unaufhörlich gegen die Mitte des Himmels empor; sie wurden immer klarer, immer dichter, erstreckten sich immer weiter umher, stiegen zuletzt von allen Seiten des Horizontes empor und die Aurora borealis umfaßte Himmel und Erde mit ihrer Glorie.

Hervey fand sich in diesem Augenblicke von der Reisegesellschaft umringt, welche die wunderbare Klarheit der Nacht aus dem Zelte gelockt hatte und welche jetzt unter Ausrufen der Bewunderung über das schöne Schauspiel sich auf der Anhöhe um ihn versammelte. Hervey sah auch Nina. Wie eine Himmelsflamme klar und warm drang der Blick in ihre Seele. Sie standen jetzt einander nahe und über sie webten die Lichtalfen des Raumes eine Herrlichkeitskrone.

Der Deutsche lag auf den Knien im ewigen Schnee und betrachtete den Auftritt, als wäre er einzig und allein veranstaltet, um seiner Reise durch Schweden und Nor-

wegen Glanz zu verleihen. Die Gräfin wandte sich an Hervey, um die Ursachen dieses Naturphänomens zu erfahren, und riß ihn dadurch aus der stillen Entzückung, in welche er an Nina's Seite versunken war. Was Hervey der Gräfin von einem elektrischen und magnetischen Luftstrome sagte, wagen wir nicht zu wiederholen, aus ehrfurchtsvoller Scheu vor den Gelehrten, die vielleicht die aus dem Gedächtnisse aufgezeichneten Notizen der Ungelehrten nicht gut heißen würden. Lady Cummin schrieb Hervey's Worte in ihr Tagebuch auf.

Beim Lichte der tanzenden, aber allmälig erblassenden Flammen kehrte die Gesellschaft zu den Zelten zurück. Die Gräfin, welche Unrath zu ahnen schien, bewachte Nina mit Argusaugen. So war es auch während der Reise am zweiten Tage und Hervey bekam nicht — was er mit brennender Begierde suchte — Gelegenheit, mit Nina allein zu sprechen. Aber er war ihr nahe und umgab sie mit jenen kleinen zarten Aufmerksamkeiten, welche zu gewähren ebenso süß ist als sie zu empfangen, wenn man einander liebt; aber Unruhe war in seinem Benehmen zu lesen und eine Art Fieber verzehrte ihn. Mit ungeduldiger Hast, die ihm nicht ähnlich war, trieb er zur Beschleunigung der Reise.

Am letztgenannten Tage nahm die Gesellschaft ihr Nachtlager in einem Thale am Fuße der Gardafelsen. Hier war es, wo die zwischen Qual und Seligkeit schwebende Nina eine Gelegenheit fand, sich von der Gesellschaft zu entfernen und einen Augenblick die Einsamkeit zu suchen. Sie ging tiefer ins Thal hinein, welches voll von einer reichen Vegetation war. Die Gardafelsen erhoben ringsumher ihre gigantischen Pyramiden, Kuben und Konen. Ihre schneebedeckten Gipfel flammten in den Strahlen der sinkenden Sonne und standen wie angezündete Fackeln um das schattige Thal. Die Johannisblumen mit ihren prunkenden Blütenköpfen, die Bergnessel, Linnea und tausend andere kleine blühende Pflanzen bekleideten den Boden mit

einer unbeschreiblichen Pracht; Buchfinken und Sylvien sangen in den wilden Rosenhecken. Hier blieb Nina stehen, denn hier war es schön; sie setzte sich auf ein moosbewachsenes Felsstück und die Stille um sie her wehte Ruhe über ihre Seele. Hier fand sie Hervey, hier an ihren Knien sagte er mit allem Feuer, allem Ernste seiner tiefen und liebenden Seele:

„Worte sind zwischen uns gefallen, auf welche nur eins folgen kann: „Auf ewig dein! auf ewig mein!“ und er hielt ihre Hände zwischen den seinigen und sah auf sie mit jenem Blicke unendlicher Liebe, welcher die Macht hat, sich die Seele eines Andern zuzueignen. Auch antwortete Nina ohne Streit, still, aber mit einer tiefen Ueberzeugung: „Ja, dein oder des Todes!“

Jetzt beschwor sie Hervey, ihm Alles zu offenbaren, was sie beträfe. Er wollte wissen, mit welchen Hindernissen er zu kämpfen hätte; Hindernisse sollten sie nicht mehr sein. Alles, was sie von ihm trennen sollte, sollte nun mit Leichtigkeit überwunden werden. Die Fessel, welche sein eignes Leben gehemmt hatte, sollte brechen. Sie liebte ihn und das gab ihm Macht zu Allem.

Offen und einfach erzählte Nina Alles. Ihre Lippen hatten den Namen des Grafen Ludwig ausgesprochen und Todtenblässe verbreitete sich über Hervey's Züge.

„Also er ..... er!“ stammelte Hervey und neigte die Stirn auf seine Hand.

„Ja er! .... Ach! warum bist du so bleich?“

„Er war mein Freund; ich war der seinige. Ereignisse trennten uns — auf immer! Weder er noch ich trugen die Schuld. Doch diese neue Wunde von meiner Hand hätte ich ihm ersparen wollen .... Es muß geschehen!“ fügte er mit Festigkeit hinzu. „Du kannst ihm ferner nicht angehören. Nina kann nur mir angehören. Sie ist mein, mein für die Ewigkeit!“

Nina's Hand ruhte in der seinigen, ihr Auge auf seinem Auge und schien seine Worte zu bekräftigen. Nina

fuhr jetzt fort weiter zu erzählen. Ihre Zunge stockte, aber ihre Worte verheimlichten nichts, als auf Don Juan die Rede kam; — sie konnte ebenso wenig vor Hervey als vor Gott das Innere ihres Herzens verbergen. Mit der Erkenntlichkeit, welche sie für Graf Ludwig empfand, erzählte sie sein Benehmen bei dieser Gelegenheit. Mit tausend gemischten Gefühlen und fast athemlos vor Unruhe hörte Hervey sie an; als sie aber zu Dem kam, was die Verlobung zwischen ihr und Ludwig aufschob, als sie seine Abreise nach einer nur mündlichen Uebereinkunft einer künftigen Verbindung erzählte, da athmete er hoch auf und bedeckte ihre Hände mit Küssen und Freudenthränen.

„Also nicht Braut! Also noch frei!" rief er aus. „Gott sei gelobt! Wie leicht, wie theuer wird der Kampf mir werden, um dich zu gewinnen. Aber höre mich, Nina! — Noch fesseln mich Bande, welche nur deine geliebte Hand lösen kann. Sprich, Nina! Wenn mein Ruf befleckt wäre, wenn der Verdacht eines abscheulichen Verbrechens auf mir lastete, wenn wunderbare Schickungen mir untersagten, diese Schatten von meinem Leben abzuwälzen, wenn ich während des Erdenlebens dem Argwohne meiner Mitmenschen, ja vielleicht ihren Verfolgungen ausgesetzt sein sollte, sprich, Nina, würdest du auch dann noch mich lieben, würdest du auch dann noch dein Schicksal mit dem meinigen vereinigen wollen?"

Hervey's Gesicht war bleich wie der Tod, aber seine Blicke glühten.

„Ich liebe dich!" antwortete Nina. Ihre ganze Seele, ihr Glaube, ihre Hoffnung, ihre Zukunft, ihr Himmel, das Wort zu ihrem ganzen Leben lag in diesen Worten.

„Und wenn, um mich gegen Das, was ich nicht verdiene, zu schützen, wenn, um einer Gesellschaft nicht zu trotzen, vor der ich mich nicht rechtfertigen kann, ich immer in diesem Winkel der Erde versteckt bleiben sollte, wo

die Natur streng und des Lebens Freuden gering sind.... würdest du hier mit mir leben wollen?",

„Ich liebe dich!" antwortete Nina.

„Und wenn der Haß mich hier aufsucht und mich erreicht, wenn ich gezwungen werde, im fremden Lande eine Freistätte zu suchen — folgst du mir?"

„Ich liebe dich!" antwortete Nina. „O Eduard! Wo du auch deine Heimat hast, da bin ich zu Hause. Mit dir fürchte ich nichts!"

Innige Glückseligkeit einer vollkommenen Liebe! Vor dir sinken alle Hemmungen, alle Fesseln, alle Last und Unsicherheit des Daseins dahin; vor dir heißt es: „Tod, wo ist deine Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg?"

Das Gefühl, einer Welt trotzen zu können, schwellte mit Götterseligkeit in Hervey's Brust. Eine tiefe, unbeschreibliche Bewegung von Freude, von Dankbarkeit, von glühender Liebe bemächtigte sich seines ganzen Wesens. Er sah auf Nina mit anbetenden, seligen, liebetrunkenen Blicken. „Du mein eigen!" sagte er mit einer Stimme, die innig und stark war wie sein Gefühl. Er wollte sie in seine Arme nehmen, er begehrte, sie an seine Brust zu schließen; aber Nina entzog sich ihm sanft, stand auf, faltete bittend ihre Hände und mit unendlicher Lieblichkeit, mit jener milden, heiligen Würde, wie sie wol einem Himmelskinde eigen ist, sprach sie zu Hervey diese Worte:

„Und jetzt — höre meine Bitte! Du weißt meine Liebe, du kennst meine Schwäche; — o Eduard! sei du mein guter Engel! Begehre von mir kein Versprechen! Binde mich nicht;..... lasse mich frei, bis Edla kommt; — keine Wolke auf deiner Stirne, Geliebter! — Du hast ja auf ewig mein Herz gebunden! Aber höre meine Bitte! — Aus Barmherzigkeit rede nicht mehr mit mir von deiner Liebe, bis Edla kommt! Sie allein kann das Versprechen lösen, welches mich an einen Andern bindet, sie allein soll meine Hand vergeben; — sie allein hat Recht, über mich zu bestimmen. Wollte ich brechen wider

Edla's Willen, so würde ich mein ganzes Leben mit Reue belasten — es wäre schreckliche Undankbarkeit! Eduard, geliebter Eduard, wende dich nicht ab, sieh mich an, höre mich! Ich werde dir angehören, oder nur der Tod wird mich Braut nennen! — Aber Edla muß über Leben und Tod für mich bestimmen. Sie gab mir das Leben, Eduard, sie gab mir mehr, sie bildete die Seele, womit ich dich liebe. Es muß so werden. — O Eduard, sage, daß du es auch so fühlst! Innig Geliebter, stärke mich gegen meine eigne Schwäche! Du weißt es — gegen deinen Willen hat der meinige keine Kraft. — Ach, Eduard, fühle deine Macht — du mußt für uns Beide verantwortlich sein! Aber entferne dich nicht! Ich könnte es nicht ertragen. Sei meine Stütze, sei meine Stärke in dieser Zeit des Wartens, der Ungewißheit! Ach, bleib mir nahe, bleib mir nahe wie früher......"

„Nina, Nina! Du weißt nicht, was du begehrst!" rief Hervey heftig aufgeregt aus, indem er sich abwandte, die Hand heftig an seine brennende Stirn gedrückt.

„O ich weiß es!" sagte sie voll himmlischen Vertrauens und übermenschlicher Liebe. „Habe ich dich nicht deshalb so innig geliebt, weil du so hoch im Leben dastandest und das Rechte und Gute allein wolltest, dich selbst und Andere beherrschend? Siehe, Geliebter! Ich lege meines Lebens Ruhe, meinen Gewissensfrieden, mein Alles in deine Hände. O bewahre mich frei von Reue, frei von Scham vor Edla's Blicken, vor meinem eignen Gewissen — ach! vor deinem Auge; — denn mein Betragen misbilligen und mich doch lieben kannst du, Vortrefflicher, nicht!..... Möge dieser Augenblick der letzte Zeuge von Worten der Liebe zwischen uns sein, bis zu demjenigen, wo unsere Liebe von Edla gesegnet wird! O dann, dann und durchs ganze Leben werde ich dir danken! Du Geliebter, du ewig Geliebter, erfülle meine Bitte!"

Und die Bittende lag zu Hervey's Füßen, ihre thränenvollen Augen und die Hände zu ihm erhoben. Hervey

trat, in ihren Anblick verloren, zurück. „Schönes Weib!“ sprachen seine glühenden Lippen; aber dies war der letzte Sieg der Leidenschaften in seiner Seele. Langsam führte er die Hand über seine Augen, als wollte er einen verwirrenden Eindruck zerstreuen, und bleich, aber wieder stark, geht er zu Nina und richtet sie in die Höhe, indem er mit gebrochener Stimme spricht: „Nina, sei ruhig! Deine Bitte, dein Wille sollen mir heilig sein! Du sollst nicht die Qual sehen, welche sie mir kosten!“

Er beugte sich tief; er küßte den Saum ihres Kleides — in diesem Augenblick vernahm man leise Schritte. Es war Clara, welche bleich und mit zitternder Stimme sagte: „Man erwartet euch zur Abendmahlzeit!“

Still und gedankenvoll kehrten sie alle Drei zurück.

In Hervey war eine große Veränderung vorgegangen. Nach dem Auftritte zwischen ihm und Nina, nachdem er ihre Liebe gesehen hatte, war er zu Allem fähig, nur nicht, ihr zu entsagen. In seiner kraftvollen Seele lag jetzt der feste Wille, sie trotz allen Hindernissen zu gewinnen. Still in sich versenkt und mit glühendem Blicke entwarf er den Plan für seine Zukunft. Die Hoffnung, öffentlich gerechtfertigt und freigesprochen werden zu können, lebte jetzt in seiner Seele. Ein Brief von Philipp gab ihm hierzu Veranlassung. Man glaubte dem Schuldigen auf der Spur zu sein. Ging diese Hoffnung in Erfüllung, so konnte Hervey offen sich um Nina's Hand bewerben. Jenes Zeitalter der Vorurtheile war vorbei, wo eine solche Verbindung als eine Mesalliance konnte verurtheilt werden. Schlug seine Hoffnung fehl — so blieb ihm noch die, Edla für sich gewinnen zu können und ihre Einwilligung zu erlangen; und dann wollte er sein Amt niederlegen und mit Nina, mit seiner Familie noch einmal ein anderes Vaterland suchen — wenigstens für einige Zeit. Eduard hatte während seines Kampfes mit der Welt kennen lernen, wie viel einem festen Willen möglich ist. Wie früher einmal, sagte er in kräftiger Begierde zum Leben: „Die Welt ist

groß! Ich werde eine Freistätte für mich und die Meinen finden — und über uns ist Gott!"

Die Gräfin warf einen scharfen Blick auf die Ankommenden, aber diese, von eignen Gefühlen erfüllt, bemerkten ihn nicht. Die Gesellschaft speiste Erdbeeren und Milch; aber was frugen unsere Freunde, was fragen wir selbst jetzt nach Erdbeeren und Milch?

Bilder aus dem Leben des Herzens.

„Es war einmal eine Kranke, deren ganze Krankheit war, keine Freude zu besitzen.
— — — — — —
Sie konnte gesund werden durch eine große Freude."

Azouras von Almquist.

„Ich lernte lieben und zu gleicher Zeit
Ich lernte leben."

Atterbom.

Warum war Clara so bleich? Woher die Wehmuth in ihrem sanften Auge? Nina fühlte das Bedürfniß, Clara darum zu fragen. Sie wünschte, durch ein volles Vertrauen über Das, was sie selbst betraf, Clara für ihre zärtliche Theilnahme zu danken und dadurch auch sich selbst den Weg zu ihrem Herzen zu öffnen.

Außerdem war Nina's Seele jetzt so, übervoll. Sie sehnte sich nach einer Freundin, einer Schwester, der sie sich mittheilen, bei der sie sich Raths erholen, an deren treuer Brust sie Ruhe und eine Stütze für kommende Tage gewinnen könnte.

Den Tag nach ihrer Zurückkunft auf Umenäs suchte sie Clara des Abends auf, nachdem die Gesellschaft sich getrennt hatte. Die Baronin H. hatte sich vorgenommen, Natalien in einem ernsthaften Gespräche vor den Salven des Obersten aus seinen Augengewehren und vor ihrer

eignen Koketterie zu warnen. Clara war allein auf ihrem Zimmer, als Nina sich leise hereinschlich.

Nina fand Clara auf ihrem Bette sitzend, den Kopf auf die Hand gestützt und das Gesicht etwas abgewandt. Nina ging zu ihr hin, setzte sich neben sie aufs Bett und küßte ihre Wange, indem sie flüsterte: „Clara!“ Die Wange war naß von Thränen und Thränen standen in den Augen, welche Clara sanft zu Nina hinwandte.

„Clara,“ rief Nina mit Schmerz aus, „du bist nicht glücklich, du leidest?!“

„Und was macht es, wenn ein Mensch leidet?“ sagte Clara ruhig, während sie das Tuch, das sie von ihrem Halse abgenommen, zusammenfaltete.

„Clara,“ sagte Nina, „sage mir, warum leidest du? Kann ich helfen, kann ich lindern?“

„Glaube mir,“ sagte Clara, indem sie die Thränen mit den Ecken ihres Halstuches abtrocknete, „glaube mir, es thut mir so weh! Man wird besser davon. Man leidet mehr — man liebt auch mehr. Man lernt, sich selbst zu vergessen! — — Es ist meine Schuld,“ fuhr sie nach kurzem Schweigen fort, „es ist nicht die eines Andern — und doch ist es keine Schuld. Muß man nicht das Vortreffliche, das Göttliche lieben? Wenn das Herz zu warm davon wird .... wenn es klopft, sodaß es Pein empfindet — so thut es doch nichts, so ist es doch gut!“ fügte sie mit einem verklärten Lächeln hinzu.

Ein schmerzliches Licht brach durch Nina's Seele. Sie barg ihr Antlitz in ihren Händen. „Clara,“ flüsterte sie, „o wie viel bist du nicht besser als ich!“

„Sprich nicht so!“ bat Clara; „es ist nicht so; denn du kannst ihn glücklich machen, ich kann es nicht. Ich habe niemals Ansprüche gemacht .... nie die Vermessenheit gehabt, zu glauben .... ich fühle meine Unbedeutenheit gar zu wohl. Ich habe nur gewünscht, ihm, dir dienen zu können — euch Beiden zu dienen! Aber laß' uns nicht mehr von mir reden! Laß uns von dir, von ihm

reden; ich weiß, daß ihr nur ein gemeinsames Interesse habt."

Das Gespräch der beiden Freundinnen ward hier plötzlich unterbrochen. Die Baronin kam herein, und ihr misgelauntes Aussehen, ihre hastigen Bewegungen zeugten von dem wenig glücklichen Erfolge ihrer Bemühungen. Nina verweilte noch eine Zeitlang, aber die Baronin war kalt gegen sie, und das Gespräch ward so gezwungen, daß Nina, obgleich ungern und mit bedrücktem Gemüth, sich entfernen mußte. Clara ging dann ans Fenster, um ihre aufgeregte Gemüthsstimmung zu verbergen; aber die Baronin folgte ihr leise, umfaßte ihren Kopf mit den Händen, wandte das Gesicht zu sich hin und fragte, indem sie mit ergebenem und forschendem Blicke sie ansah:

„Clara, was ist dir? Du bist dir seit jenem ewigen Schnee nicht mehr ähnlich und du hältst es vor mir geheim! ...... Das ist nicht recht, das ist nicht gut, Clara."

Diesem Blicke und diesem Tone konnte Clara nicht widerstehen. Sie öffnete ihrer Freundin ihre ganze Seele.

Die stille Nacht sah die schönste und ergebenste Seele, kämpfend mit der Schwachheit der physischen Kraft; ein fromm entsagendes Herz und einen Körper von Convulsionen erschüttert. Sie sah auch, was die Freundschaft Schönes und Stärkendes hat, und zuletzt — den Sieg der gutem Geister.

Am folgenden Tage standen die Baronin H. und ihr Gemahl reisefertig da. Sie erklärten, daß wichtige Angelegenheiten ihre Anwesenheit in Paradies erfoderten, und schon am Vormittage reisten sie mit Clara ab. Kurz vorher setzte sich die Baronin hin, um einen Brief an Hervey zu schreiben, aber nach den ersten Zeilen hörte sie auf und sagte: „Soll ich diesem Manne die zehn Gebote lehren? Irre ich mich nicht sehr, so kennt er sie besser als ich! Sie riß den Brief entzwei. Sie dachte aufs neue nach und begann ein Billet an die Gräfin — unterbrach sich aber mit den

Worten: — „Spion, Angeberin! Mit dieser Rolle werde ich jetzt nicht anfangen!" Sie zerriß das Billet und begann eine Epistel an Nina. Auch diese unterbrach sie, zerriß, was sie angefangen hatte, und sagte zu Clara: „Clara, ich habe heute Lust, auf alle Menschen zu schelten, aber das taugt nichts weder für mich, noch für die Sache selbst. Schreibe du an Nina, was dir dein Engelgemüth eingibt, und laß uns bald von hier wegkommen! Das wird das Beste sein." Sie küßte Clara und ging hinaus.

Clara, welche nach den Erschütterungen der Nacht sich zu schwach zu einer mündlichen Mittheilung gegen Nina fühlte, schrieb folgende Worte an sie:

„Ich möchte ihm dienen, dir dienen; das ist mein innigster Wunsch. Ihr seid für einander geschaffen, ihr werdet einander unendlich glücklich machen. Kann ich etwas thun — euch mit irgend Etwas dienen, o so sage es, sage es! Schreibe an mich, gute Nina, sage mir Alles über dich, über ihn; sage mir, wie du ihn liebst, sage mir eure Pläne für die Zukunft. Fräulein Edla..... Graf Ludwig..... soll ich zu dir kommen in der Zeit, wo du sie zurückerwartest? Sprich nur ein Wort.

„Sei nicht unruhig meinethalben, liebenswürdige Nina. Ich habe Friede, und ich habe eine Freundin, welche die beste Gabe Gottes an mich, sein schwaches Kind, ist. O wie gut ist er nicht! Ganz glücklich werde ich erst werden, wenn ich wegen deiner und wegen Hervey's Glückseligkeit ganz sicher bin. Wenn du an mich schreibst, rede mit mir nicht von mir; erfülle diese Bitte! Ich fühle jetzt mehr als jemals das Bedürfniß, mich selbst zu vergessen. Ach, das thut so gut! Aber rede von dir, von deinem ganzen Leben, von Allem, was ihn und dich betrifft. Ich sehne mich darnach. Ich scheide euch nicht mehr in meinen Gedanken. Ich bete für euch Beide:

„Stille Seligkeiten breiten
Ihre Schwingen über euch!"

Nina an Clara.

„Hast du eine Schwester gehabt, Clara? Eine Schwester, dir an Jahren gleich, mit der du von Geburt an Alles getheilt hast, Mutterbrust, Wiege, Spiele, Liebkosungen, Lehren — und sie ist dir frühzeitig entrissen worden und es hat sich dann Oede über dein Leben und dein Herz gelagert? — o dann weißt du auch meiner Kindheit Glückseligkeit und Schmerz.

„Ich kann mir kein schöneres Leben denken, als das zweier Schwestern, welche Hand in Hand durchs Leben hingehen, welche zusammen für die Genüsse desselben erwachen, welche Gefühle, welche Gedanken theilen, welche bei demselben Schmerze weinen, sich derselben Feier erfreuen, möge diese nun ein Mittsommerfest oder ein heiliges Abendmahl sein. Sie stehen zusammen im Leben, gleich zwei jungen Bäumen, und jeder neue Frühling, jedes neue Laub flicht ihre Zweige fester zusammen. Die Glücklichen! Wie innig bekannt müssen sie nicht werden! Wie wohl müssen sie einander verstehen und in einander wie in klare Spiegel schauen können! Kann das Leben je einer von ihnen finster und leer werden? Wenn die eine leidet, so hat ja die andere den Schlüssel zu ihrem Herzen; sie kann in die Trauerkammer dort hineingehen, denn sie kennt jeden Winkel, und kann das verschlossene Zimmer dem Strahl des Tages erschließen.

„Auch ich hatte eine Schwester, eine Zwillingsschwester, eine kleine geliebte Freundin. Leben und Spiele theilten wir. Wir hatten nur ein Herz, einen Gedanken, einen Willen. Sieben Jahre hindurch waren wir glücklich zusammen gewesen, da bleichte sie dahin und der Tod entriß sie mir. Es war mein erster Gram; doch als Gram empfand ich es nicht. Es war ein betäubender Schlag. Es war mir, als ob die Hälfte meines Lebens mir genommen würde, und ich zehrte ab und schwand

dahin. Zuletzt folgte ich ihr; ja, ich starb, starb dem eignen Gefühle nach, starb, wie es allen Anderen erschien. Was, wer mich auf der geheimnißvollen Grenze aufhielt und mir befahl, zurückzukehren, weiß ich nicht. O mein Gott, du allein weißt es! Ich schien todt und man legte mich in meinen kleinen Sarg. Die heiße Jahreszeit nahte heran und ich ward in ein finsteres und kühles Zimmer gebracht.

„Clara, höre, was ich noch heutiges Tages nicht ohne Schauder erzählen kann!

„Ich lag in meinem Sarge und Alles war finster und leer und still um mich her, und ich schlief tief, tief — wie die Todten schlafen. Auf ein Mal fühlte ich einen Frost, eine Qual .... es war das Leben. Meine Augenlider waren schwer; mit Mühe erhob ich sie — und sah nur die Nacht. Ich war immer dunkelscheu gewesen und auch jetzt schreckte mich die Finsterniß zu mehr Besinnung. Meine kleinen Hände tasteten umher. Sie fühlten die silbernen Beschläge auf dem Sarge; ich hatte solche am Sarge meiner kleinen Schwester gesehen. Ich lauschte: Alles war still; da glaubte ich, daß ich im Grabe wohne. Ich war nicht im Stande, zu rufen oder zu reden. Ich hörte, wie die Ratte am Fuße des Sarges nagte; etwas kroch über mein Gesicht — ich dachte an die Würmer, die mich verzehren würden. Ach, so klein und schwach ich auch war, so empfand ich doch ein Entsetzen und eine Qual, welche keine Jahre und keine Seligkeit aus meinem Gedächtniß verwischen können. Ich glaubte so im Grabe fortleben zu müssen, im Dunkel, in der Kälte und ..... Aber lange empfand ich diese Qual nicht, ich ward betäubt, ich schlief wieder ein.

„Clara, o höre, was ich niemals ohne ein wunderliches Gefühl von Freude und Schmerz mir ins Gedächtniß zurückrufen kann!

„Ich gewahrte einen Schein — er ward stärker und stärker; ich hörte eine Bewegung — sie kam mir immer

näher; ich fühlte eine Wärme — sie wurde immer inniger, sie ließ mein Herz schlagen. Heiße Thränen fielen auf mein Gesicht — ach, sie riefen mich wieder zum Leben zurück! Ich erwachte, ich schlug meine Augen auf. Sie begegneten denen Edla's, die über mich weinten. Ich lag an Edla's Brust und dort holte die meinige wieder Wärme Leben.

„Der auf diese Nacht folgende Tag war zu meiner Bestattung festgesetzt gewesen. Edla hatte während der Nacht bei der kleinen dahingegangenen Schwester noch einen Abschiedsbesuch machen wollen; — Edla's Arme trugen mich aus dem Todtenbette auf ihr Zimmer, welches ich nun nicht mehr verließ.

„Von der Zeit, die auf dies Ereigniß folgte, weiß ich nicht viel. Man hat mir gesagt, daß ich fast zwei Jahre verwelkt und matt auf meinem Bette lag und mehr hinschwand als lebte. Ich hatte den Sarg meiner kleinen Schwester gesehen und meinen weinenden Vater sagen hören «Der Herr hat gegeben, der Herr hat genommen; gesegnet sei der Name des Herrn!» Ich selbst hatte den Tod nahe gesehen und dessen Schauder, dessen Entsetzen empfunden. Diese Erscheinung, dieser Eindruck und diese Worte schwebten beständig meiner Seele vor. Vergebens suchte man mir heitere Gefühle beizubringen; vergebens suchte man mir in einer kleinen Gespielin meine Mina wiederzugeben. Ich konnte nicht das geringste Geräusch, die geringste Unruhe um mich ertragen und der kleine Fremdling war mir nur eine Plage und mußte wieder entfernt werden. Eine Art Todesfrost hatte sich meines Lebens bemächtigt und während ich in meiner langen Erstarrung lag, erinnere ich mich deutlich nur eines einzigen dauernden Eindrucks vom Leben. Ich kam mir selbst wie ein Schatten, wie ein Traum vor; ich konnte mich nicht als etwas Wirkliches fassen und die Gegenstände um mich hatten für mich nicht viel mehr Wirklichkeit. Alles war so nebelig, so dunkel, so leblos! Es war mir,

als flösse Alles wie ein langsamer Strom dahin, und ich lag in meinem Sarge und floß mit, und zwar nach einem grenzenlosen Meere hin, in welchem Alles sich verlor. Jenes «Der Herr hat gegeben, der Herr hat genommen,» hatte für mich nur einen dunkeln und düstern Sinn, und frühzeitig wurde der Schöpfer von mir wie eine unendliche Tiefe geahnt, aus welcher Alles hervorging und wohin Alles zurückkehre; doch dies nicht in dem Sinne der christlichen Lehre. Ueber meine Kindheit schwebte dieselbe Erscheinung wie über die Wiege des Menschengeschlechts — die einer blinden, Alles hervorbringenden, Alles verzehrenden Macht.

„Aber Edla saß neben meinem Krankenlager. Ich hörte täglich ihre sichere, milde Stimme, sah ihren ruhigen Blick, ihr stilles Wesen, ihre ordnende Wirksamkeit; ich genoß ihrer Pflege, ihrer stärkenden Gegenwart. Allmälig empfand ich deren Wirkung; meine Augen, meine Gedanken hefteten sich an sie, ich begann gleichsam durch sie zu leben. Ein Tropfen ihrer Kraft floß allmälig durch meine Adern; ich erwachte, ich richtete mich an Seele und Körper auf. Ich war ein verzärteltes und verzogenes Kind gewesen, Edla lehrte mich gehorchen — und ich wandte mich bald nicht mehr von den Heilmitteln und der Nahrung ab, die ihre Hand mir darbot. Edla war nie streng gegen mich, weder in Wort noch Handlung; aber sie hat eine wunderbare Macht über mich ausgeübt. Es ist mir niemals eingefallen, daß man ihrem Willen nicht gehorchen könnte. Die ersten Aeußerungen meines neugeweckten Lebens bestanden in einer unmäßigen Weichheit des Gefühls. Die geringste Gemüthsbewegung, die geringste Freude, die geringste Sorge entlockten mir Ströme von Thränen; ja, sie flossen oft ohne alle Veranlassung. Ich glaube, mein Leben hätte sich in Thränen auflösen können, aber jedes Mal, wenn ich zu weinen anfing, ging Edla von mir und aus dem Zimmer. Kein Rufen, keine Bitten konnten sie zurückhalten, und dies strafende sich Entfernen

konnte ich nicht ertragen. Um Edla bei mir zu behalten, erstickte ich meine Thränen und die convulsivischen Erschütterungen, welche diese Bemühungen in meinem ganzen Körper hervorbrachten.

„Das Weiche, Warme meines Herzens äußerte sich in einem starken Bedürfniß zu liebkosen. Ich näherte meine Lippen denen Edla's und ich hätte ganze Stunden nur damit hinbringen können, ihre Hand zu küssen; aber sie erlaubte es nicht, sie küßte mich niemals. Ach, weshalb that sie es nicht? Es war so bitter für das kindliche Gemüth, seine Zärtlichkeit zurückgewiesen zu sehen! Ich kann nicht beschreiben, wie Edla auf mich eingewirkt hat. Sie war mein Gesetz, mein Glaube, meine Vorsehung, mein Alles. Ich lebte nur durch sie, ich wollte nur für sie leben. O, hätte es Edla erlaubt, hätte sie mir erlaubt, sie zu lieben, hätte sie meiner Zärtlichkeit bedurft, ich würde glücklich gewesen sein! Edla ist eine Mutter für mich gewesen — und doch weiß ich nicht, ob sie mich liebt; ja, ich zweifle fast daran. Ach, die liebenswürdigen Schwachheiten der Erde sind Nichts für Edla; ein Mensch ist wenig für sie, nur die Tugend, nur das Unsterbliche liebt sie. Ihre große Seele umfaßt die Welt, umschließt die Menschheit.

„Mit erwachter Kraft und nach Zärtlichkeit hungernd lag ich auf meinem Lager; da bot mir Edla ein anderes Brot an und ich griff begierig darnach. Ich empfand Leere, ich wollte Fülle. Edla ward meine Lehrerin, sie gab mir Kenntnisse und ich sog ihre Worte ein und folgte ihren Winken. So lebte ich die Jahre an ihrer Seite dahin. Lernen, lernen war meine einzige Bitte; mein bester Lohn war Edla's Zufriedenheit. Diese Beschäftigung, der Umgang mit Edla, ihre Gespräche, Bewegung in freier Luft, alles Dies stärkte mich allmälig an Seele und Körper. Freude von Dem, was ich lernte, hatte ich nicht; es war mir immer, als verstände ich nicht den Sinn der Worte und Dinge, und nie fühlte ich den

Genuß, welcher der Jugend so eigen ist, den Genuß zu leben. Zuweilen durchfuhr mich ein wunderliches Gefühl, einem Blitze gleichend; — es war eine bebende Ahnung von Leben und Freude, davon, daß ich auch einmal die Welt auf eine andere Weise fassen und die Glückseligkeit des Daseins verstehen könnte. Aber es waren nur Augenblicke, nachher war Alles wieder trübe und nebelig. Es widerfuhr mir oft, daß ich mit Erstaunen meine Hand, meinen Fuß oder mein Gesicht im Spiegel betrachtete und fragte, ob dies wirklich mir angehörte, ob es wirklich ich war. Ach, mein Herz verstand ich noch weniger! Oft legte ich die Hand auf meine Brust, als wollte ich erfahren, was sich so unruhig in derselben bewegte. Zuweilen ergriff mich eine unsägliche Wehmuth und zugleich eine Sehnsucht nach meiner kleinen dahingegangenen Schwester, die sich unmöglich beschreiben läßt. Gern wäre ich zu ihr gegangen, nur nicht durch den Tod. Meine wunderbare Bekanntschaft mit dem finstern Engel hatte mir einen Schreck vor dem Tode und dem Grabe eingepflanzt, welcher noch fortwährt, aber jetzt, jetzt weiß ich es, wie er vergehen kann! — Diese Wehmuth war von ängstlichen Ahnungen über mein kommendes Leben und einer Mattigkeit und Gleichgültigkeit begleitet, die sich über Alles um mich her verbreitete. Mein Zustand beunruhigte Edla und sie hörte niemals gern, was ich von meinen ängstlichen Ahnungen, von meinen stillen Qualen äußerte; sie schien diese Erzeugnisse einer schwachen Seele, einer kranken Phantasie geringzuschätzen. Dies gab mir Kraft, sie zu unterdrücken, das heißt, sie geheimzuhalten; denn frei von ihnen ward ich niemals. Und noch jetzt, Clara, wo so Vieles sich in mir verändert und ein neues Leben sich meiner Seele eröffnet hat — noch kehren diese Gefühle, diese Ahnungen, die zuweilen so mächtig sind, zurück; — dann kommt es mir vor, als ob ich hier nur ein Scheinleben führe, und eine heimliche Stimme sagt mir, daß ich hier nie glücklich werden soll und daß mein

Leben auf der Erde nicht lange dauern wird. Doch verweilen diese Ahnungen immer kürzere Zeit in meiner Seele. Hervey's heller Blick hat die Macht, alle Nachtgedanken zu verjagen.

Die Religionslehre wirkte wohlthuend auf mich, sie erhob meine Seele und gab mir einen Gegenstand zum Lieben — Gott. O Clara, bin ich würdig, so zu sprechen? Konnte ich den Allvollkommenen lieben, konnte ich ihn verstehen? Ich konnte es nicht. Mein Gefühl war ein Seufzer zu ihm hinauf, nichts mehr; doch war auch dies gut. Durch Edla sah ich zu ihm empor. Durch Edla lernte ich die Tugend bewundern, das Laster und die Schwäche verabscheuen, immer noch durch sie. Graf Ludwig wirkte nicht wohlthuend auf mich; er ließ mir die Tugend hart erscheinen, in ihm lernte ich sie beinahe fürchten. Durch Edla habe ich sie bewundern und hochachten gelernt, Hervey allein lehrte sie mich lieben. Ich bewunderte Edla; wer sollte das nicht, der ihre ruhige, ununterbrochene Wirksamkeit in der Nähe sah, ihre Selbstverläugnung, die Wohlthaten, welche sie im Stillen ausübte, und die Sorgfalt, mit der sie Alles geheimhielt, was ihr von ihren Nächsten hätte Lob verschaffen können? Edla's Innere war ein strenges Heligthum.

„Ich war neunzehn Jahre alt, als mein Vater sich mit der Gräfin M. verheirathete. Unser stilles Haus, wo ich Edla so lange auf Ordnung und Gemächlichkeit hatte wirken sehen, ward wie mit einem Zauberschlage verändert.

„Eine gewisse Schwäche, welche auf meinen kränklichen Zustand folgte, hatte es mir viele Jahre lang unmöglich gemacht, das Gesellschafsleben zu ertragen. Das Getöse von Stimmen, die Menge von Menschen, die Lichter, die Bewegung verursachten mir eine schmerzliche Qual und oft heftiges Kopfweh. Ich befand mich am wohlsten allein mit Edla. Allmälig verschwand jedoch diese Schwäche immer mehr und ich war zur Zeit der zweiten Heirath

meines Vaters fast frei davon. Ach, auf diese folgten nicht blos äußere Veränderungen, sondern auch innere, die mich tief schmerzten. Man erlaubte mir nicht mehr, so viel mit Edla zusammen zu sein, und es schien mir, als ob Edla für mich erkaltete. Sie äußerte jedoch nie einen Wunsch, daß es anders sein möchte, und widmete sich mit Eifer den ernsten Beschäftigungen, welche, wie ich wußte, ihr theuer waren. Vielleicht war Edla mit meiner Entfernung von ihr nicht unzufrieden, sie gewann dadurch mehr Zeit für sich selbst; ach, ich weiß nicht, aber in diesen Beschäftigungen schien sie sich zu vergessen. Es that mir weh, aber ich wagte nicht zu klagen. Auch kann ich nicht leugnen, daß das neue Leben, das ich führte, mir Vergnügen machte und schmeichelte, und ich suchte dort Edla's zurückhaltendes Benehmen und Kälte zu vergessen. Einige Zeit nach der Heirath meines Vaters verließ uns Edla. Warum that sie es? Warum ließ sie mich, so jung und unerfahren, in einer verführerischen Welt allein zurück? Vielleicht wollte mich Edla prüfen! Ach, sie hielt mich für stärker, als ich war. Mit ihr war meine Stärke verschwunden. Ich blieb jetzt in der Gesellschaft meiner Stiefmutter und ihrer Leitung überlassen. Du weißt es, Clara, du hast selbst eine Zeitlang all das Einnehmende erfahren, das in ihrem Wesen und in ihrer Zärtlichkeit liegen kann. Sie erwies mir große und lebhafte Zuneigung; und nicht nur sie, sondern Alle, die sie umgaben, spendeten mir eine Art Huldigung. Es war mir süß, mich geliebt zu sehen, mich preisen zu hören; ich ward einen Augenblick wie von diesem neuen Genusse berauscht. Meine Tage wurden eitlen Vergnügungen und einem müßigen Genusse gewidmet.

„Pracht und Eleganz herrschten im Hause meiner Stiefmutter. Ihr Gesellschaftskreis bestand aus Künstlern, Kunstliebhabern, aus Allem, was die Hauptstadt Anmuthiges und Glänzendes besaß; Schönheit, Geist, Talente fanden hier ihren Sammelpunkt. Ich sah mich als den

Mittelpunkt in diesem entzückenden Kreise; ich sah mich als den Gegenstand aller Blicke, aller Lobpreisungen. Ich ließ mich vom Strome hinführen und genoß. Ich kann nicht sagen, daß ich mein Leben wirklicher als früher empfand; aber mein Traum war jetzt so behaglich. Ich überließ mich dem müßigen Leben, welches meine Mutter mir aus Zärtlichkeit schuf; ich las eine Menge der neueren Romane. Sie entzückten mich, riefen aber unklare und wilde Phantasien hervor. Die Menschen, die ich um mich sah, trugen noch mehr dazu bei, meine gar zu schwache Seele zu verwirren. Wenn ich sie betrachtete, erkannte ich keinen der charakterisirenden Züge von Tugend und Laster wieder; Alles schien mir unklar untereinander gemischt. Was war wirklich, was war klar und bestehend? Hätte ich einen Satan gesehen und er hätte mich in Versuchung führen wollen, so hätte ich die Kraft gehabt zu sagen: „Weiche von mir!" Aber ich sah nur gute, liebenswürdige, anmuthige Menschen um mich. Zwar Alle voller Fehl — ja, ich wußte, daß Viele höchst unordentlich lebten — doch sie erkannten selbst ihre Fehler, und diese hinderten sie nicht, gut zu sein, von dem Schönen entzückt zu werden, schöne Handlungen zu verrichten, liebenswürdig und geliebt zu sein. Sie selbst ertrugen die Fehler Anderer, ohne sie zu tadeln; man hatte also kein Recht, gegen sie streng zu sein. Ueberhaupt herrschte in diesem Kreise eine Art angenehmen, dem Aussehen nach harmlosen Leichtsinns; eine Milde in den Urtheilen über alle Menschen und alles menschliche Fehlen. Die Unterscheidungszeichen zwischen Gutem und Bösem wurden mir immer undeutlicher.

„Edla hatte mir das Gute und Böse in klar ausgesprochenen Gestalten gezeigt; sie hatte mich die beiden Pole des Lebens kennen gelehrt. Die unzähligen Grade, die dazwischen liegen, hatte sie nicht gelehrt, konnte sie mich nicht kennen lehren; dies kann nur das Leben selbst und der Umgang mit den Menschen. Tag und Nacht hatte ich bisher betrachtet, nicht die Dämmerungen; ich hatte

ein Gemälde ohne Zwischenteinten gesehen. Und jetzt war ich in diesen gefangen und in diesem unklaren Spiele von Licht und Schatten verlor ich meinen Weg.

„Und welche Lehren hörte ich nicht täglich um mich äußern! Sie waren die einer allgemein tolerirenden Schlaffheit und eines allgemeinen Zweifels. Ich hörte Alles in Abrede stellen, was ich als heilig anzusehen gelernt hatte. Worte des Lächerlichmachens flogen wie Pfeile hin und her. Es war kein bestimmt verneinender Geist; nein, eher ein spielend erkennender, ein seufzender Zweifel, eine leichte Ironie, oft auch eine flüchtige Huldigung — und so lebte Jeder wieder für den Augenblick, für sein Vergnügen, seine Lust oder für seinen Eigennutz. Ein großes Entsetzen hegte man in diesem Kreise vor Dem, was man „Schwärmer" nannte oder Menschen, welche Systeme idealischer Vortrefflichkeit, die unmöglich zu befolgen sind, entwerfen. Ich hörte, wie man Edla flüsternd als einen dieser Enthusiasten bezeichnete, die in der Welt der Phantasie leben und fürs wirkliche Leben nicht taugen.

„Das wirkliche Leben;" was war es denn? so fragte ich mich. Sollte die Wirklichkeit nichts Anderes sein als diese wunderliche Mischung von Schwäche und Güte, von Tugenden und Fehlern, von Freude und Leid, von allen Gedanken, allen Möglichkeiten, allen Verirrungen, die ich um mich sah? War nichts Gewisses, nichts Vortreffliches im Leben? War Alles nur zufällig, nur vergleichungsweise gut? Man sagte mir dies. Man wiederholte zum Uebermaß, daß jede Zeit ihr Gutes, ihr Böses habe, so auch jeder Mensch; daß das von Natur und Zufälligkeiten abhänge, daß Gott Niemanden deshalb richte, daß es keine Hölle gebe u. s. w. Worte und Begriffe, ebenso halb, ebenso unklar, wie meine eigene Seele. Diese Sätze und diese Menschen machten auf mich einen wunderbaren, verwirrenden Eindruck. Ich faßte jedoch diesen Eindruck damals nicht so klar wie jetzt auf. Ich vermochte es nicht, ihn mir klar zu machen, und meine angeborene

Trägheit war die Ursache, daß ich meine Gedanken darüber anzustrengen scheute. Ich wandte meinen Blick von den schweren Fragen ab und sank tiefer in mein Leben hinein. Eine gewisse Begierde nach Genuß, nach einer Fülle des Daseins, von welcher Art es auch sein möge, bemächtigte sich meiner Seele immer stärker. Ich befand mich gleichsam auf der Insel der Kalypso und ward entzückt und geschwächt, ohne selbst zu wissen wie. Edla schrieb oft, immer zärtlich, klug, warnend; aber eine Verblendung lag auf meinen Augen und Edla's Worte thaten nicht ihre gewöhnliche Wirkung.

„Wie kam es, Clara, daß ich mich während dieser Zeit dir nicht näherte? Ich erinnere mich ja so klar des milden Eindrucks deines ruhigen, einer Heiligen anstehenden Wesens, wie du so still und in dich gekehrt dasaßest, gleichgültig für das wilde, weiche Leben um dich her. Aber da standen so Viele zwischen uns — und ich verdiente deine Freundschaft nicht.

„Ich sah Graf Ludwig täglich. Ich wußte, daß er eine Verbindung mit mir wünschte, wußte, daß diese Verbindung Edla's höchster Wunsch sei. Ach, ihretwegen hätte ich gewünscht, ihn lieben zu können! Aber seine Nähe flößte mir Zwang und meinem Herzen Frost ein. Eine bittere Verachtung der Menschen, ja oft ihrer Tugenden verrieth sich oft in seinen Worten. Man erzeigte ihm allgemein eine ausgezeichnete Achtung; geliebt schien er nicht zu sein. Ich sah Manchen tief sich vor ihm verbeugen, aber ich sah Keinem ihm herzlich und offen die Hand reichen. Er schien mir hoch und kalt wie eine schneebedeckte Alpe; mich fror in seiner Nähe. Ich wußte viel Gutes von ihm, ich kannte Edla's innige Freundschaft zu ihm, und deshalb machte ich mir die Gefühle zum Vorwurf, die ich wider Willen hegte.

„Clara, ich komme jetzt an eine Zeit, an welche ich nicht ohne Scham und Schmerz denken kann. Laß mich uns Beide damit verschonen, sie mehr als flüchtig zu

berühren. Du weißt das Meiste. Du weißt, welche Art Macht ein Unwürdiger über meine geschwächte Seele erhielt, aber du weißt nicht, wie nahe der Erniedrigung mich meine strafbare Unvorsichtigkeit führte. Ich liebte ihn nicht, mein Wille war rein — und dennoch ließ ich ihn meine Seele und meine Sinne mit seiner unreinen Liebe, mit seinen Tönen bezaubern..... Ich habe diese Zeit meines Lebens bitter beweint, wo ich Hervey's, wo ich Edla's so unwürdig war.

„Edla kam zurück. Schreckliche, gesegnete Stunde! Schrecklich — denn tief war ich gesunken; gesegnet — denn sie rettete mich! Aber, o, wie war mir nun, als ich die reine, hohe Edla mich geringachten sah, als ich sie über mich weinen sah und mein Auge nicht zu ihr emporheben und sagen konnte: «Ich bin unschuldig!» Nein, das konnte ich nicht. Aber mich demüthigen, erkennen, bereuen, das konnte ich, das that ich. Es war mein Heil, daß ich noch meine Schwachheit verachten und das Gute, das Reine, wovon ich abgefallen war, erkennen konnte. Mit Edla kam mein besseres Selbst zurück, mit ihr meine reinere Liebe, meine Bewunderung für die Vortrefflichkeit, die sie mich hatte kennen gelehrt. Sie schien mir besser und edler als je. Ueber ihr stilles Wesen hatte die Tugend ihre Glorie geworfen. Ach, sie breitete auch über mich, die Gefallene, ihren reinigenden Glanz aus, und ich sehnte mich zu Edla's klarem Himmel hinauf. Ich empfand das tiefe Bedürfniß, mich von ihr leiten zu lassen, mich in allen Dingen ihrem Willen, ihrem Beschlusse über mich zu unterwerfen. Edla's Macht über mich ward ausschließender als jemals. Wäre sie mir nahe geblieben, hätte ich in ihrer Nähe und unter ihrem Einflusse leben dürfen, dann hätten vielleicht keine neuen Erschütterungen meine Seele betroffen; sie hätte sich an ihrer Kraft geordnet, und ich hätte, wenn nicht Glückseligkeit, doch wenigstens Ruhe gewonnen. Aber eine höhere Macht beschloß es anders. Du kennst Graf Ludwig's edles Benehmen bei Ramlösa

und wie er meine Hand zu einer Zeit begehrte, wo mein Ruf — und zwar mit Recht — die Beute eines zweideutigen Geredes ward. Du weißt auch, was darauf folgte: meine Einwilligung, die Krankheit meines Vaters und der Aufschub unserer Verlobung. Edla reiste ab und Oede ergriff wieder mein Leben; aber Edla's wegen und aus Pflichtgefühl, aus Begierde, meine eigne Achtung wiederzugewinnen, schloß ich mich freundlich an Graf Ludwig und ergab mich in mein Geschick. Aber auch er verließ mich. Ich empfand Freude darüber. Ach, da fühlte ich, daß ich ihn niemals lieben würde, und dies Gefühl machte mich unglücklich!

„Ich folgte meiner Mutter nach dieser Gegend, wo sie ein Jahr zu verleben beschlossen hatte. Ich war damit zufrieden. Ich wollte versuchen, mich in der Einsamkeit zu sammeln und wo möglich mehr Klarheit, mehr Ruhe zu gewinnen.

„Ruhe und Klarheit gewann ich nicht. Ein tiefer Unfriede keimte in meiner Brust. Mit Edla war meine Stärke fort. Die Spannkraft, die sie hervorgerufen, wollte in meiner Seele wieder schlaff werden. Ich rief die früheren, geliebten Bilder herauf, aber der Spiegel meiner Seele war getrübt worden, er gab Nichts mit Klarheit wieder. O es ist schwer, das einmal Befleckte wieder rein zu bekommen! Ich empfand eine Art Ueberdruß an mir selbst; ich schien mir so ohne allen Werth. Ich hatte das Interesse an meinem Leben verloren. Wenn ich morgen stürbe, wer würde ärmer dadurch werden? Ich war so gering und fühlte mich ohne Zukunft. Es lag gleichsam ein Schleier über mir und meiner Welt.

„Das Düstere in der Jahreszeit und der mich umgebenden Natur vermehrte noch diese Gemüthsstimmung. Die finsteren, unendlichen Nadelwälder, die Felsen, das brausende Meer, der Nordwind, der beständig darüber hinpfiff, die kurzen, trüben Tage, das Dunkel, die Kälte — meine Brust ward beklemmt, meine Gesundheit litt. Edla

liebte das Große und Kraftvolle im Leben und in der Natur. Bei einer weit ausgedehnten Aussicht, beim Anblicke des Meeres, unter dem offenen Sternengewölbe hatte ich oft ihren Blick sich erweitern und vor Vergnügen strahlen gesehen. Sie liebte auch die wilden Scenen der Natur, die Gewitter, den Sturm; denn sie erhoben ihre starken Schwingen. Wie ungleich empfand ich nicht! Alles Große, Starke und Grenzenlose war eine Art Qual für mich. Das Meer mit seinen unruhigen Wogen, die sich in die Unendlichkeit verloren, war mir einem Abgrunde gleich; Auge und Gefühl fanden keine Ruhe. Ich sehnte mich nach einem Ufer, dessen ruhigen Buchten mein Lebenskahn folgen konnte. Ich mußte das Leben innig, warm, zärtlich, beschränkt, aber schön fühlen. Ach, Sonne, Ruhe, Blumen, der Gesang der Vögel, ein stilles Haus und Liebe drinnen, das war meine Welt! Ich war eine Tochter der Nebel schon von meiner Kindheit an. Nur unter einem beständigen und milden Sonnenscheine konnte ich wieder Leben erhalten.

„An einem kalten Novembertage fuhr ich mit meiner Mutter zur Kirche. Reif bedeckte den Boden und die Bäume; ein dicker Nebel lag auf der ganzen Gegend. Schnell rasselte der Wagen dahin und Bäume und Berge und Hütten flossen gespensterartig vorbei. Stärker als jemals ergriff mich in diesem Augenblicke das Gefühl, welches in der Tiefe meines ganzen Lebens geruht hatte.

„Wie Alles dahinfährt, dachte ich, wie Alles dahinfließt wie ein Strom, wie ein Schatten! Die Tage, die Jahre, die Begebenheiten, die Dinge, alle Gefühle, alle Gedanken fahren und fließen wie Dünste dahin; das Leben ist der große Traum, der Alles trägt. Auch er fährt dahin wie der sausende Wind, wie eine Woge, und die Menschen alle, große und kleine, gute und böse, sie folgen; sie steigen, sie sinken mit seiner wogenden Welle — sie werden aus Nebeln erzeugt und verschwinden in Nebel. Wer kennt sich selbst, wer kennt den Andern?

Wir gehen an einander vorbei, so kalt vorbei! Wer kann an sein, wer an eines Andern Herz glauben? Wer kann ans Leben glauben, wer kann von seiner Zukunft sagen: Es wird so werden? Wir sehen durch Gewölk, wir gehen durch Gewölk hin; wie es fließt, wie es dahin fährt! Und es ist so kühl und dunkel.... aber schlafen ist gut; ich will schlafen!

„Eine unendliche, unbeschreibliche Gleichgültigkeit fürs Leben hatte sich meiner bemächtigt. Die Worte Morgen, Freude, Leben, Freund, Gott waren für mich nicht vorhanden. Es war mir, als ob jeder Wunsch, jedes Gefühl in meiner Seele erlösche, und als ob ich wie ein Nebel dahinschwinden würde. Eine große Mattigkeit überwältigte mich. Ich lehnte meinen Kopf in die Wagenecke, Alles schwindelte vor meinen Sinnen, Alles verlor sich in ein tiefes, finsteres Gewölk — aber eine Art Friede war in meiner Seele und meine Zunge suchte die Worte auszusprechen: «Der Herr hat gegeben, der Herr hat genommen, gepriesen sei der Name des Herrn!

„Die Bemühungen meiner Mutter riefen mich zum Bewußtsein zurück. Ich war in Ohnmacht gefallen. Die Luft, welche kalt und scharf durch die niedergelassenen Wagenfenster hereinströmte, brachte mich vollends zur Besinnung. Meinethalben in Unruhe, wollte meine Mutter nach Hause zurückkehren, aber ich bewog sie davon abzustehen. Wir waren der Kirche ganz nahe. Mit betäubten Sinnen stieg ich aus dem Wagen und ging in unsere Bank hinein. Sie war einige Schritte von der Kanzel entfernt und dem Altar gerade gegenüber. Das Altargemälde stellte die Auferstehung dar; Engel hoben den Stein vom Grabe, aus welchem der Erlöser strahlend emporstieg. Die Morgenröthe färbte den Horizont und schien auf Golgatha. Ich sah auf das schöne Gemälde, ohne es zu begreifen; mein Sinn war todt. Die Sonne, welche den Nebel durchbrach, schien durch die Kirchenfenster herein und beleuchtete die Auferstehungsscene, als hätte sie

sagen wollen: Schau'! Ein Strahl ruhte auch auf mir; ich fühlte ihn nicht. Man sang die Psalmen, ich sang mit, ohne daran zu denken. Eine unbeschreibliche Bürde drückte mich. Aber als das Sündenbekenntniß verlesen ward, durchdrang mich ein tiefes Gefühl meiner Schwäche, meines Nichts. Ich sank mit Thränen auf meine Knie nieder. Ich betete nicht — wenigstens nicht mit Worten — aber meine ganze Seele, mein ganzer Zustand in diesem Moment war nichts Anderes, als ein: Herr, erbarme dich meiner!

„Es entstand ein Schweigen. Ein leises Gesäusel ging über die Bäume auf dem Kirchhofe und wurde bis in die Kirche herein vernommen. Es war mir, als ginge diese Luft über meine Seele. Ich erhob meine Augen. Eduard Hervey stand auf der Kanzel mit ernstem und strahlendem Blicke. Von dem Augenblicke an, wo er zu reden anfing, hing meine Seele an seinen Lippen. Ich horchte, ich verstand, wie ich noch niemals gehorcht und verstanden hatte.

„Er sprach von dem Leben, welches der Urgrund aller Dinge ist, in welchem alle Geschöpfe einander in Freude wiederfinden; von dem Leben, welches das Dasein und Streben jedes Menschen verklärt; von dem Leben, ohne welches Alles dunkel und zersplittert ist; von dem Leben, welches Alles vereinigt und beglänzt — von der Liebe. Er zeigte sie als das Erste und Letzte, bildend in jedem Keime, duftend in jeder Blume, als die wahre Schönheit von Allem. Mit einem Feuerblicke sah er ins Menschenherz herab und sprach zu Jedem und zu Allen. Er strafte ebenso sehr die Schlaffheit, die Alles duldet, wie die Härte, die Alles verurtheilt. Alle rief er zur Reinigung, zur Klarheit, zur innern Heiligung; zu der Kraft, welche die Güte bildet, zur Güte, welche die Kraft heiligt; Alle dazu, in der eignen Brust Versöhnung mit dem Himmel zu schließen; dann würden die Menschen bald in einem heiligen Staate, in einer verklärten Welt leben.

„«Glaubt nicht», sagte er, «glaubt nicht, meine Freunde, daß die Erde ein Jammerthal sei. Glaubet nicht, daß diese Welt nur eine Heimat für Prüfungen und Qualen sei. So will es Gott nicht haben. Hat nicht die unendliche Liebe selbst sie zu einer Wohnung für sich eingeweiht und dort das Geheimniß ihres Reiches, die Fülle ihres Wesens an den Tag gelegt? Lieben wir uns unter einander, wie er uns geliebt hat, und wir werden dies Geheimniß, diese Fülle verstehen! Laßt uns Gott lieben, laßt uns einander lieben, und wir werden sehen, wie das Leben sich aufhellt, wie die Mühen leicht werden, wie süß es wird, zu leben! Sorgen und Krankheit und Tod werden nur wie Wolken über unsern Himmel dahinschweben und wir nicht unglücklich auf der Erde sein können. Laßt einen Jeden sich fragen, was seine bittersten Leiden verschuldet habe, und er wird es in dem Mangel an Liebe bei sich selbst oder bei Anderen finden. In dem Boden der Lieblosigkeit keimen Neid, Groll, Haß und Rache — alle die bittersten Giftpflanzen des Lebens; dort beginnt die Hölle. Aber heilige dein Streben in der Liebe, erkenne liebevoll das eines jeden Andern an. Es gibt keine Kraft, die nicht in sich gut ist; kein Pfund, welches nicht Freude und Nutzen gewähren könnte. Umfasse nur Jedes mit Theilnahme, gib allem Guten Ehre. Thue keiner reinen menschlichen Anlage Gewalt an; laß eine jede sich in der Liebe entwickeln. Das Leben hat Raum für Alle und bedarf Aller. Dann, meine Freunde, wird allmälig Freude und Friede in den Hütten der Sterblichen herrschen. So wollte es Gott. Der Gott der Liebe ist auch der Gott der Freude; denn Liebe ist Freude, ist unendliche Seligkeit».

„«Ich wiederhole es: laßt uns einander lieben, sowie Gott uns geliebt hat, und Freund wird sich an Freund schließen, Niemand allein im Leben stehen und das Leben wird uns Allen gut werden; die schöne und ergiebige Erde wird besser genossen werden, denn alle Werke

der Natur werden in dem reinen Auge, in dem liebenden und glücklichen Herzen verklärt. So laßt uns leben, so laßt uns mit einander wandern durch den Tag der Erde; und wenn dessen Abend kommt, laßt uns die Felder segnen, wo wir als Kinder der Unsterblichkeit gespielt haben; wir haben unsere Stunden dort beendigt und indem wir der Stimme, welche uns abruft, gehorchen, werden wir sagen: O Vater! Geber alles Guten und aller Freude, mächtiger, liebevoller Gott, ich preise dich für die Glückseligkeit, die ich auf Erden genossen habe. Du rufst mich von ihr ab. Ich komme froh, mein Vater. Ich weiß, deine Liebe ist ewig, wie du selbst, und die Gaben, die von dir sind, meine unschuldige Freude, meinen Freund, meinen Wirkungskreis hast du für mich in der schönern Heimat aufbewahrt, wo ich dich noch besser kennen und lieben lernen werde!"

„Schwach, ich weiß es, habe ich hier die schönen Worte wiedergegeben, wie sie noch in meinem Gedächtnisse dastehen; aber welche Beschreibung könnte die Macht der Stimme, des Blickes wiedergeben, den Ausdruck des durchdrungenen Herzens, welcher in jedes Wort einen lebenden Geist legte!

„Ach, diese Lehre der Liebe und Freude, so von Hervey's Lippen ausgesprochen, von einer Seele, deren innerstes Wesen sie war, ergriff mich in ihrer ganzen Tiefe. Ein wunderbares Licht durchdrang mein Herz, eine noch nie gefühlte Freude schwebte über meiner Seele und in dieser — welcher Friede, welches Leben, welche unnennbare Seligkeit! So geht einst der Morgen des ewigen Lebens für die auferstandenen Kinder der Erde auf. Ich senkte mein Haupt in meine Hände und ließ meinen Thränen freien Lauf; noch nie hatte ein so süßer Schmerz sie fließen lassen. Es war Hoffnung eines neuen Lebens, es war Ahnung einer ungekannten Seligkeit, es war Anbetung in meinen Thränen. Ich saß gleichsam in diese Gefühle verloren, als über mir ein Hallelujah emporstieg, so lieblich,

so stark, als ob die Stimme eines Engels es gesungen hätte. Hervey stand vor dem Altare und pries Gott. Der Himmel lächelte blau und klar durch die hohen Kirchenfenster herein; die Engel auf dem Altargemälde schienen mir entgegenzulächeln und «Freude! Freude!» zu flüstern. Und ich erhob mich froh mit der Gemeinde, um zu danken und zu lobpreisen. Meine ganze Seele war ein Hallelujah. Als ich mich wieder herabgebeugt hatte und Hervey's Stimme mich und Alle segnen hörte, da fühlte ich mich in Wahrheit gesegnet, fühlte, daß der Herr sein Angesicht über mich erleuchtet hatte.

„Seit diesem Tage ging eine große Veränderung in mir vor. Die ganze Welt verwandelte sich gleichsam vor meinem Blicke. Es war nicht blos die tiefe Bewegung eines Augenblicks, es war Hervey's Gegenwart, es war seine Unterhaltung, sein Einfluß, die dies bewirkten. Das Dasein, die Welt klärten sich auf, meine Seele erhielt Leben und Licht. Ich erwachte aus meinem langen Traume, um zu lieben und anzubeten. Lieben — ja! — ich liebte Hervey und durch ihn Gott, die Natur, das Leben. Aber lange währte es, ehe ich begriff, daß es Liebe zu ihm war, was meine Welt verschönerte, mein Inneres aufklärte. Dies Gefühl ging wie das Leben selbst in mir auf. Ich wünschte, er wäre mein Bruder und ich ein Mitglied seiner Familie — dieser Familie, wo ich ihn so geliebt, so angebetet sah; dieser Familie, wo Frömmigkeit, Kenntniß und Freude das Leben so reich machten; wo jeder Tag seine Bedeutung hatte, seinen freundlichen Sonnenschein, und Morgen und Abend wie ihre heiligen Wächter ruhig und anbetend dastanden. O dies stille, heilige und so fröhliche Leben, das war es, was meine Seele bedurfte; es war meines Lebens rechte Heimatsluft!

„Ich will nicht bei der Beschreibung der wechselnden Gefühle verweilen, durch welche meine Seele bis zu der Stunde hindurchgegangen ist, wo es mir klar wurde, daß unsere Wesen nur eins ausmachten, daß wir einander für

ewig angehörten. Ich habe zwischen der tiefsten Verzweiflung und der höchsten Seligkeit gezittert; jetzt bin ich ruhiger, denn ich weiß doch Eins — und darin ist Ruhe, Klarheit und Glückseligkeit genug. Ich weiß, daß er mich liebt und daß keine Trennung, kein Tod unsere Herzen scheiden wird. Edla soll mein Schicksal bestimmen. Sowol Hervey als ich haben beschlossen, vor ihrer Zurückkunft und ohne ihre Zustimmung uns durch kein Versprechen zu binden; aber kein Anderer als Hervey soll mich Gattin nennen. Graf Ludwig ist mir nichts mehr, ich kann nichts für ihn sein; er würde in mir nur ein halb lebendes Wesen, nur einen Schatten von Nina besitzen. Hervey hat mein Leben hervorgerufen, ihm gehört es. Ach, ich fühle, daß es mehr sein als mein ist! O Clara, mit ihm und durch ihn würde ich ein Geschöpf werden, gefällig vor Gott und nützlich meinen Mitmenschen. Ich würde gleich ihm die Herzen der Menschen froh machen; ich würde an den Schmerzenslagern der Kranken sitzen; ich würde kleinen Kindern lehren, gut zu werden, die ewige Liebe, welche sie und Alle umfaßt, zu lieben; die Arbeit würde mir lieb, die Mühen leicht werden; Sorgen und Noth würde ich kraftvoll tragen, — Alles seinetwegen, für ein Wort des Beifalls, für einen Blick von ihm. Verschwunden wäre mein nebeliges, traumgleiches Leben; ich würde Menschenwerth gewinnen.

„Hervey soll den mitbürgerlichen Weg, den er erwählt, hat, nicht verlassen. Er hat ihn aus Neigung gewählt, er liebt ihn. Ihn auf diesem Wege zu begleiten, ist das einzige Loos, das ich wünsche — ach, das beste, das höchste! Kein Rang, kein Loos ist höher als das, seine würdige Gattin zu sein! Wie lieblich, ein Anhang zu seinem Leben zu sein! Wie gern will ich nur die Lampe sein, welche seiner Arbeit leuchtet, nur der Wind, der seine Stirn erfrischt! Was werde ich an Hervey's Seite entbehren? Er hat Liebe und Weisheit genug, um eine ganze Welt zu beglücken! Sein Haus, mein Haus,

die täglichen Beschäftigungen, die ihm und seinen Lieben so theuer sind, wie süß werden sie nicht meine Tage erfüllen! Weh mir, wenn ich während eines solchen Lebens Entbehrung fühlen sollte, wenn nicht jeder Morgen und Abend, den er segnet, meines Herzens warmes Dankopfer für den Reichthum meines Looses hervorrufen sollte! So rollet denn dahin, Tage und Jahre des Lebens! Was ihr auch für Prüfungen, was ihr auch für Sorgen bringen möget, ich fürchte sie nicht! Er wird mir nahe sein, mich lieben und mir den Himmel zeigen. Steht er an meinem Sterbelager und leuchtet mir mit seinem Blicke, so fürchte ich keinen finstern Gedanken. Ich werde ihn sehen und den Gott, den er sieht. Er wird mein Grab segnen — und ich fürchte dessen düstere Behausung nicht mehr; mit ihm ist Licht und Leben, mit ihm der Himmel!

„Ewigkeit, Unendlichkeit! Vor deinen Tiefen schwindle ich nicht mehr; mich tragen seine Schwingen, mich schützt seine Brust.

„Ach, was habe ich gesagt? Wohin führte mich der Seligkeitstraum? Edla! Meine hohe, reine Edla, wirst du mich aus ihm erwecken? Wirst du dein Kind unglücklich machen? O nein, Edla, du kannst, du wirst es nicht! Clara, Edla kennt meine Liebe noch nicht! Ich habe nicht davon zu schreiben gewagt. Edla hat mich so schwach gesehen, sie würde jetzt mich und meine Gefühle nicht verstehen. Edla muß Hervey kennen lernen; dann wird sie ihn lieben. Ihre Seelen sind dazu geschaffen, einander zu verstehen. Edla wird unsere Glückseligkeit wollen. Wird sie es nicht..... Guter Gott! Meine Hand zittert, mein Auge wird trübe bei dem Gedanken, daß sie es nicht wollen werde. Clara! Ich habe zuweilen ein Bedürfniß der Freude und Glückseligkeit, eine unbeschreibliche Begierde, das Leben so zu leben, wie ich weiß es leben zu können; aber wäre nur die Rede davon, diesem zu entsagen, handelte es sich nur um mein eignes Glück,

so glaube ich, daß ich mich darein ergeben und mit dir sagen könnte: „Was macht es, ob ein Mensch leidet?" Aber Hervey! Hervey! Hervey liebt mich! Es handelt sich auch um sein Glück. Mein Herz bebt beim Gedanken an eine Widersetzlichkeit gegen Edla's Willen; aber Eduard Hervey kann ich nicht entsagen. Allmächtiger Gott, leite mich und lenke Edla's Herz zu Dem, der mir das Leben ist! Die Stunde naht vielleicht bald, wo Alles für mich entschieden werden wird — Leben oder Tod. Aber ich kann die Hoffnung nicht aufgeben, jetzt nicht, wo ich Hervey sehe; ich muß an das Leben, an die Glückseligkeit glauben, muß darauf hoffen. Wer sollte nicht Eduard Hervey lieben? Edla wird mein Glück wollen.

„Ich habe deinen Wunsch erfüllt, Clara. Ich habe nur von ihm, von mir gesprochen; ich habe nicht von dir mit dir gesprochen. Doch laß mich ein Wort äußern, es kommt aus dem Innersten meines Herzens: Ich fühle, daß du hoch, hoch über mir stehst, und es stärkt meine Seele, es thut mir wohl, an dich zu denken. O Clara, du Gute! Sollte ich hart geprüft werden, sollte ich verurtheilt werden, aller Freude des Lebens zu entsagen, dann — willst du mich dann stützen? Willst du dann kommen zu

Nina?"

Noch andere Briefe.

„Es ruhet in des Menschen Herzen
Ein wunderbares Saitenspiel."
Geijer.

Ungefähr um dieselbe Zeit, wo die beiden jungen Freundinnen mit einander Briefe wechselten, schrieb ein Freund des Grafen Ludwig an diesen einen Brief, woraus wir folgende Stelle entnehmem wollen:

„Ich möchte dich nicht unruhig machen; aber ich muß dir eine Warnung geben. Suche, so bald wie möglich heimzukommen. Deine Braut dürfte dir sonst verloren gehen. Ein gewisser Eduard Hervey, der, ehe er ein gewisses Verbrechen beging, Eduard D. hieß, droht deine Ansprüche streitig zu machen. Ich erkannte ihn wieder, obgleich er sich sehr veränderte; aber du weißt, daß mein Blick ziemlich sicher ist. Außerdem bekam ich durch Zufall auf seiner Brust eine Narbe zu sehen, an deren Entstehung du dich wol ebenso gut wie ich erinnerst. Jetzt ist dieser Eduard D. Pfarrer in der Gemeinde, wo die Gräfin G. wohnt. Er lebt hier — unbegreiflich genug — wie ein Mysterium für Alle und Niemand kennt das Geheimniß seines frühern Lebens. Er ist allgemein geliebt und hat großen Einfluß im Orte. Man sagt, er habe das Herz des Fräuleins Nina G. zu gewinnen gesucht und es sei ihm geglückt. Da ich entfernt von

der Gräfin S. wohne, so habe ich nur ein Mal Gelegenheit gehabt, Fräulein Nina und jenen Mann beisammen zu sehen. Ich sah Nichts, was zu gewissen Gerüchten Veranlassung geben könnte, aber doch genug, um dir den Rath zu ertheilen, deine Zurückkunft zu beschleunigen. Es herrscht keine Vertraulichkeit zwischen ihnen, wohl aber Etwas, was — wirklicher Liebe sehr ähnlich sieht. Fräulein Nina ist schön wie die Liebesgöttin und dieser Eduard Hervey ist wirklich ein ungewöhnlich interessanter Mann."

Wir wissen jetzt genug von dem Funken, der in eine schon fertige Mine fiel

Edla's Briefe gaben seit einiger Zeit nur Nachrichten von den abnehmenden Kräften ihres Vaters. „Sein Zustand ist schmerzlos," schrieb sie, „sein Gemüth ist milder und besser als jemals; aber er wird täglich matter, sein Gedächtniß ist unklar und sein Bewußtsein des Gegenwärtigen oft äußerst schwach. Ich habe eine kleine schöne Villa in der Nähe der Stadt gemiethet. Mein Vater kann dort die frische Luft genießen und der Arzt ihn alle Tage besuchen. Er genießt sie auch, Gott Lob! Sein Leben ist ruhig und freundlich. Er geht an meinem Arme in den Garten, pflückt Orangen von den Bäumen und freut sich über die schöne Frucht; er raucht seine Pfeife im Schatten der Bäume und erquickt sich an der Lieblichkeit der Luft. Er ist glücklich. Er nennt oft Nina's Namen, glaubt sie mit dem Grafen Ludwig vermählt und freut sich darüber.

„Man gibt mir keine Hoffnung auf seine Herstellung; doch ich kann diese Hoffnung nicht aufgeben. Dies göttliche Klima hat auf viele ebenso Schwache und Kranke wie mein Vater allmälig wieder belebend gewirkt. Gottes Wille geschehe! Seine Tage angenehm zu machen, es mögen deren nur noch wenige oder viele werden, ist meine liebe, theure Pflicht."

Der Gedanke an das wahrscheinliche Hinscheiden des Vaters verbreitete eine stille Traurigkeit in Nina's Seele.

Aber Hervey's Gegenwart, sein Leben, seine Fürsorge verhinderten sie, sich niederschlagenden Gefühlen hinzugeben; mehr als jemals war er Alles für sie — Gesetz und Evangelium.

Mittlerweile war es Sommer geworden, die Natur war herrlich, die Ernten reiften, das Leben stand in seiner Blüte — und unsere Liebenden sahen einander alle Tage. Ich sehe, meine Leserin, was du erwartest, ich sehe, worauf du hoffest — Liebesqual und Kämpfe, Schmerz, Wahnsinn, Versöhnung, Entzücken, Sturm, Leidenschaft, zuletzt einen kleinen Mord, oder eine heimliche Heirath...... Ehre sei der Tugend und der wahren Kraft! Ich habe nichts von solchen Dingen zu berichten. Hervey wollte sich nicht Nina durch List erwerben, er wollte sie durch offenes Handeln gewinnen von Denen, die über sie zu bestimmen das Recht hatten. Er kannte ihr Herz, er hatte ihre Bitte gehört; daher band er sie durch kein Versprechen, durch keine Ausbrüche der Liebe und des Schmerzes, die er empfand. Er wollte, daß sie ohne Verirrung und ohne Reue ihrem Schicksale entgegen gehen sollte; deshalb wachte er über sich mit der Strenge des Anachoreten, über sie mit der himmlischen Liebe eines Engels. Entschlossen, das Aeußerste zu wagen, um sie zu besitzen, wartete er mit tiefer Ungeduld die Zeit ab, wo er handeln dürfte, — die Rückkehr Edla's und des Grafen Ludwig. Indessen war Nina glücklich und Das war es, was Hervey wollte. Er breitete um sie einen unaufhörlichen Frühling und nie verdunkelte das geringste Wölkchen zwischen ihnen ihren Glückseligkeitstag. Durch seine Liebe, durch seine Lehre stärkte und erhob er ihre Seele; wenn seine feurigen Gefühle die Bande sprengen wollten, die er ihnen angelegt hatte, so verließ er sie, suchte die Arbeit und die Mühen, um wieder Kraft und Gemüthsruhe zu gewinnen. So kam er wieder zu ihr, gleich einem Segen des Himmels. Konnte er zuweilen den Kampf in seiner Seele nicht geheimhalten und

suchte ihr zärtlicher, fragender Blick in dem seinigen zu lesen, so sagte er: „Nina, du weißt, warum?“ Sie wußte es, sie reichte ihm die Hand und sie verstanden einander.

Die Gräfin, mit dem Obersten ungemein beschäftigt, drückte mit Fleiß ein Auge zu bei dem Verhältnisse zwischen Hervey und Nina, welches ihr nicht unbemerkt bleiben konnte. Sie wollte damit für ihre eigne Neigung Nachsicht gewinnen; vielleicht sah sie auch nicht ungern, daß sich der Absicht Edla's ein Hinderniß in den Weg stellte. Die Kälte und Entfremdung, welche sie immer gegen Edla gefühlt hatte, war allmälig in wirklichen Haß ausgeartet. Wir wollen sehen, auf welche Weise.

Die Gräfin war sich bewußt, daß Edla seit den Scenen bei Ramlösa keine Achtung vor ihr hatte. Edla hatte, ohne sie um Rath zu fragen, die Verlobung mit dem Grafen Ludwig zu Wege gebracht und hatte seit der Krankheit des Präsidenten sie mündlich wie schriftlich mit Kälte behandelt. Die Gräfin wußte wol bei sich, daß sie nichts Besseres verdiente; aber dies verhinderte nicht eine geheime Erbitterung gegen Edla. Diese ward durch Folgendes noch gesteigert:

Die Welt ist wie ein Mensch, sie geräth über etwas in Entzücken, erhebt es, preist es und wird dann dessen wieder überdrüssig; sie wendet um, ja wendet sich gegen Das und zieht es oft tief herab, was sie früher so hoch erhoben hat. So entstehen, so fallen oft große Namen im Staate so gut wie in der Gesellschaft. Oft ist der Fall verdient, oft nicht. Glückselig Derjenige, der sich in dem klaren Auge eines treuen Freundes sieht! — Die Gräfin G. war einst der entschiedene Günstling der großen Coterie gewesen, welche in Schweden aus beinahe allen gebildeten Menschen vom Norden bis zum Süden besteht. Um diese Zeit ward von Edla nicht gesprochen, ohne daß man sie als die häßlichste und langweiligste Person auf Erden bezeichnet hätte. Jetzt war der Stern der Gräfin

untergegangen, der Edla's hingegen war schon seit lange aufgegangen und stand jetzt schnell in seinem Zenith. Reisende Schweden, welche den Präsidenten in Nizza besucht hatten, konnten nicht genug von Edla's selbstverläugnender Zärtlichkeit erzählen und die Klugheit preisen, welche sie in der Pflege des kranken und reizbaren Vaters an den Tag legte. Edla's Benehmen begann allmälig Gegenstand des allgemeinen Gesprächs zu werden und ward im Gegensatz zu dem der Gräfin erhoben und gepriesen. Man gab Edla den Beinamen „Antigone" und neben ihren töchterlichen Tugenden wurden ihre Bildung, ihre Bescheidenheit, ihr vortrefflicher und reiner Charakter erhoben. Die Correspondenten der Gräfin — und sie hatte deren viele — wurden nicht müde, Edla-Antigone unaufhörlich zu preisen, oft mit nicht undeutlichen Anspielungen auf die Rolle, welche die Gräfin, als Gattin des Präsidenten, jetzt im Vergleiche mit seiner Tochter spielte. Einige umlaufende Gerüchte von dem schönen Herkules-Oberst gewährten den Anspielungen der Briefschreibenden ein gewisses Salz, welches die Gräfin in dessen ganzer Schärfe empfand. Sie rächte sich dadurch, daß sie Edla verabscheute und sich diese als ein stolzes und herrschsüchtiges Wesen darstellte, welches über sie zu triumphiren suchte.

Der Oberst verreiste für eine kurze Zeit. Während seiner Abwesenheit schien die Gräfin wieder Nina etwas von ihrer früheren Zärtlichkeit zuzuwenden. Aber selbst in ihrer Zärtlichkeit lag Selbstsucht. Sie wollte sich gleichsam mit Der, welche sie liebhatte, schmücken. Längst hatte sie die Bewunderung, welche Nina für Edla hegte, beneidet, und jetzt da sie Edla's baldige Rückkehr ahnte, begann sie darauf hinzuarbeiten, ihr ein Herz abzulocken, welches Edla so theuer war. Sie sprach oft mit Nina von Edla und rühmte sie auf eine Weise, deren geheime Absicht war, Nina's Herz gegen sie kalt zu machen.

„Sie ist ein höchst ungewöhnliches Wesen!" sagte sie

zuweilen; „so stark, so ruhig, so gewiß! Ein Glück für sie, daß sie nicht mit einem schwachen und weichen Herzen zu kämpfen hat."

Und ein anderes Mal: „Edla gehört mehr dem Himmel als der Erde an. Sie bedarf nichts von Dem, worin die Glückseligkeit anderer Menschen besteht. Sie ist sich selbst genug."

Und dann wieder einmal. „Edla liebt die Menschheit; der einzelne Mensch gilt ihr nichts. Sie würde immer bereit sein, das Wohl des Individuums für Das, was sie für das Wohl des großen Ganzen hält, hinzuopfern."

„Edla hätte müssen König oder Minister sein," sagte sie zuweilen; „denn sie hat einen starken und bestimmten Willen; sie berücksichtigt nicht, was sie aufopfert, um einen großen Plan auszuführen. Es liegt etwas von Karl XI. in Edla."

Allmälig begann die Gräfin von ihrem eignen Widerwillen gegen den Grafen Ludwig zu reden, von ihrer Verwunderung über Edla's große Zuneigung für ihn, und ließ eine Ahnung hervorblicken, daß wol ein zärtlicheres Gefühl in Edla's Brust sie für Ludwig's Mängel blind machen möge. Oft warf die Gräfin auf Nina einen zärtlich beklagenden Blick.

In Nina's gegenwärtiger Stellung und in dem Zustande zwischen Furcht und Hoffnung, worin ihre Seele schwebte, konnten die Worte der Gräfin nicht jeder Wirkung entbehren. Außerdem kamen sie oft der Wahrheit nahe; sie trugen langsam einen vergiftenden Saft in Nina's Gefühle. Ach, es ist schwer, dem beständig wiederkehrenden, beständig fallenden Tropfen zu widerstehen; der dringt unmerklich, aber sicher auch durch die festeste Mauer! Nina's Gefühle für Edla erhielten immer mehr eine Beimischung von Furcht. Edla's Bild verschmolz gleichsam mit dem des Grafen Ludwig; eine unwiderstehliche Macht zog ihre Seele ab und diese schloß sich immer inniger, immer kräftiger an Hervey, den milden,

starken, liebevollen! Auf Edla's, auf Ludwig's Seite erschien das Leben so kalt, so freudeleer, so bleich! Auf Hervey's Seite — ach, da war das Leben selbst, das warme, sonnenbeglänzte, liebenswürdige Leben, voll von Liebe und Freude! Ohne daß Nina es selbst merkte, kam ihr Wille in einen Gegensatz zu dem Edla's. Sie glaubte sich unterwürfig, da sie es in der That selbst nicht mehr war.

Der Sommer war ungewöhnlich heiß und trocken. Man stand im Anfang des Augustmonats. Die Gräfin, welche auf jede Weise sich populair zu machen suchte und durchaus als eine Freude bringende Gottheit vermißt und betrauert sein wollte, wenn sie im Herbste den Ort verlassen würde; die Gräfin hatte beschlossen, den Leuten auf dem Gute und allen Nachbarn in der Runde ein höchst originelles Erntefest zu geben. Sie wollte zu gleicher Zeit Sonntagstänze für das Landvolk anordnen, und hatte zu dem Ende auf der Erde nicht weit vom Umefluß eine schöne Rotunde aufbauen lassen, deren oberes Stockwerk aus einem großen Tanzsaale und das untere aus einigen niedlichen Wohnzimmern bestand. Dies leichte und anmuthige Gebäude war von jungen Birken umgeben, die demselben Schatten gaben. Dorthin zog die Gräfin mit Nina, kurz ehe das Fest gegeben werden sollte, theils um, wie sie sagte, Alles zu demselben vorzubereiten, theils weil man hier eine Kühlung fand, die man vergebens auf der kahlen Anhöhe suchte, wo das Hauptgebäude belegen war. Die Gräfin mochte wol sonst noch einen Plan in petto haben, den wir aber noch nicht verrathen wollen.

Alles war zu der ländlicheu Feier bereit; Alles versprach, sie glänzend zu machen, als eine Todespost sie

vereitelte. Zwei Briefe von Edla kamen auf ein Mal an, man hatte seit einem Monate keine Nachrichten von ihr erhalten —; der eine, der älteste von ihnen, enthielt die Mittheilung von dem Tode des Präsidenten. „Er ist ruhig eingeschlafen,“ schrieb Edla, „ohne Leiden, ohne bittern Vorgeschmack seiner Auflösung. Ich glaube nicht, daß man leich er sterben kann, und ich danke Gott für dies ruhige Hinscheiden. Einige Stunden vor seinem Tode aß er noch mit Vergnügen Obst. Er war gut und freundlich gegen Alle bis zum letzten Augenblick und sein Bewußtsein kehrte vor dem Tode zurück. Er trug mir zärtliche Grüße vom ihm auf an Alle, die ihm lieb waren. An Nina bringe ich noch einen besonders mit. Ich habe den unbeschreiblichen Trost gehabt, die Pflege der letzten Tage meines Vaters mit dem Grafen Ludwig zu theilen. Für seine wirklich kindliche Sorgfalt hat mein Vater ihm mit diesen Worten gedankt: „Nina wird dir für mich danken, möge sie dir Alles werden, was ich wünsche.“

Der zweite Brief war vierzehn Tage später geschrieben. Edla sprach darin von der Beerdigung ihres Vaters und von ihrer eignen baldigen Rückkehr ins Vaterland. „Ich sehne mich,“ schrieb Edla, „die alten, theuren Berge wiederzusehen, ich sehne mich, meine Nina wiederzusehen, sie vereint zu sehen mit einem Manne, der ihrer würdig ist. Ich komme nicht allein zurück. Graf Ludwig folgt mir auf dem Fuße nach.“

In einer Nachschrift sprach Edla einige Worte von sich. „Ich habe,“ schrieb sie, „während der langen Nächte, wo ich am Krankenbette meines Vaters wachte, den Entwurf zu einem kleinen Werke gemacht, wozu die Materialien schon lange in meiner Seele gesammelt worden sind. Es ist über intellectuelle Bildung mit Beziehung auf mein eignes Geschlecht. Die Lehren desselben sind Kinder meiner eignen Erfahrung, meiner eignen Leiden, und nur deshalb wage ich zu hoffen, daß unter so vielen Büchern über diesen Gegenstand das meinige noch einigen Werth

wird besitzen können. Ich habe einen Prospectus darüber an Posessor A. geschickt. Er wird mir sagen, ob mein Werk seinen Zweck erfüllen kann."

Aus einigen Reflexionen, am Schlusse dieser Nachschrift nachlässig hingeworfen, die aus der Tiefe des Herzens entsprungen zu sein scheinen, wollen wir nur folgende Stellen ausziehen:

„Der Fehler ist jetzt nicht, daß wir nicht denken; sondern es handelt sich darum, daß wir aus dem grübelnden und unklaren Denken zu dem einfachen und klaren kommen ....."

„Tausend Unbehaglichkeiten, tausend peinliche Gefühle nagen und beunruhigen das Gemüth, wenn man in der Welt dahingeht wie Jemand, der im Dunkeln tappt ..."

„Ein Gefühl unbeschreiblichen Wohlbehagens, großer und lieblicher Ruhe bemächtigt sich der Seele, wenn man in und außer sich klar sieht. Gerechtigkeit üben! Was ist göttlicher? Jede Kraft, jede Gabe erkennen und schützen lernen, — welche Mannigfaltigkeit von Interesse, welchen Reichthum reinen Genusses verleiht dies nicht unserm Leben, welches mächtige Mittel zur Veredelung des Daseins unserer Mitmenschen? Aber gerade deshalb muß man verstehen lernen, und zwar nicht oberflächlich, sondern tief, innig — und im Zusammenhange. Man muß das Besondere in dem Allgemeinen, das Allgemeine in dem Besondern sehen. Da ordnet sich die Welt, da füllt sich die Seele mit würdigen Gedanken. Da wird das Leben bereichert, veredelt." — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

„Die Reichen mögen für ihre Vergnügungen leben, wenn nur diese so eingerichtet werden, daß sie zum allgemeinen Besten dienen. Laß sie in Liebe zur Wissenschaft, zur Kunst und Literatur emporblühen; laß zeitige und wahre Kenntniß wahre Kenner, wahre Kunstliebhaber bilden und bald wird eine Ader höheren Lebens alle Kreise der Gesellschaft durchlaufen. Der Blick des Forschers,

nicht länger von irdischen Sorgen getrübt, würde frei sich zur ewigen Vernunft erheben und deren Gesetze den Menschen deuten können. Die Arbeit der industriellen Klassen würde in größerer Masse sich dahin richten, mit den Comforts des Lebens die intellectuellen Capitalisten zu versehen, welche ihre Welt erleuchten und veredeln. Eine eitele Ueppigkeit würde verschwinden in demselben Maße wie eine größere Menge wirklicher Bedürfnisse Befriedigung finden könnte Mir ist's, als fühlte ich den Hauch immer reinerer Humanität, freiern Gedankens, frischern Lebens und zunehmender Zufriedenheit, welche dadurch in die menschliche Gesellschaft übergehen würde — und woher? Von den Vergnügungen der Reichen, von dem Geld der Reichen! Und wer würde dabei wol reicheren Segen genießen, als gerade diese sogenannten Glücklichen auf der Erde, welche oft noch deren ärmste Kinder sind! Guter Gott, sie könnten durch diese veredelnden Vergnügungen selbst so reich sein und so unendlich viel Gutes wirken! Sie wollen wol — und sie geben Feste und Almosen!" — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Es gibt im Leben Geschöpfe, welche ich ihrer eignen Glückseligkeit wegen mehr als alle andere überreden möchte, die Kenntniß des Lebens und der Dinge zu suchen, welche gut und klar macht. Ich will hier von „der Einsamen" reden."

„Ich bin selbst eine Zeit die Einsame gewesen; ich habe Ruhe gefunde auf dem Wege, auf den ich Andere hinweise; mehr als Ruhe — die reinste Freude und ein Interesse im Leben, welches alle Stunden reich macht. Einsam in meinem engen Zimmer, allein mit meinen Büchern habe ich Stunden des Genusses und des Reichthums gehabt, welche von keiner Glückseligkeit übertroffen werden können, — und ich habe doch nicht G e i s t. Ich sage es mit Freude; denn ich weiß nun, daß keine besondere und ungewöhnliche Gabe mein Glück macht. Die meisten Menschen können, wenn sie wollen, glücklich und reich

wie ich sein. Meine Jugend ist dahin und jetzt erst ist mein Herz recht jung; das Leben ist mir unendlich reich und ich sage aus dem Innersten des Herzens: es ist schön zu leben."

Still und liebevoll beweinte Nina ihren Vater. Aber dieser lange erwartete Kummer war nicht bitter. Eine tiefere, mit Furcht gemischte Qual bemächtigte sich nach diesen Briefen der Seele Nina's.

Edla kehrte voll von Gedanken und Plänen zurück, die dem Glücke Nina's theils fremd, theils entgegen waren. Nina, so voller Liebe, so voller Begierde nach einer Glückseligkeit, welcher Edla fremd war, empfand jetzt nur Furcht vor Edla's Himmel. Sie wünschte die Rückkehr der Schwester und bebte davor; denn diese hatte eine Macht über Nina's Seele, welche keine Furcht und kein Zweifel an Edla's Zärtlichkeit aufheben konnte.

Ahnungen.

„Es geht ein Leichenduft durchs Menschenleben."
Tegnér.

Man erwartete Edla; man wußte aber noch nicht den Tag, wo sie ankommen würde. Hervey's scheinbare Ruhe und die Liebe zu ihm hielt Nina's schwankende Kraft aufrecht. Sie fühlte immer tiefer, daß sie Alles wagen könnte, nur nicht ihm entsagen.

Eine kleine Gesellschaft war eines Abends bei der Gräfin versammelt. Die Nachbarn lobten das schöne Lusthaus, tranken auf den Bänken im Schatten der Birken sitzend Limonade, politisirten mit Ruhe und fanden sich recht wohlbehaglich. Eduard Hervey allein war diesen Abend sich nicht ähnlich. Er war still und ging unruhig auf und nieder. Mit einiger Ungeduld brach er die Gespräche ab, welche hin und wieder einer von den Gästen mit ihm ausspinnen wollte, und über seinem gewöhnlich so freundlichen und klaren Blick lag ein düsterer Schatten. Zuletzt begann er selbst ein Gespräch mit einem dicken, vergnügsamen Herrn, indem er etwas heftig fragte:

„Glaubst du an Ahnungen?"

„Ich bekenne, Herzensbruder, daß ich nicht anders kann, als an solche und auch an Träume zu glauben, nach Dem, was mir, oder vielmehr meiner Frau begegnet ist."

„Nun was?"

„Vorigen Sommer — laß mich sehen — nein! vor zwei Jahren im Sommer träumte meine Frau eine Nacht, daß drei unserer besten Kühe den Milzbrand bekamen und starben. Sie erzählte mir ihren Traum. Es war ein Mittwochmorgen, — nein Donnerstagmorgen war es. Am Sonnabend Abend in derselben Woche waren die drei Kühe am Milzbrand crepirt! Was sagst du dazu, Brüderchen?“

„Ich glaube,“ sagte Jemand von der Gesellschaft, der Hervey's Frage gehört hatte, „daß wir zu viele Beweise von der Wahrhaftigkeit der Ahnungen und Träume haben, um daran zweifeln zu können. Ein in dieser Hinsicht allgemein bekanntes Factum ist Heinrich's IV. Vernehmen beständigen Grabgeläutes kurze Zeit vor seinem Tode und die Unruhe, womit dies ihn erfüllte. Der Geist des Brutus vor der Schlacht bei Philippi, der Warner Napoleon's in Egypten und mehrere ähnliche Beispiele scheinen mir zu derselben Familie von Ahnungen zu gehören, deren Ursprung ebenso unerklärlich, wie ihre Macht unläugbar ist.“

„Ich für meinen Theil,“ sagte die Gräfin, „bin ohne die geringste Bekanntschaft mit Ahnungen durchs Leben gegangen. Aber ich habe sie wirken sehen — und zwar recht traurig, unter Personen meiner Umgebung. Eine meiner nahen Verwandten, eine junge, heitere und liebenswürdige Frau, mit dem besten Manne glücklich, ward ein Jahr nach ihrer Verheirathung von einer ängstlichen Ahnung eines Unglücks ergriffen, ohne dafür einen Grund angeben zu können oder selbst eine Veranlassung zu wissen. Vergebens suchten sie und Andere durch Vernunftgründe und Zerstreuungen dieses traurig-schauerliche Gefühl zu überwinden; es begleitet sie überall. Ueber den klarsten Tag, über die schönste Natur wirft es seinen Trauerflor; in der muntersten Tanzmusik hört sie nur Trauertöne, selbst die Freude und das Lachen werden ihr Grauen erregend. Ueber ihre Gemüthsstimmung in Verzweiflung und

in der Hoffnung, ihre Schwermuth in der Gesellschaft von Freunden und durch neue Umgebungen zu verscheuchen, unternahm ihr Gatte mit ihr eine Reise zu zärtlich geliebten Verwandten. Seine Hoffnungen scheinen in Erfüllung zu gehen; er dankt ihr dafür mit doppelter Zärtlichkeit. Alle umgeben sie, um sie zu erfreuen und zu beleben. In der Mitte dieser guten und fröhlichen Menschen müssen zuletzt die Eingebungen der Nacht fliehen. So hatten zuletzt die Neuvermählten während der Weihnacht- und Neujahrszeit mehrere Wochen auf dem Lande in dem heitern und liebenswürdigen Gesellschaftskreise hingebracht und das Gemüth und die Gesundheit der jungen Rosina hatten sich sichtlich gebessert. Alle ängstliche Ahnungen schienen verschwunden zu sein. Eines Tages war Rosina mit ihrem Manne über den See zu Nachbarn gefahren, bei denen sie Mittags und Abends speisten. Am Abend wollten sie im Mondscheine wieder heimfahren. Kurz vor der Abfahrt war Rosina einen Augenblick allein. Da vernimmt sie eine unbeschreiblich schöne Musik außen vor ihrem Fenster. Sie lauscht und hört einen Beerdigungspsalm. Zitternd geht sie ans Fenster und zieht den Rollvorhang in die Höhe. Ein schönes Kind steht draußen, strahlend im Winterabend, und singt lieblich aber traurig. Wie sie ans Fenster tritt, verschwindet es hastig; der Strahlenschein erlischt und die Töne verklingen in Seufzer. Vom Schrecken ergriffen und aufs neue von einer unsäglich schauerlichen Ahnung befallen, eilt Rosina bleich zu ihrem Manne und sagt ihm die Erscheinung und ihre Angst; sie beschwört ihn, nicht in den finstern Winterabend hinauszufahren. Die freundlichen Wirthe vereinigen ihre Bitten mit denen Rosina's, aber vergebens. Tief betrübt über diesen Rückfall ihrer Gemüthskrankheit und entschlossen, auch einmal männlichen Ernst diesen gespensterartigen Einflüssen entgegenzusetzen, beharrt Rosina's Mann auf seinem Vorsatze, abzufahren. Zum ersten Male ist er taub gegen ihre Bitten und Thränen. Er führt sie zum Wa-

gen, er setzt sich dort neben sie und drückt sie fest an seine Brust. An diese lehnt sie sich unterwürfig, spricht traurig zu Denen, die den Wagen umgeben: „Lebet wohl, lebet wohl!“ und in den Armen ihres Mannes ruhend erwartet sie still, was kommen werde.“

„Dicke Wolken waren am Himmel und verdunkelten den Mond. Der Kutscher war nicht nüchtern und zum Unglück hatte Niemand darauf Acht gegeben. Eine mitgenommene Laterne ward bald vom Winde ausgelöscht. In dem verschlossenen Wagen war Alles finster und still; aber die Pferde sprangen munter auf dem gefrorenen See dahin und die Schellen erklangen lustig. Aber sie verstummen! Das Eis kracht, die Fenster zerspringen, das Wasser strömt herein, der Wagen sinkt in eine offene Wake. Kurz war der Kampf, der Tod unter dem Eise schnell, denn in wenigen Minuten sank Alles zur Tiefe hinab. Man fand die beiden Gatten einander umschlungen haltend wieder. Der Tod schien sie nur inniger vereint zu haben.“

Nina's Thränen flossen. „Dieser Tod war nicht bitter,“ sagte sie leise, „und hätte nicht von so ängstlichen Gefühlen verkündet sein müssen!“

Hervey sah sie mit einem unaussprechlichen Blicke an.

Die Gesellschaft schwieg eine Zeitlang, denn die Erzählung der Gräfin hatte eine etwas trübe Stimmung geweckt; aber bald begann man wieder einander eigne und Anderer Erfahrungen mitzutheilen.

„Ich kenne sehr genau eine Familie,“ sagte Jemand, „in welcher ein Schein, welcher zur Nachtzeit dem Hausvater erscheint, immer das Hinscheiden irgend eines Mitglieds der Familie vorherverkündet.“

„Aber mit dem Glauben an solche Scheine und Erscheinungen und Gesänge und Vorboten,“ sagte jetzt mit Eifer einer der Herren, „haben wir jeglichem Aberglauben und den ungereimtesten Einbildungen Thor und Thüre geöffnet. Ich bin überzeugt, daß keines Menschen Ahnun-

gen hinsichtlich der Kraft mit denen verglichen werden können, welche ich als Knabe hatte, nämlich von Löwen verschlungen zu werden, und jetzt stehe ich hier, ohne je einen Löwen, außer auf Kupferstichen, gesehen zu haben, und habe nun die Hoffnung, ganz ruhig auf meinem Bette sterben zu dürfen. Meine Schwester wiederum, welche die Romane von Maß Radcliff gelesen, hatte eine starke Ahnung, daß sie von einem Räuberhauptmanne entführt und zur Sultanin in der Türkei gemacht werden würde; aber bis zu ihrem fünfzigsten Jahre hat sich noch kein Liebhaber gezeigt. Im Ernste, ich glaube, man kann mit Gewißheit sagen, daß von zwanzig merkwürdigen Ahnungen und Träumen nur eine oder zwei ungefähr eintreffen, und dazu können alsdann ganz natürliche und gute Gründe angegeben werden. Gefühle und Gedanken sind lange mit einem gewissen Gegenstande beschäftigt gewesen, die Phantasie wird erhitzt und spiegelt Erscheinungen vor; in unserer wechselvollen Welt ist es nicht schwer, irgend ein Ereigniß zu finden, das auf die Erscheinung passen würde, und die Phantasie, welche sie hervorruft, arbeitet weiter, um sie auf die Wirklichkeit anzuwenden. Eine große Menge von Ahnungen kommt auch nach der Begebenheit u. s. w."

„Dies zugegeben," erwiderte Hervey, „bleibt dennoch unendlich viel übrig, das sich nicht erklären läßt. Eine Erfahrung, die durch die ganze Geschichte geht, deutet darauf hin, daß es eine düstere, eine mystische Seite des Daseins gebe, welche scheinbar keiner Ordnung, keinen bestimmten Gesetzen folgt, welche aber erkennen zu geben scheint, daß der Mensch von einer Geisterwelt umgeben ist, die eine gewisse Macht hat, auf sein Leben einzuwirken. So unmöglich es uns ist, diese Phänomene zu erklären, ebenso unmöglich ist es, ihr Dasein zu läugnen. Wahrscheinlich bilden sie ein nothwendiges Glied in der weisen Ordnung, welche wir erst jenseit dieser Welt werden vollkommen erkennen können. Der Allgütige würde

uns die Quelle, welche solche unbegreifliche Eindrücke zuweilen verursachen, erspart haben, wenn sein ewiges Ordnungsgesetz es erlaubt hätte."

In dem Tone, mit welchem Hervey sprach, lag eine Niedergeschlagenheit, welche machte, daß Nina's Auge mit Zärtlichkeit und tiefer Besorgniß auf ihm ruhte.

Mit vornehmer Miene und absprechendem Tone sagte Herr N.: „Ich habe geglaubt, daß die Zeiten vorüber wären, wo man an Gespenster und Erscheinungen glaubte; und ich gestehe, mein lieber Pastor, daß ich Sie für verständiger gehalten habe."

Hervey lächelte. Er lächelte, so wie wol zuweilen ein Engel über unsere vermeinte Weisheit lächelt. Nina's schönes und liebevolles Auge war dem seinigen begegnet und brachte dort eine unwillkürliche Verklärung hervor; zu seinem Nachbar gewandt, sagte er freundlich: „Thöricht wäre es wenigstens, solchen finsteren Eingebungen Gewalt über uns einzuräumen; und dagegen ist auch gesorgt, dafür ist die Sonne am Himmel und im Auge des Menschen ein Himmel von Güte und Schönheit. Welche Schatten sollten die nicht verjagen!"

In diesem Augenblick ward Hervey ein Brief übergeben, den er schnell erbrach, indem er bei Seite ging. In Gedanken versenkt, ging Nina zum Flusse hinab, der seine unruhigen Wogen schneller als gewöhnlich dahinwälzte. Hier wurde sie von Hervey aufgesucht, auf dessen Gesichte eine unruhige und starke Spannung zu lesen stand.

„Ich muß dich verlassen," sagte er, „ich muß verreisen!" Und er übergab ihren Händen einen Brief. Dieser enthielt folgende Zeilen, von einer zitternden Hand geschrieben:

„Wenn Sie die Gewissensqualen eines Sterbenden lindern und ein wichtiges Geheimniß entdeckt sehen wollen, so reisen sie sogleich nach W. In dem dortigen Gasthofe fragen Sie nach einem Manne, Namens Erik B. Er wird Sie zu Demjenigen führen, der diese Zeilen schreibt.

Aber reisen Sie Tag und Nacht, denn ich bin schwach und meine Lebensstunden sind gezählt!" Gleich gab Nina den Brief zurück, indem sie sagte: „Du mußt hinreisen bald, bald! O der Unglückliche!"

Eine lebhafte Hoffnung, daß das erwähnte Geheimniß ihn selbst betreffe und die Fessel von seinem Leben heben könne, leuchtet in Hervey's Seele hinein; aber die Freude darüber wird in diesem Augenblicke von dem Gedanken, Nina zu verlassen, aufgewogen. Der Schreibende wohnt in weiter Ferne, in einer andern Provinz. Hervey's Abwesenheit wird mehrere Tage währen. Edla kann während dieser Zeit heimkehren...... Graf Ludwig und Nina sind allein! Dieser Gedanke ist für Hervey eine unleidliche Qual. Er konnte seine Unruhe, seine tiefe Gemüthsbewegung nicht verhehlen. Nina war jetzt die mild tröstende und erhebende Freundin. Aber er hörte sie nicht lange an. Er ging, er kam, schien reden zu wollen, schwieg aber wieder. Einmal ergriff er heftig ihre Hand und rief aus: „Versprich mir..... versprich mir.... Nein," unterbach er sich selbst, „nein, kein Versprechen!" Er kam wieder, er betrachtete sie mit unsäglicher Liebe. „Nein," sagte er langsam und stark, „ich kann, ich will dich nicht verlieren!" Er nahm ihre Hände in die seinigen, beugte sich über sie herab — und Nina fühlte seine brennenden Thränen.

Nina weinte auch, aber sie fand Worte, um zu trösten und zu stärken!

„Was wird uns wol trennen können?" sagte sie mit einer Innigkeit, welche sich prophetisch der Zukunft zu bemächtigen schien. „Bin ich nicht frei, um zu reden und zu handeln? Glaube mir, Edla kann, wird uns nicht trennen. Ach, Eduard! Du bist mir mehr als sie, als die ganze Welt. Seit ich dich kenne, bin ich nicht mehr schwach. Ich habe Kraft, Vielem zu widerstehen, ja, ich fühle es, selbst dem Willen Edla's. Aber Edla wird einsehen und finden, daß es für mich kein Leben, keine

Freude auf Erden, keine Seligkeit im Himmel gibt — ohne dich. Eduard, ich werde sie bitten, ... ach, ich fühle, ich werde sie erweichen. Sie wird mich nicht von dir trennen!"

So sprach Nina lange und innig. Hervey hörte sie, sah auf sie. In seiner Seele brannte eine heftige Begierde, sie an sein Herz zu drücken, sie Braut zu nennen. Er wollte damit gleichsam die trüben Ahnungen, welche in seiner Brust von Trennung redeten, beschwören und sie für ewig an sich binden. Von Liebe und Schmerz glühend näherte er sich ihr; da gewahrte er Angst in ihrem Gesichte .... er ward einen Augenblick ungerecht: „Nina?" fragte er mit flammendem Blicke.

„Geliebter!" antwortete ruhig die bleiche, in die Farben der Trauer gekleidete Gestalt, „es ist in deiner Macht, mich glücklich, mich verbrecherisch zu machen. Siehst du die Welle zu meinen Füßen? Wirf mich in ihre Tiefe und ich werde still sein, werde nicht klagen; ich würde davor weniger zurückbeben, als wenn du meine Bitte und dein Versprechen vergessen solltest. Eduard, gib mir lieber den Tod! Ach, er würde mir von deiner Hand süß sein!"

Bei diesen Worten, bei diesen Tönen legte sich der Sturm in Hervey's Brust. Er beugte das Knie vor dem geliebten Geschöpfe, er drückte ihre Hand an seine brennende Stirne. „Nina, vergib mir!" sagte er mit bebender Stimme, „aber erinnere dich, daß meines Lebens Wohl und Wehe in deinen Händen liegt!" Mit diesen Worten riß er sich von ihr los und verschwand.

Zitternd sank Nina zwischen den Felsen am Ufer nieder. So aufgeregt, so heftig hatte sie Hervey noch nie gesehen. Thränen über ihn, Liebesworte an ihn, Gebete für ihn beruhigten endlich ihr Gemüth. Ihre ganze Seele war nur ein Gedanke, ein Gefühl für ihn.

Kurze Zeit nach dieser Trennung brachte Nina einen Tag bei Hervey's Mutter zu. Sie sehnte sich, bei der

guten und weisen Alten Ruhe und Stärke zu schöpfen, sie sehnte sich, Marie von ihrem Bruder reden zu hören. Hervey's Mutter empfing Nina mit offenen Armen und drückte sie mütterlich an ihre Brust. Zum ersten Male sprach sie mit Nina von ihres Sohnes und ihren eignen Hoffnungen. Sie war zu stolz auf ihren Sohn, um auf seine Geliebte stolz sein zu können. Sie fand es so natürlich, so nothwendig, daß man ihn liebte und sich glücklich fühlte, ihm anzugehören; aber sie zeigte ein so inniges Verlangen nach seinem Glücke, eine so mütterliche Zärtlichkeit für Nina, daß Nina's Herz davon durchdrungen ward und sich unwillkürlich lieblichen Gefühlen und hellen Hoffnungen öffnete. Marie war glücklich und froh und setzte ihr vor vom Besten, was das Haus vermochte, — und dies war nicht gering, Dank sei es ihrer eignen Geschicklichkeit. Nina sang lieblich und entlockte ihren Zuhörerinnen Thränen. Welche warme, schöne Lobeserhebungen wurden nicht Eduard Hervey gezollt! Nina lauschte denselben mit entzückten Gefühlen. Dieser Tag war lieblich und klar, wie es ein Tag zwischen guten und gebildeten Menschen sein kann, die ein inniges, gemeinsames Interesse haben.

Marie begleitete gegen Abend Nina nach Hause. Der Himmel war trübe und die Luft schwer, aber die Freundinnen merkten es nicht. Nina sang auf dem Wege Marien kleine Lieder vor, welche diese entzückten. Marie band für Nina einen Kranz von großen Vergißmeinnicht. Nina sah bezaubernd aus mit der himmelblauen Glorie um ihr Madonnengesicht. Bei „Nina's Ruhe" trennte sich Marie nach einer schwesterlich zärtlichen Umarmung von ihr und kehrte nach Hause zurück. Nina stand am Spiegel der Quelle und schaute dort ihr Gesicht. Es blickte so himmlisch aus dem blauen Kranze hervor, umgeben von dem leichten Laube der Rosenhecke. Nina fand sich schön; sie fühlte es mit Freude, denn ihre Schönheit war für Hervey. Mit ihr, mit Allem, was sie an Reizen,

an Gaben des Glücks und der Bildung besäße, wollte sie zu ihm gehen und sich wie eine Blumenrebe um sein Leben winden. In diesem Augenblicke war Nina's Seele nur von Verheißungen des Glücks, nur von dem Bilde des Geliebten erfüllt.

Plötzlich fühlt Nina sich sanft und zärtlich umarmt. Sie sah sich um, sie war in Edla's Armen. Ein Schauder durchfuhr Nina. Sie fühlte sich von ihrem Geschicke umfaßt und in der tiefen Trauernacht schien Edla's Gesicht blässer und strenger als gewöhnlich. Aber Strenge war jetzt nicht in Edla's Herz, sie war nie zärtlicher gewesen, und bald lag Nina mit Thränen kindlicher Ergebenheit am Halse der Schwester. Nach der Ergießung des ersten Augenblicks zog sich Edla zurück und betrachtete Nina mit einem freudevollen Erstaunen. Nina's Schönheit hatte ihre volle Entwickelung erreicht und war bezaubernd. Sie war nicht mehr das blasse, weiche Mädchen, welches ein Hauch tödten zu können schien; sie war eine blühende Hebe, voll von Gesundheit und Leben. Freudethränen benetzten Edla's Augen und sie drückte aufs neue die geliebte Schwester an ihre Brust. Nina's Schweigen, ihre Thränen, ihre mit sichtbarer Angst gemischte Zärtlichkeit beunruhigten Edla, aber sie ließ es nicht merken; still setzte sie sich neben Nina auf die Grasbank und sprach mit ihr von ihrem Vater, von seinen letzten Tagen, und zwar auf eine Weise, die wohl geeignet war, Nina's aufgeregte Gefühle zu beschwichtigen. Dies gelang ihr auch, denn nichts vermag so die unruhigen Schläge des Herzens für irdisches Glück oder Leid zu stillen, wie der Gedanke an die Stunde, wo sie aufhören werden, wo Alles um uns verwandelt werden wird. Auch lag eine mehr als gewöhnliche Milde in Edla's Stimme und Wesen, welche Nina wohlthat. Unwillkürlich schöpfte sie Hoffnung für die Zukunft und ihre Brust athmete leichter.

„Und jetzt," so schloß Edla, „habe ich eine Bitte an dich. Komm mit mir, folge mir auf mein Zimmer und

bleibe bei mir. Ich habe dir viel zu sagen und — ich erwarte heute Abend einen Besuch, welcher hauptsächlich dir gilt und welcher dir nicht unerwartet erscheinen wird. Nina, Graf Ludwig folgt mir auf der Spur nach. Ein Jahr ist verstrichen, seitdem ihr euch nicht gesehen habt. Nina, ich bringe den Segen deines Vaters zu deiner bevorstehenden Verbindung mit. Während der klaren Stunden, die er vor seinem Tode hatte, sprach er beinahe nur von deiner Vereinigung mit Ludwig und sandte seinem Liebling die Bitte, den edelsten Mann glücklich zu machen. Komm, Nina! Unsere Mutter wird jetzt mein Begehren nicht abschlagen, allein über dich schalten zu dürfen; komm, damit ich deine Hand in die des redlichsten Mannes lege."

Nina war gewohnt, Edla in ihrer Seele lesen zu lassen; in diesem entscheidenden Augenblicke konnte sie, ohne falsch zu sein, ihre Seele nicht verschließen. Die Klugheit würde ihr gerathen haben, das gefürchtete Zusammentreffen wo möglich aufzuschieben und ein Bekenntniß zu verzögern; aber die Ueberraschung des Augenblicks, die Einfachheit in Nina's Seele, die Gewöhnung an Vertrauen und ein tiefes Bedürfniß, vor Edla offen zu sein, beeilten die gefährliche Erklärung. Mit bleichen Lippen und mit einem Zittern, welches durch ihr ganzes Wesen ging, stammelte Nina:

„Edla ..... Edla ..... ich kann nicht .... kann dir jetzt nicht folgen!"

Auch Edla erblaßte und legte die Hand auf ihre Brust, als hätte sie dort einen heftigen Schmerz gefühlt. Aber sie beherrschte sich und sagte mit einer fast bittenden Stimme, die immer inniger ward: „Und warum nicht jetzt? Ach, auf dieses Jetzt habe ich so lange, so ungeduldig gewartet! Ich habe mich so auf dieses Jetzt gefreut, wo ich meine Nina, das Kind meines Herzens, wiedersehen, wo ich sie zufrieden mir folgen, zufrieden der letzten Bitte ihres Vaters gehorchen sehen würde. Warum nicht jetzt?"

„Edla, Edla, ach, sprich nicht so!“ bat die tief erschütterte Nina.

„Und warum nicht so?“ fragte Edla ernsthafter. „Weshalb diese Ausrufungen, diese heftigen Thränen? Nina! Was machst du?“

„Edla, laß mich hier liegen —, zu deinen Knien! O laß mich mein ganzes Herz dir öffnen!“ bat Nina, indem sie der Schwester zu Füßen sank und ihr Gesicht in ihre Hände barg. „Edla, sieh nicht so streng auf mich — meine Schwester, meine Pflegemutter!“

„Nun wolan?“ unterbrach sie Edla mit einer flüchtigen Bewegung von Ungeduld.

„Nun wolan, Edla! Ich kann Graf Ludwig nicht wiedersehen, ohne ihm und dir die Aufklärung zu geben..... daß ich ihm nicht angehören kann..... daß ich von meiner ganzen Seele, von meinem ganzen Herzen einen Andern liebe!“

Edla wandte ihr Antlitz ab. Mit tiefem Schmerze sagte sie: „Also ist es wahr, was man mir gesagt hat, was ich zu glauben mich geweigert habe, was Nina ihrer Schwester zu entdecken sich gescheut hat! Nina, Nina, denk' an Don Juan!“

Nina erhob sich. Demüthig, aber mit Selbstgefühl und mit glühenden Wangen sagte sie:

„Ich will an ihn denken, Edla, aber um ihn und das schwache Geschöpf, welches ich früher war, zu verabscheuen; ich will an ihn denken, um noch inniger Eduard Hervey zu bewundern und zu lieben!“

„Eduard Hervey!“ rief Edla, fast mit einem Rufe des Schreckens aus. „Eduard Hervey ist also sein Name. Auch dies ist dann wahr. O mein Gott! Unglückliche, betrogene Nina!“

Nina betrachtete die Schwester mit stiller Fassung.

„Nina,“ fuhr Edla fort, „wenn ich dir sage, daß der Mann, den du liebst, dessen nicht würdig ist, daß er dich betrogen hat, daß sein angenehmes Aeußere eine

falsche Seele, seine Güte wollüstige Schwachheit verbirgt, daß er seinen Freund und Wohlthäter betrogen, daß er die Schwester dieses Freundes verführt, daß er die Ursache ihres Todes gewesen, — daß er die heiligsten Pflichten gebrochen hat —, würdest du ihn auch dann noch lieben, Nina?"

„Edla!" antwortete Nina ruhig, ich weiß, daß ein düsteres Geheimniß über seinem Leben liegt, ich weiß, daß man ihn wegen Dinge, die er nicht verschuldet, in Verdacht gehabt hat. Er wird sich eines Tages rechtfertigen, und würde er es nicht, so ist er doch unschuldig; ich weiß, daß er es ist."

„Und wenn ich einen Zeugen für die Wahrheit, die du meinen Worten beizulegen fürchtest, schaffen könnte, — wenn Graf Ludwig gerade der Freund wäre, den er betrogen, dessen Schwester er unglücklich gemacht hat...."

„So würde ich es doch nicht glauben! Nicht ihm, noch irgend einem Menschen, der Böses von Eduard Hervey zeugte. Mein Leben will ich für seine Unschuld wagen!"

Edla sah Nina's stark gespannten Zustand. Schnell beruhigte sie sich selbst, nahm die Hand der Schwester und zog sie sanft zu sich auf die Grasbank. „Höre mich mit Ruhe, Nina," bat sie, „und lasse dein besseres Gefühl, deinen Verstand zwischen uns richten. Deine Verbindung mit Graf Ludwig ist lange mein Lieblingsgedanke gewesen, ich gestehe es gern. Ich habe ihn seit seinrr Jugend gekannt und ihn immer edel, redlich und in allem Guten fest gesehen. Er schien mir geeignet, dein Stützer, dein Leiter zu werden; du schienst mir geschaffen, sein Leben zu verschönern, das gar zu Herbe seines Wesens zu mildern. Ich sah euch tugendhaft und glücklich durchs Leben zusammen gehen. Ach, ich sah mehr! O Nina, ich träumte so schön! Ich sah Graf Ludwig, durch dich sanfter und glücklich, weit um sich einen wohlthätigen Einfluß verbreiten. Ich sah — o es war eine liebliche Erscheinung! — durch deine und seine vereinte Wirk-

samkeit manche Kraft geweckt werden, manches Licht aufflammen, welches dem Vaterland zum Segen gereichen würde. Ich sah Menschenwerth befördert, Menschenglück durch euch gesichert. Ich hörte die Segnungen Vieler über euch, und es war mir, als sähe ich die Gnade des Himmels dein geliebtes Haupt bestrahlen. Sage mir, Nina, hat ein solches Leben, eine solche Wirksamkeit keinen Werth für dich? Ist die Zeit vorbei, wo dein Herz dafür warm war? Ist dein eignes kleines Glück dir lieber als das Wohl Vieler?"

„O nein! nein!" antwortete Nina mit Thränen. „Aber, Edla ......"

„Höre mich noch," unterbrach sie Edla, „ich habe noch einige Worte zu sagen, dann will ich auf dich hören. Nina, mit diesen Gedanken, mit dieser lange genährten, theuern Hoffnung kehrte ich zurück; Graf Ludwig hat größere Rechte an die Erfüllung des ihm gegebenen Versprechens gewonnen, deines Vaters letzter Gruß ist eine Bitte und ein Segen für deine Verbindung — und du, Nina, weigerst dich! Alle diese Gründe sind nichts für dich. Du liebst einen Andern! Dein eignes Glück oder die Befriedigung deiner Begierden sind Alles für dich, alles Andere — nichts. Nina! Wenn ich nur meine eignen, meine theuersten Wünsche, die Freude, die Hoffnung meines Lebens für deine Glückseligkeit aufgeben müßte — und diese Glückseligkeit wäre eine wirkliche, eine edle; wenn der Mann, den du liebst, dessen würdig wäre, ich würde nicht darnach fragen, ob er von geringem Stande oder arm, oder ob sein Wirkungskreis beschränkt wäre, ob er in eine Hütte die Blume verstecken würde, über deren Anmuth ich mich so freute — denn ich glaubte, sie würde für Viele eine Segnung werden, — ja, Nina, meines Herzens liebste Hoffnung, mein Leben würde ich für dein Glück, dein wirkliches Glück aufopfern können! Aber der Mann, den du liebst, ist unwürdig ...."

„Er ist es nicht!“ rief die gewaltsam aufgeregte Nina aus. „Edla, sieh ihn, höre ihn, lerne ihn kennen, ehe du über ihn und mich richtest! Siehe seine Wirksamkeit, seine Menschenliebe; höre alle Stimmen über ihn in der Gegend! Du wirst ihn einen Engel nennen hören. Ach, Edla, meine Seele war so kraftlos, mein Leben so ohne Werth, als ich ihn kennen lernte! Er hat mir Stärke und Freude und Leben gegeben, durch ihn habe ich alles Gute wärmer lieben gelernt, durch ihn habe ich Kraft erhalten, das Gute zu wollen und dafür zu wirken. Was du, Edla, mich bewundern und lieben gelehrt hast, das bewundere und liebe ich in ihm. Trenne uns nicht, Edla! Mein Vater würde, wenn er Hervey gekannt hätte, uns nicht getrennt haben. Lerne ihn kennen und du wirst ihn lieben und an ihn glauben lernen. Noch vereinigen uns keine heiligen Gelübde. Du allein sollst über unsere Schicksale bestimmen. So wollte ich es, so wollte es auch er. Aber trenne uns nicht, Edla, ich könnte es nicht ertragen; trenne nicht die Blume von ihrem Stamme, ihrer Wurzel — von ihm geschieden, würde mein Leben hinschwinden. Graf Ludwig — täusche dich nicht, Edla! — mit ihm vereint, hätte ich nie erfüllen können, was du erwartest. Ohne Liebe, ohne Glückseligkeit hätte ich nur, matt wie früher, durchs Leben hingeträumt, kraftlos, freudelos. Hervey besitzt mein Herz, meine Kraft, mein Leben! Edla, höre mich, laß mich dich erbitten! O laß dich erweichen! Trenne uns nicht! Oder soll ich sagen: warum tratst du zwischen mich und den Tod, als er mich in meinen jungen Jahren hinraffen wollte? Ich hätte dann nie die Bürde des Daseins gekannt, nicht den Himmel der Liebe und des Lebens; hätte nicht gekämpft, mich nicht gesehnt, wäre jetzt nicht bittend vor dir gestanden und hätte um Glückseligkeit gebettelt. O, wenn du nicht für immer das Licht der Erde, das du in der Nacht mir aufgehen ließest, auslöschen willst, wenn du nicht für immer die Brust, die du an der deinigen er-

wärmtest, durch Kälte willst erstarren lassen —, so gib mir das Leben aufs neue, Edla. Gib es mir zum zweiten Male; verdamme meine Liebe nicht, segne den Mann, den ich liebe, und — trenne uns nicht! — Du sagst, daß er gegen heilige Pflichten sich vergangen hat. Die Verleumdung mag ihn anschwärzen. Edla! Es ist möglich, daß er sich niemals von dem Schatten befreien kann, den ein unfreundliches Geschick über sein reines Leben geworfen hat. Er hat es selbst mich ahnen lassen. Laß es so sein. Was macht es, meine Edla? Gott sieht ja ins Herz — und das Erdenleben ist nicht so lang. Ich will sein Schicksal theilen, ich will seine Schande tragen, wenn Schande auf ihm lasten soll. Leben, Tod, Sorge, Entbehrung, Alles ist mir gut an seiner Seite. Eine höhere Macht hat für immer unsere Seelen vereinigt. Edla, trenne uns nicht!"

Edla's Thränen rannen. „So viel Liebe!" sagte sie wie für sich selbst, „und für einen Betrüger!"

„Er ist nicht schuldig!" betheuerte Nina mit innigster Ueberzeugung. „Sowie ich an Gottes ewige Güte und Wahrheit glaube, so glaube ich an die Hervey's. Ist er in deinen Augen schuldig, Edla, so bin auch ich es. Du kannst ihn nicht verwerfen, ohne auch mich zu verwerfen. Edla, bin ich so vor dir gesunken, daß du keinen Glauben, kein Vertrauen mehr zu mir hast? Edla, nimm meinen Eid zum Bürgen seiner Unschuld!"

Edla wandte ihr Antlitz ab, sie bedeckte ihre Augen mit der Hand, indem sie mit tiefem Schmerze sprach:

„Ich glaube dir nicht, Beklagenswerthe, du liebst einen Unwürdigen."

Nur Ungerechtigkeit gegen Hervey konnte in Nina's Seele einen wirklichen Aufruhr hervorrufen. Jetzt ward ihr Herz empört und es wandte sich von Edla ab. Mit einer stillen Verzweiflung, welche aber den äußern Schein der Ruhe trug, sagte sie: „Also verachtest du mich, verwirfst du mich! Wolan, ich werde mich an eine Brust

stützen, die es nicht thun wird. Edla, ich sehe — was ich stets ahnte — daß du mich niemals geliebt hast; doch es wird mir zukünftig möglich sein, auch ohne deine Achtung zu leben!" Sie stand auf, um zu gehen.

Mit einer auflodernden Heftigkeit, welche Nina zum ersten Male bei ihr sah, rief Edla aus: „Du weißt nicht, was du sprichst, was du thust! Die Leidenschaft macht dich blind. Ich muß dich wider deinen Willen retten. Folge mir!"

Edla ergriff Nina's Hand mit dem gebietenden Blicke, mit der sichern Haltung, welche früher so viele Macht über sie gehabt hatte. Auch jetzt fühlte sie sich unvermögend, Widerstand zu leisten. Aber ein Schauder durchfuhr sie; es schien ihr, als sähe sie Graf Ludwig herannahen, sähe Edla ihre Hand in die seinige legen, und vor ihren Blicken ward es dunkel, ihre Knie schwankten, ihr Antlitz ward todtenbleich und sie würde zur Erde gesunken sein, wenn nicht die Gräfin, welche in diesem Augenblicke kam, sie in ihre Arme aufgefangen hätte. Nina zog ihre Hand aus der Edla's, legte sie um den Hals der Gräfin und flüsterte matt: „Verlaß mich nicht!"

Edla hörte die Worte. Es war für sie ein Augenblick unsäglicher Bitterkeit. Sie sah sich verlassen, verkannt, gefürchtet von Derjenigen, welche sie auf Erden am zärtlichsten liebte, und diese Geliebte selbst am Rande ihres Falles.

Heftiger Schmerz und ein Gefühl, das dem Neide ähnlich war, brannten in Edla's Seele, während sie Nina und die Gräfin betrachtete, welche Letztere unter den zärtlichsten Liebkosungen und den süßesten Namen jene in ihren Armen hielt und zur Besinnung zurückzurufen suchte.

Leise näherte sich Edla wieder, nahm Nina's Hand und sprach mit einer Stimme, welche der Schmerz entstellte: „Nina, meine Schwester, folge mir!"

„Nein! nein!" war Nina's gebrochene Antwort und sie entzog ihr die Hand.

„Laß sie in Frieden! Laß sie diese Nacht bei mir in Ruhe bleiben!“ sagte die Gräfin mit einem Ausdruck des Beschützens. „Morgen können wir uns ja oben auf dem Schlosse treffen. Jetzt bedarf sie der Ruhe. Du siehst, daß sie selbst am liebsten bei mir zu bleiben wünscht.“

„Fürchtest du mich?“ fragte Edla wieder, den Blick forschend auf Nina's Antlitz gerichtet.

Nina antwortete nicht. Sie wandte nur ihr bleiches Antlitz nach der Brust der Gräfin hin und vielleicht hörte sie nicht einmal Edla's Frage.

Aber Edla hörte in diesem Schweigen, in diesem abgewandten Antlitz eine Antwort. Zum Tode krank im Herzen und stumm entfernte sie sich.

Die Gräfin führte Nina auf ihre Stube, ließ sie sich zu Bette begeben, gab ihr stillende Tropfen ein, und als sie sah, daß ein wohlthuender Schlaf im Begriff war, die halb bewußtlose Nina in seinen Schoos zu nehmen, ging sie hinaus, verschloß Nina's Stubenthür, ließ die beiden Mägde, welche im Hause waren, zu einem Tanz im nächsten Dorfe gehen und verfügte sich selbst ins obere Stockwerk, um dort den Besuch des Obersten zu einer lange versprochenen Zusammenkunft abzuwarten.

Mit langsamen Schritten wandte Edla sich heimwärts. Ihr Haupt war niedergebeugt, ihre Arme hingen schlaff herab, ihr Gang war unsicher, ihr Wesen entbehrte der früher so ruhigen Haltung, es war in ihrer Brust etwas zerrissen worden. Arme Edla!

Ein feuchter Wind sauste stoßweise in den Fichten; dazwischen herrschte eine todte Ruhe. Regentropfen fielen schwer in langen Zwischenräumen. Dumpf hinter ihr brauste das Meer. Sie schritt langsam auf dem Wege dahin, der zwischen den Bergen herauf führte. Die Grille sang im

Grase und das Feuerwürmchen schlug dort seinen kleinen klaren Ring; aber Edla merkte sie nicht. Ihr Weg schien ihr schwer und lang.

Auf ihrer Stube angelangt, kam ihr die Luft dort erstickend vor; sie schlug die Fenster auf, sah in den weiten Raum hinaus und athmete tief.

Düster war der Raum. Das Meer war stürmisch und schwarz. Schwer, formlos, zerrissen, häßlich, schwarzgrau hingen die Wolken darüber und bedeckten das ganze Himmelsgewölbe. Nur am Horizonte zog sich zwischen Himmel und Meer ein schmaler, blutrother Gürtel hin, aber ohne Glanz und Klarheit. Allmälig ward er dunkler und versank in die Nacht; Alles war öde in der Gegend, aber ein unruhiger Geist schien darüber zu schweben und seine unsichtbaren, unglückverheißenden Schwingen zu bewegen.

Still stand die hohe Edla da und betrachtete die nächtliche Welt, welche in diesem Augenblicke ein treues Bild ihres Innern war. Das Gefühl der Last des Lebens, der Bitterkeit des Schmerzes, das, womit ihre Tugend vertraut gewesen und welches sie seit langer Zeit fern gehalten, kehrte in diesem Augenblicke mit Bleigewicht in ihre Brust zurück. Sie dachte an die vielen Menschenleben, welche ohne Freude auf der Erde wandern; an die langen Abende und Nächte der Betrübten. Sie dachte an Nationen, deren Leben durch Jahrtausende dieser Nacht ähnlich gewesen: ihr Leben eine nächtliche Wanderung, ihr einziges Licht ein blutiges, ihre Ruhe Schwüle, ihre Athemzüge — Windstöße. Edla sah zum Himmel auf, aber keine Sterne brannten dort; Alles war finster und wolkenumhüllt. Edla dachte an Nina und ihr Herz blutete. Und es schien ihr, als ob nichts Schönes und Gutes auf der Erde Bestand hätte, daß keine Freundschaft, keine Liebe die Probe der Zeit oder die Versuchung aushalte. Hatte nicht Nina's Herz sich von ihr abgewandt? Wie ein blasses Gespenst ragte das Leben aus der dunklen Nacht

hervor und der einzige lebendige Zug in dem Antlitz derselben war — Schmerz.

Aber nur für einen Augenblick konnte Edla so fühlen, so denken. Die Ebbe der Kraft dauerte nicht lange in dieser Brust. Mit der Macht ihres Willens, mit ihren hellen Gedanken rief sie deren Flut zurück und ihre Seele richtete sich wieder auf. Wie klare Sternenbilder stiegen die Worte der Weisen, die Handlungen der Guten in ihre Erinnerung herauf. Sie dachte an die Uebergänge des Lebens, an die ewige Liebe, an den Auferstandenen, an den Treubewährten; sie prüfte ihr eignes Herz, eine Freudenthräne fiel auf dessen Wunde — und sie ward ruhig. Noch einmal glänzte der Blick ihres Gedankens über die bedrückten Völker, über die leidenden Menschen, die am Herzen Schiffbrüchigen, Verarmten; sie versenkte sich gleichsam in die Leiden Aller; sie verstand sie alle, sie preßte die Hände fest an ihre Brust, und für Alle sowie für sich sprach sie mit tiefer und stiller Kraft die Worte aus: „Glauben! Tragen!"

Und als sie wieder ihren ruhigen Blick zum Himmel erhob, sieh, da trennten sich die Wolken und aus dem tiefen Blau blickten die Sterne freundlich und klar über ihrem Haupt. Edla fühlte sich belebt und gestärkt. Sie stand da, die geliebten Himmelslichter still betrachtend, bis sie aufs neue von Gewölk überzogen wurden. Dann ging sie, einige Anordnungen für die Ankunft des Grafen Ludwig zu treffen, und nie war ihr Wesen ruhiger, ihr Blick klarer, waren ihre Worte freundlicher gewesen.

In ihre stille Stube zurückgekehrt, lauschte sie dem steigenden Sturme, dem Anschlagen des Regens an die Fenster, dem dumpfen, tiefen Brausen des Meers; aber auf ihrem Tische brannte das Licht klar, obgleich flackernd. Edla betrachtete es mit Vergnügen; in ihrer Brust wohnte zugleich tiefe Wehmuth und hohe Ruhe. Sie nahm ihre Feder und schrieb diesen Abend unter ihre Bemerkungen Folgendes:

„Um was handelt es sich in diesem kleinen Theile des unendlichen Lebens? Irdisch glücklich zu werden? Mit nichten! Die Tugendhaftesten, die Größten haben Dornenkronen getragen!“

„Sich zu entwickeln, sich in einem höhern Lichte, in einer höhern Kraft zu vervollkommnen? Ja, das Leben und die Verklärung des Geistigen — das muß gewonnen werden, muß! — Sie sinkt vor dem Kampfe zurück. Ja er ist bitter, ich weiß es wohl, und sie ist jung und schwach; aber mein Arm wird sie festhalten, wird für sie kämpfen. Sie darf nicht sinken; an meiner blutenden Brust will ich sie tragen, bis die letzte Kraft erschöpft ist. Sie soll diesem Manne nicht angehören. Nein, niemals! Ihr Herz wird bluten; was bedeutet das? Dies Blutbad stärkt. Mein Herz wird doch noch mehr für sie bluten. O könnte es allein leiden und Alles für sie tragen! Es würde dann glücklich sein!“

„Einsam sein! . . . . einsam sein? . . . . von Niemanden geliebt, für Niemandes Glück nothwendig zu sein, von keiner Thräne, von keinem Seufzer zum Grabe begleitet zu werden ..... weshalb erscheint dieser Gedanke den meisten Menschen so erschreckend, so gespenstisch schaudererregend? — Die Einsamen gerathen vor sich selbst in Furcht.“

„Einsam sein? Hätten wir niemals innig geliebt, nie unser Herz an einen Menschen gebunden, so würde es — glaube ich — nicht schwer sein, einsam zu leben und einsam durchs unendliche Leben zu wandern, mit dem Gedanken über die Mysterien der Schöpfung schweifend und den großen Einsamen dort oben anbetend, den Himmel aller Sonnen, den Gedanken aller Gedanken, die Lösung jedes Geheimnisses, jedes Räthsels. Ja, dies ist ein Leben, wie ich es mir gewünscht habe. Aber von dem Au-

genblick an, wo man einen seiner Nebenmenschen ausschließlich liebt, bedarf man dessen Gegenliebe — oder das Leben wird öde und leer empfunden; doch dies ist traurige Schwachheit."

„Leere und Qualen müssen ertragen werden. Sie hören auf. Es zu wissen, es zu denken ist schon eine Ruhe, eine Kraft."

„Wenn das Gefühl der Leiden von Millionen sich mit unseren eignen vereinigt und uns mit erdrückender Last befällt, so gibt es einen tröstenden Gedanken. Durch die Masse leidender Geschöpfe wird nicht die Summe des Schmerzes vermehrt. In dieser Million leidet immer nur ein Individuum, ein Mensch, und dieser — wie lange?"

Eine Nacht!

„Die Sterne blinken
Herab auf den einsamen Steg.
Die Sterne winken
Den ermüdeten Wanderer zu sich."
Tegnér.

Nina lag auf ihrem Bette. Die heftige Aufregung ihrer Gefühle war einer Art Betäubung gewichen und so sank sie immer tiefer in einen unruhigen Schlaf oder vielmehr in eine träumerische Erstarrung. Auf ein Mal kam es ihr vor, als verschwänden die Wände und das Dach ihrer Stube und es öffnete sich ihr eine unermeßliche Oede. Tief in derselben rollte das unermeßliche Meer; darüber schwebte in dem leeren finstern Raum ein aschgraues Gewölk dahin. Eine Gestalt, mächtig, aber entsetzlich, mit dem Antlitze eines furchtbaren Gottes, lag auf dem Gewölke ruhend und schleuderte Blitze um sich her. Sein Blick flammte zu Nina herab und seine Lippen sprachen die Worte aus: „Entsage der Liebe, der Glückseligkeit! Entsage Eduard Hervey!"

Und es kam Nina vor, als ob ihr Herz gewaltsam aufgeregt würde und sich weigerte, daß aber eine unwiderstehliche Macht ihre Lippen zwänge, Ja! zu sagen. Sie hörte sich selbst dies das Leben verleugnende Ja! aussprechen und schauderte. Da erhob sich die Wolke mit

der Schreckensgestalt höher in die Luft hinauf und verschwand aus ihrem Blicke. Die Scene verwandelte sich und das Meer war verschwunden. Die Luft war schwül und drückend. Auf einer kahlen und öden Anhöhe sah sie eine stille Gestalt stehen und die Anhöhe floß ihr näher, die Gestalt ward ihr immer deutlicher und sie erkannte Den, welchen sie so tief, so unaussprechlich, so über alles Andere liebte. Sie streckte ihm ihre Arme entgegen. Da blieb die Anhöhe von einer unsichtbaren Hand aufgehalten stehen und die Gestalt hielt die Hand aufs Herz und heftete auf sie aus dunkel brennenden Augen einen langen, gramerfüllten Blick. Um den Mund zog sich ein mattes Lächeln voll von unendlichem Schmerze. Sie bat ihn, zu ihr zu reden. „O, sage mir, sage mir," bat sie, „daß du noch an meine Liebe glaubst, daß du mir verzeihst!" Da sank seine Hand langsam vom Herzen herab, aber da, wo dessen Stelle war, gewahrte man nur eine blutige, weit klaffende Wunde und seine Augen betrachteten sie mit erlöschendem Blicke, so trauernd, so vorwurfsvoll! — Nina glaubte zu sterben. Aber auf ein Mal durchdrang sie ein starkes hoffnungsvolles Gefühl; sie fühlte, daß es die Kraft der Liebe sei und sagte: „Mit meinen Küssen will ich die Wunde heilen, mit meinem Herzen will ich deine Brust füllen, mit meinem Liebesblicke will ich aufs neue die Strahlen des Lebens in deinen Augen entzünden!" Sie streckte ihre Arme aus und fühlte sich von einer unsichtbaren Kraft sanft zu ihm hingezogen. Sein Blick klärte sich auf und ihr Herz schmolz vor Wonnegefühl. Da trat eine hohe Gestalt verbietend zwischen sie. Es war die Edla's. Eine eiskalte Hand ging über Nina's Brust und Lähmung ergriff ihre Glieder. Sie sah Eduard nicht mehr. Sie sah nur Edla neben ihrem Kopfkissen stehen. Edla's Blick war streng und sie hielt in ihrer Hand einen Becher, den sie Nina's Lippen näherte und ihr denselben zu leeren gebot. Nina wollte gehorchen, aber der Trank war bitter; und mit unbeschreiblichem Ab-

scheu wandte sie sich ab und weigerte sich. Edla hob aber ihren Kopf in die Höhe, näherte aufs neue den Kelch ihrem Munde und zwang sie zu trinken. Nina fühlte den Schmerzenstrank über ihre Lippen und in ihre Brust hinabgleiten; sie wähnte den Tod zu trinken.

Ein verworrenes Getöse von Menschenstimmen, voll von Jammer und Entsetzen, ein Brausen, ein heftiges Krachen drang jetzt zu Nina's Ohren und weckte sie aus dem qualvollen Traume, aber zu neuen Schrecken. Die Erde schien ihr zu beben. Ein dumpfes schreckliches Getöse erfüllte die Luft und der Sturm pfiff furchtbar dazwischen; aber nein! es war kein Trugbild, kein Traum — eine kalte, bittere Woge schlug wirklich über Nina's Lippen. Erschrocken richtete sie sich auf und fühlte um sich. Wellen kreisten um ihr Lager und hoben es in die Höhe. Jetzt schien der Mond durch Sturmwolken herein. Er schien auf ein Meer draußen, welches durch das zerbrochene Fenster seine heftigen Wogen immer höher und höher ins Zimmer hereinwälzte. Das Haus schien umstürzen zu wollen. Rufe der Noth und der Verzweiflung wurden von mehrern Seiten gehört.

Nina erinnerte sich, daß sie von Ueberschwemmungen hatte reden hören, welche hie und da diese Gegenden betroffen*), und sie begriff die gegenwärtige Gefahr. Sie suchte sich zu fassen, um Das, was sie zu thun habe, beurtheilen zu können. Sie stand auf und sich an der Mauer gegen den Schwall der Wogen aufrecht haltend, gelangte sie mit Mühe zur Thüre. Aber diese war von außen verschlossen und konnte nicht aufgemacht werden. Sie rief nach Hülfe aber fast ohne Hoffnung, in der allgemeinen Verwirrung gehört zu werden. Nina leitete sich zum Fenster hin und sah von hier aus die Verödung in ihrer ganzen Schrecklichkeit. Finster, gewaltsam und stürmisch bedeckte der Fluß Alles; die Bäume stürzten um, Trümmer

*) Siehe Hülpher's Beschreibung von Norrland.

von Häusern wurden von den Wogen fortgerissen, schwimmende Thiere erhoben noch klagend die Köpfe und schienen um Hülfe zu rufen. Der stille Strahl des Mondes lag zuweilen über der Gegend, zeigte aber keinen Retter. Der Fluß schien Alle, sowie Nina, überrascht zu haben. Als Nina's Hülferufe nur von anderen Hülferufen beantwortet wurden, als die Wogen immer höher stiegen, da fühlte Nina, daß der Tod herannahe. Dieser Gedanke war ihr bitter und es durchschauerte sie mit einer schrecklichen Deutlichkeit der Vorgeschmack ihrer letzten Stunde. Sie fühlte wie die Wogen über ihre Lippen steigen und ihre Rufe und Bitten ersticken würden; wie sie die Thränen aus ihren Augen trinken und diese zwingen würden, sich auf ewig zu schließen. Und keine Hand würde in diesem Augenblicke die ihrige drücken, kein liebender Blick ihr Trost und Kraft gewähren! ..... Nina weinte und die heißen Thränen fielen und verschwanden in den Wogen. Im Drange, ihr Leben so lange wie möglich zu erhalten, stieg Nina auf die Fensterpfosten hinauf. Hier stiegen die Wogen noch nicht hoch über ihre Knie; sie schlang ihre schneeweißen Arme um das Fensterkreuz und blieb dort still stehen, während Wind und Wogen in ihren Haaren und weißen Kleidern umherwühlten. Nina dachte an Edla. Ein unsägliches Gefühl voll Reue und Schmerz durchdrang sie; sie sehnte sich darnach, ihre Hand zu küssen, ihre Verzeihung noch vor dem Tode zu erhalten. Sie dachte an Hervey; sie fühlte, wie unendlich theuer er ihr war, wie schmerzlich es sei, sich von der Welt, wo er lebte, zu trennen. Mit dem himmlischen Antlitze zur stürmischen Wolke gewandt, betete sie für ihn, bat sie um Erbarmen für sich selbst.

Höher und höher schlug die Woge, der Fluß stieg mit furchtbarer Schnelligkeit; Nina's herabgefallenes, reiches, helles Haar ward von den Wellen gebadet, über ihre schneeweiße Brust schlugen sie kalt und tödtlich zusammen. „Er kommt, er kommt, der bittre Tod!“ dachte das be-

bende Opfer. „O meine Pflegemutter! Könntest du mich jetzt sehen, — du würdest deinem Kinde verzeihen! O Eduard! o Edla!“ und mit einem Rufe von Sehnsucht und Schmerz streckte sie ihre Arme aus, wie zum Abschied von Denen, welche noch im Tode ihre ganze Liebe besaßen.

Ein dunkler Punkt bewegte sich auf den Wellen, schien aber nicht von ihnen getrieben zu werden, schien sie zu beherrschen. Nina sah ihn, vor Hoffnung bebend. Er sank, er stieg mit den Wogen, kam aber immer wieder zum Vorschein, und zwar immer näher und näher. Durch das verworrene Brausen einstürzender Häuser, rufender Stimmen und wilder Wellen glaubte Nina den ruhigen, taktmäßigen Schlag von Rudern zu vernehmen, und als sie ahnungsvoll und außer sich ausrief: „Eduard! Edla!“ da gelangte zu ihrem Ohre dumpf, aber sicher der Hall ihres eignen Namens. Bald ward er deutlicher. „Nina! Nina!“ rief durch den Sturm und die Nacht eine wohlbekannte, geliebte Stimme. Wieder schien der Mond über die wilde Nachtscene. Hoch aus dem Wasser stieg ein Boot empor und spaltete die schäumenden Wogen. In ihm waren zwei Personen. Eine weibliche Gestalt lag auf den Knien in Vordersteven des Bootes; es war Edla. Jetzt war das Boot am Fenster. Edla streckte ihre Arme aus und umfaßte Nina; im nächsten Augenblicke lag die Gerettete auf einer weichen Decke im Kahne Edla beugte sich wie ein schützendes Dach über sie. Noch einen Augenblick hielt der Ruderer am Hause, denn verzweifelte Stimmen riefen von oben herab: „Rettet uns, rettet uns!“ — „Rettet, rettet!“ rief auch Edla, aber wie bewußtlos und ohne aufzusehen, — sie sah auf Nina. „Fort mit uns, das Haus stürzt ein!“ schrie der Bootführer. Das Dachgefüge gab nach. Ein Stein löste sich vom Dache ab, fiel ins Boot hinab und zerschmetterte Edla's Schulter. Sie sank nach der einen Seite nieder, beugte sich aber wie früher schützend über Nina. Mit verzweifelten

Anstrengungen gegen die andringenden Wellen glückte es dem Ruderer, das Boot von dem einstürzenden Hause zu entfernen. Aber vergebens scheinen sie gegen den Untergang zu kämpfen. Der Tod schwebt über ihnen. „Wir sind verloren!“ rief der Ruderer dumpf. Edla sah auf. Ein Balken vom fallenden Dache geschleudert, schoß über sie dahin und drohte ihr Fahrzeug unter seinem Gewichte zu begraben. Edla richtete sich vor Nina auf, erhob abwehrend ihren noch gesunden Arm und bot dem blinden Mörder ihre Brust. Er schlug dagegen, ward aber von einer erstaunlichen Armskraft nach der Seite des Bootes geschleudert. Heftig stürzte er herab, die Woge schlug hoch empor und wälzte sich über das Boot — voll von Blut, von Angst und voll Liebe. In diesem Augenblicke ruderte ein anderes Boot vorbei nach dem einstürzenden Hause hin. Baron H.'s Stimme ertönte aus diesem ruhig und fest, die Fahrt desselben bestimmend. „Wen haben Sie gerettet?“ rief er beim Vorbeifahren. „Nina“ antwortete eine Stimme, welche die des Grafen Ludwig war. „Gut!“ rief Baron H., schon weit entfernt, zurück. Und die Wellen rollten, der Sturm pfiff, der Regen strömte herab und durch das Getöse und die Verödung ward der Menschenschmerz laut. Durchdringendes Geschrei von Liebe und Verzweiflung durchschnitt die Luft, wie scharfe Schwerter das Herz. Die Worte: „Mein Weib! Meine Kinder! Mutter! Bruder!“ wurden im Sturme umhergeworfen. Von halb überschwemmten Hütten ließen sich angstvolle Bitten um Rettung vernehmen. Die Mütter streckten durch die Fenster ihre weinenden Kinder hinaus, aber Graf Ludwig war taub für ihre Klagen. Er wachte unermüdlich nur über sein Fahrzeug. Und sicher schoß es dahin, während es drinnen still war, still wie der Tod. Angstschweiß auf seiner todtenblassen Stirn saß der Ruderer schweigend da und bewegte seine Ruder mit kräftigem Arme. Wenn ein Hinderniß das Boot aufhielt, sah man ihn bis zum Halse im Wasser watend arbeiten, um

es wieder flott zu machen. Im nächsten Augenblick ruderte er wieder aus allen Kräften und sah sich immer näher und näher dem Lande bei den Anhöhen. Dort schimmerten Lichter, dort riefen Stimmen, dort flossen Thränen, dort wurden Gebete gestammelt. Dort landete man endlich.

Die letzte Stunde.

„Laßt uns unsere Gedanken erheben."
Thorild.

Matt schien die Sonne aus graugelben Wolken an dem Tage, der auf die schreckliche Nacht folgte. Matt schienen ihre Strahlen auf Edla's Lager und auf ihr Antlitz, auf das der Tod sein deutliches, unbewegliches „du bist mein!" gezeichnet hatte.

Ein tiefes Schweigen herrschte im Zimmer, unterbrochen nur von leise gesprochenen Gebeten. Mit dem Silberkelche in seiner zitternden Hand entfernte sich ein bejahrter Priester von Edla's Lager. Er hatte ihr die heilige Speise gereicht, hatte still seine Gebete mit den ihrigen vereint und zog sich jetzt schweigend bei Seite, wohl fühlend, daß seine Stimme hier nicht zu stärken und zu trösten brauche.

Am Fuße des Bettes stand Professor A., den die Begierde, Edla wiederzusehen, nach Umenäs geführt hatte, ach! in derselben Stunde, wo sie die Schwingen erhob, um die Erde zu verlassen. Mit dem Schmerze eines Menschen und der Ruhe eines Denkers betrachtete er jetzt seine Freundin, und war zufrieden, ihr in diesem feierlichen Augenblicke nahe zu sein. Neben ihm stand mit stiller Fassung Graf Ludwig und neben Edla's Kopfkissen Clara und

Edla's Freund, der betrübte Arzt, Beide die Blicke auf ihr Antlitz heftend, wo eine immer höhere Ruhe, eine immer steigende Klarheit sich über die von Schmerz entstellten Züge auszubreiten anfing. Nina war nicht da. Sie hatte seit dem Augenblicke, wo sie sich von Edla's Blut bedeckt fühlte, besinnungslos dagelegen. Erst seit wenigen Minuten hatte sie ihr Bewußtsein wiedergewonnen und trat jetzt, gestützt auf den Arm der Baronin H., herein.

Bleich und zitternd wie ein Gespenst, das aus dem Grabe heraufgerufen worden, um noch einmal den Tag der Erde zu schauen, schritt Nina dahin, schön aber schauerlich anzusehen. Ihre Hände waren gefaltet, ihre Augen von Thränen dunkel, ihr Athmen war tief und convulsivisch. Ein innerliches Entsetzen erschütterte ihr ganzes Wesen. Die weißen Lippen konnten nur hervorflüstern: „Edla! Edla!"

Mit unendlicher Klarheit, mit unnennbarer Zärtlichkeit strahlte Edla's Blick ihr entgegen und als sie neben Edla's Lager niedersank, legte diese ihren gesunden Arm um ihren Hals und drehte sanft ihr Gesicht gegen das ihrige.

„Kind meines Herzens! Mein gerettetes Kind! Mein Liebling!" so sprach Edla in den lieblichsten Tönen und ihre kalten Lippen ruhten zum ersten Male innig liebkosend auf Nina's Mund und Augen. Jetzt konnte sie es sich erlauben. Das Harte in Nina's Schmerze löste sich bei diesen süßen Liebesbezeigungen auf und sie badete mit Thränen die Brust, welche für sie geblutet hatte. Ach, in diesem Moment empfanden die beiden Schwestern noch mit Freude, daß sie einander liebten und von einander geliebt wurden! Aber Edla unterbrach bald diese Ergießungen, und indem sie Nina sanft zurückschob, fragte sie mit einer Stimme voll tiefen Ernstes:

„Willst du meinen letzten Stunden Ruhe gewähren?"

„Verlange, gebiete über mich!" sagte Nina, wie darnach dürstend, sich aufzuopfern, zu leiden.

„Lege die Hand auf meine Brust!" sagte Edla.

Nina that es.

„Versprich, niemals Eduard Hervey's Gattin zu werden."

„Ich verspreche es!" antwortete Nina. Die Donner des Schicksals rollten über sie.

„Versprich, seinem Anblick auszuweichen!"

„Ich verspreche es!" erwiderte die vollkommen unterwürfige Nina.

„Ich danke dir!" sagte Edla. Aber noch war in ihrem Antlitze nicht Ruhe. Ihre Blicke schweiften von Nina zu Ludwig, von Ludwig zu Nina; doch ihre Lippen blieben geschlossen. Nina blickte sie lange an und reichte dann dem Grafen Ludwig ihre Hand. Nina fühlte das Bedürfniß, sich für Edla aufzuopfern, für sie zu sterben. „Gehorsam will ich geloben!" sagte Nina zum Grafen Ludwig; er drückte ihre Hand fest in der seinigen. Edla's Augen füllten sich mit Thränen. Sie sah die Größe des Opfers, aber sie nahm es an. Nina einsam, unbeschützt in einer Welt zu lassen, wo Hervey lebte, wo die Gräfin Natalie das nächste Recht hatte, über sie zu verfügen, war für Edla ein Höllengedanke. Sie sah lange, prüfend und durchdringend auf Nina und Ludwig. Ungewöhnliche Milde verschönerte in diesem Augenblicke den entschlossenen Ausdruck ihrer Züge, eine wunderbare Kraft hatte Nina's Wesen aufgerichtet; ruhig und gefaßt wie Iphigenie in der Opferstunde stand sie bereit, den Schlag zu empfangen, der sie vom Leben trennte. Edla sah in dieser Ruhe nicht die Kraft der Verzweiflung, sondern die Macht eines höhern Lebens, die Verheißung einer Zukunft von Klarheit und Frieden für ein so lange schwankend gewesenes Geschöpf. — Eine strahlende Hoffnung verklärte ihr Antlitz, indem sie ihre Hand auf Nina's und Ludwig's vereinigte Hände legte und zu Aller Erstaunen sich zur Hälfte aufrichtete, während sie mit der Klarheit der Begeisterung sprach:

„Die Tugend vereinigt euch! Gott wird euch seg-

nen! Geliebte! Lebet für das ewig Gute, für das Wohl des Vaterlandes! O ich sehe die besseren Tage kommen! Habet Dank! Habe innigen Dank, du Kind meines Herzens; du, das Theuerste, was ich auf Erden besessen habe! Jetzt bin ich ruhig, jetzt kann ich in Frieden von dannen gehen!" Edla fiel matt auf ihr Lager zurück. Die Verlobten zogen sich zurück. Nina setzte sich auf einen Schemel zu Edla's Füßen und lehnte ihren Kopf an das Bett. Alle Freuden der Welt waren für sie zu Ende.

Aber auf den Schwingen des Todes schien Edla's Geist sich zu erheben und höher und freier zu athmen. Ist es nicht mit manchen Sterblichen so? Bei der Annäherung des Todes erhebt sich mancher im Leben niedergeschlagene Blick und lodert mit wunderbarer Flamme auf, ehe er für immer erlischt; manche gebundene Zunge wird gelöst und spricht evangelisch schöne Worte aus. Manche Brust athmet auf dem Sterbebette zum ersten Male ihre Liebe aus; es war so still darinnen — und man hielt es für öde; aber der Befreier nähert sich und jetzt hört man den himmlischen Vogel singen, der darinnen gefangen und stumm saß. Ach es gibt Menschen, welche erst in der Todesstunde recht zu leben anfangen!

Edla's zerschmetterte Brust und Schulter, ihr starker Blutverlust, ihre schnell abnehmenden Kräfte untersagten alle Hoffnung, ja selbst alle Versuche zur Rettung. Edla selbst war sich ihres Zustandes klar bewußt und bat den Arzt, daß man sie so ruhig wie möglich lassen möchte. Er richtete sich nach ihrem Wunsche und nachdem sie verbunden worden, ward sie in einer bequemen Lage auf ihr Bett niedergelegt. Sie sah sehr ruhig, sehr klar aus. Nur wenn ihr Auge auf Nina fiel, offenbarte sich dort ein Ausdruck von Schmerz.

„Meine guten Freunde!" sagte sie zu den Umstehenden mit stiller Herzlichkeit, „seid nicht betrübt! Stärkt mich in diesem Augenblicke durch eure Ruhe. Und was geschieht hier wol mehr, als was überall, alle Tage, alle

Stunden geschieht? Ein Kind der Erde geht zu seinem himmlischen Vater! Es ist ja ein kurzer, ein lieblicher Weg und der uns Allen bevorsteht. A., mein guter Freund!" .... und Edla's Blick entfernte bittend die Andern, während er Professor A. näher zu sich heranrief. Nina blieb allein neben ihrem Bette sitzen. Die Uebrigen zerstreuten sich im Zimmer. Mit gesenkter Stimme fuhr Edla an A. gewendet fort: „Weshalb dieser so tief düstere Blick, mein Freund? Ach, laß ihn den lichten Tag nicht trüben, der schon durch die Nacht des Todes mir seine Strahlen zuschickt. Ich wünsche .... ich muß Sie ruhiger sehen! Ist es jetzt so dunkel in Ihnen oder sind Sie mit mir misvergnügt? Verhehlen Sie in diesem Augenblick keinen Gedanken vor ihrer Freundin!"

„Edla!" sagte Professor A., „was wollte ich nicht hingeben, was wollte ich nicht leiden, um gewiß zu sein, daß der Tag, den Sie schauen wollen, wirklich vorhanden ist, daß er nicht ein Widerschein des Sonnenglanzes der Erde ist, welcher noch ihre letzten Stunden barmherzig — aber trügerisch blendet! Ich gestehe es, ich kann mich nicht mit dem Gedanken an Ihren Tod versöhnen. Ich habe Wesen dahinscheiden sehen, welche ihr Leben auf der Erde voll gelebt haben, in Wissenschaft oder in Liebe; — um diese klage ich nicht. Aber Sie, Edla, Sie waren erst in Ihrem Anfange, Sie waren noch eine Suchende, blos eine Dürstende ..... wonach? Sie werden dahingehen; die Quelle, welcher Sie Ihre Lippen näherten, wird für Sie zu fließen aufhören. Die Erde mit ihren reichen Schätzen wird vor Ihren Blicken verschwinden, das Grab ist dort, Edla! Was sind in diesem Augenblick Kenntnisse für Sie? Was der Durst darnach?"

„Was?" unterbrach ihn Edla mit hoher Lebendigkeit — „was sie immer waren, Leben, Freude. Glauben Sie mir, dieser Durst ist nicht gelöscht. Er ist in diesem Moment vielleicht stärker als jemals und ist mir eine Verheißung höherer Quellen. Wohl, ich gehe dahin!

Es ist ein wunderbarer Gang! Es wirbelt um meine Sinne. Aber glauben Sie nicht, daß in mir in diesem Augenblick eine geheime wunderbare Freude bebt bei der Gewißheit, daß ich bald über diese nebelumhüllte Grenze hinaussehen, bald in das unbekannte Land eindringen werde? Ja, mein Freund, ich gestehe es, mein Geist ist ungeduldig; wie ein Kind sitzt er vor dem Vorhang der Bühne und sehnt sich ihn aufgezogen zu sehen!"

„Kindische Neugierde am Rande des Grabes!" sagte Professor A. im Tone des Vorwurfs. „Ist dies Ihrer würdig, Edla?"

„Ich glaube," sagte Edla mit sanfter Rührung, „daß ich ein reineres Gefühl habe. O, mein Freund! Meine Seele ist so froh, weil ich bald — Gott besser verstehen werde (und Edla faltete anbetend die Hände). Ich werde die Räthsel, die mich hier geplagt haben, gelöst sehen. Ich werde besser Seine Weisheit fassen, besser Seine Liebe fühlen, besser Ihn anbeten können. Des Erdenlebens tiefstes Mysterium ist der Tod. Aber in den Mysterien ward man ja einst zu höherem Lichte eingeweiht, mein Freund. Meine Einweihungsstunde ist gekommen. Ich begrüße sie mit Freude. Ich glaube, daß sie mich dem Urgrunde alles Lichts und aller Seligkeit näher führen wird. Ich fühle, daß meine Seele aus ihm Leben und Wonne saugen werde. Auf welche Weise, durch welche Organe, überlasse ich zuversichtlich der Hand des großen Künstlers, der meine irdische Hülle gebaut hat. Er wird es wohl machen. Er wird mich in den Stand setzen, Ihn zu vernehmen und Seine Werke zu bewundern. Ja, ich fühle, daß ich, befreit von den Hüllen des Staubes, mich selbst besser verstehen, euch Alle besser kennen und lieben werde."

„Weshalb," fuhr der murrende A. zu fragen fort, „weshalb ward Ihre Bahn unterbrochen, gerade da Ihr Streben Ihren Mitmenschen fruchtbar zu werden verhieß? Ihr begonnenes Werk, Edla, auf das ich mich so sehr gefreut habe, wird jetzt unvollendet, unfruchtbar daliegen."

„Dieser Gedanke," erwiderte Edla, „ist, ich gestehe es, mir peinlich gewesen. Ich glaubte ..... ach kindischer Wahn! Ich will ihn nicht erzählen. Er ist vorüber. Große Werke von den weisesten Männern der Vorzeit sind verloren gegangen und ich sollte mich unterstehen, über dies kleine Werk, diesen Tropfen zu klagen! Kräftigere Geister werden ausführen, was ich begann. Ich weiß es und das freut mich."

„Und was macht Sie dessen so gewiß, Edla?"

„Die ewige Vernunft, welche ununterbrochen ihre Offenbarung in der Menschheit fortsetzt," antwortete Edla. „Die Worte, die ich vernahm, werden in dem Ohre eines Andern tönen und vielleicht von einer beredteren Zunge als der meinen ausgesprochen werden. Auch mein Funken von Kraft wird von Ihm, der ihn entzündete, bewahrt werden und seiner Art gemäß zu wirken fortfahren. Und vielleicht", fügte sie heiter scherzend hinzu, „werde ich mein Buch auf dem schönen Sterne vollenden, welcher dort zu funkeln anfängt."

„Wir können ohne Schwierigkeit," sagte Professor A. „uns nach Gutdünken mannichfache Vorstellungen von unserm Zustande jenseits machen. Die Hauptfrage bleibt jedoch immer — auf welchen Grund? Eine solche willkürliche und grundlose Vorstellung ist sicherlich Ihr Gedanke, beste Edla, ein Buch zu schreiben, wenn Ihre Hand — im Grabe vermodert."

„Ich scherzte," sagte Edla, „und dennoch muß ich glauben, daß die Kunst ewig ist wie die Menschennatur. Gibt es einmal ein Leben, eine Kraft, so muß sie ihr Organ finden oder bilden. Von meinem kleinen Werke habe ich Abschied genommen, meine Hand überlasse ich bald der Erde; aber mein denkendes, mein bildendes Vermögen nehme ich mit mir, es ist ein Theil meines Geistes. Ich habe hier meinen Schulgang begonnen; jetzt bin ich im Begriff in die Universität einzutreten und höhere Lehren zu studiren. Mein Glaube und meine Freude

ist es, daß mein eigentlicher Arbeitstag jetzt erst beginnen wird."

„Die Engel forschen weder, noch grübeln sie; sie schauen in Gott," sagte Professor A. „Auch das Christenthum zeigt uns nach dem Tode keinen andern Zustand. Aber dieser Zustand abstracter und müßiger Betrachtung, wie man ihn auch mit Gesängen und Harfen ausschmücken mag, bleibt doch immer für eine Seele wie die Edla's — man muß das Wort aussprechen — unleidlich!"

„In Gott schauen!" wiederholte Edla sachte, und eine wunderbare Verklärung glänzte aus ihren eingesunkenen Augen, „in Gott schauen! Und was ist wol alles höhere Leben, jeder reine Aufschwung der Seele, jede wahre Begeisterung, wenn nicht ein Schauen in Gott, eine Wahrnehmung Seiner, der Wirklichkeit aller Wirklichkeiten, der Wahrheit der Wahrheiten, des Urgrundes der Schönheit? Was ist alles kraftvolle Leben, jede reine Handlung, jedes schöne Werk, wenn nicht ein Aussprechen dieser Anschauung? — In Gott schauen ist in Gott leben mit Gedanke und That. Es ist Seligkeit!"

„Und werden wir diese Seligkeit mit der warmen Wirklichkeit fühlen, welche unser Reichthum hier auf Erden ist?" sagte Professor A. tief aufgeregt. „Werden wir das Leben an unser Herz drücken stark und gewiß wie jetzt? Edla, werde ich Sie wiedersehen, Sie wiedererkennen? Werden Sie der Stimme Ihres Freundes horchen, wie Sie es hier thaten? Werde ich dort Ihre Hand drücken dürfen?" Er schwieg, denn seine Stimme zitterte.

„Was soll ich darüber sagen?" erwiderte Edla. „Haben Sie nicht von einem Gestorbenen und Begrabenen gehört, welcher von den Todten auferstand und seine Freunde beim Namen nannte, sie liebte wie früher und ihnen Frieden schenkte und sie segnete? Eine höhere Klarheit wie diese weiß ich nicht, — zeigt auch die Erde nicht. Aber ich fühle, — so wird es sein. Zuerst Nacht .... die Schatten nähern sich mir schon .... Nacht .... Dann

dämmert der Morgen heran. Und die Schlafenden erwachen, sie begrüßen den Morgen, ach wie schön! Die Freunde rufen und antworten einander. So tagen die Himmel.... Weshalb fragen, fürchten? Alles ist ja klar! Er hat ja durchdrungen...."

Aber das Licht der Erde erlosch für Edla während ihrer Himmelserscheinung. Ihre starke Seele suchte vergebens die Ohnmacht der Natur zu bekämpfen. Sie verlor die Besinnung und erwachte aus der todesähnlichen Erstarrung erst spät am Abende, als schon der Sternenhimmel in aller seiner Pracht über der Erde stand. Langsam zog sich die Flut wieder in ihre Ufer zurück; die Dämmerung warf ihre Schleier über die Verwüstung; der Wind schwieg, der Abend war ruhig und herrlich.

Edla bat, daß man ihr Bett ans Fenster tragen möchte. Man that es und sie sah zu den geliebten Himmelslichtern mit stillem Entzücken empor und sagte: „Bald werde ich euch näher sein!" Sie blickte auf Nina, winkte sie zu sich und küßte die Thränen von ihren Wangen. Jetzt gewahrte sie auch die, welche in Professor A.'s Augen standen. Sie reichte ihm die Hand und sagte:

„Wenn Sie wüßten, mein Freund, welche lichte Hoffnungen, welche freundliche Bilder mich in dieser Stunde umgeben — Dank sei der ewigen Liebe, welche den Tod mit ihrem Lichte durchdrungen hat! — Sie würden sich mit mir freuen!"

Professor A. schwieg und Edla fuhr nach kurzem Schweigen fort: „Ich habe sagen hören, daß wir hier auf der Erde nur den zwanzigsten Theil des Lichtes sehen, welches über der Atmosphäre der Erde ist. Dieser Gedanke macht mir vorzügliche Freude. Mein Freund, ist es wol vermessen, zu hoffen, daß, wenn wir den Dunstkreis dieser Erde verlassen, das Blatt der unsterblichen Lehre, auf welche wir liebevoll unsere Blicke geheftet haben, von einem höheren Lichte erleuchtet und dessen Sinn uns deutlicher werden wird? Sie wenden sich ab, Sie sind

misvergnügt; A., mein wahrer Freund, sagen Sie mir, weshalb?"

„Ich will es sagen!" antwortete Professor A. „Jeder Gedanke, jedes Gefühl von Ihnen ist mir in dieser Stunde von unendlicher Bedeutung, und ich thäte Unrecht, wenn ich zögerte, auch mit einem harten Worte deren Klarheit hervorzurufen. Edla, dies Jubiliren in der Sterbestunde ist mir zuwider. Die Lehre, welche Sie bekennen, erfodert nach meiner Meinung mehr Demuth. Worauf baut der Christ, der seine Religion nicht misversteht, seine Hoffnung auf höhere Freiheit und Freude? Ist es nicht auf die Gewißheit, daß keine Sünde in seinem Herzen ist, kein Dunkel in seiner Seele, welches ihn von dem Heiligen trennt? Edla! Ich wünsche Ihnen Glück zu dieser Sicherheit!"

Edla schwieg lange und als sie antwortete, ging ein Zittern über ihre Lippen. „Ihr Vorwurf ist streng," sagte sie, „aber ich danke Ihnen. Und gleichwol habe ich Ihn geliebt von meinem ganzen Herzen, den Heiligen, den Allgütigen! Ich habe gesucht, den Weg zu gehen, den er angewiesen hat; .... weshalb sollte ich nun nicht hoffen, nicht froh sein? ...." Edla schwieg aufs neue, begann aber bald wieder mit hohem Leben und verklärtem Ausdrucke: „Und wäre es auch so, wäre meine Hoffnung vermessen und sollte ich mich über mich selbst geirrt haben; sollte ich bei einem höheren Lichte mein Herz und meinen Wandel mit andern Augen als jetzt ansehen — o willkommen sei dann das Licht, welches mir meinen Irrthum zeigt, willkommen die heilige Gerechtigkeit, welche meine Fehler bestraft! Ewige, heilige, herrliche Wahrheit, willkommen, sei es auch zur Demüthigung! Dich liebe ich, dich will ich, dich suche ich allein! Die tiefste Qual ist mir erwünscht, wenn sie mich gereinigt zu dir bringen kann. O mein Freund! Lassen Sie mich froh sein, lassen Sie mich mit Jubel meine Stimme erheben! Meine Hoffnung und mein Glaube ruhen ja

im Glauben an ihn, den Allmächtigen, den Treubewährten; mein Glaube, daß er durch Leid und Freud, im Guten und im Bösen alle Seelen zu sich führen werde, daß Alle ihn und seine Wahrheit werden erkennen können!"

„Edla, verzeihen Sie mir!" sagte Professor A., und seine Wange ward blässer, während sein Blick die Klarheit in dem ihrigen sah.

Aber freundliche Bilder und Vorstellungen schienen sich wieder gänzlich Edla's Seele zu bemächtigen. Sie wandte sich an A. mit einem hellen Lächeln und sagte:

„Ist es nicht merkwürdig, mein Freund, wie Philosophie und Religion sich vereinen in einem Punkte, der unserm Herzen so wichtig ist, Licht über unser zukünftiges Leben zu werfen? Die Vernunftforschung zeigt uns, daß Zeit und Ewigkeit nicht — wie man gewöhnlich glaubt — zwei getrennte Welten oder Wesen sind. Sie sagt uns, daß sie zugleich existiren, daß sie in einander leben und nicht auf andere Weise leben können. Das Zeitliche wäre ohne das Ewige etwas eben so Leeres, wie das Ewige ohne das Zeitliche. Der Mensch gehört zweien Welten an; sein Leben ist zugleich vergänglich und unvergänglich. Es ist ein fortgesetzter Eingang und Ausgang in und aus dem zeitlichen Leben; lebt aber das ewige Leben, das ist Gottes Leben, Gottes Reich, wie in seiner Seele, so kann ihn nichts fesseln oder verfinstern. Unter allen Wechseln eines unendlichen Lebens verbleibt er klar und frei und selig, ein vernünftiges und liebevolles Organ für den Willen der ewigen Liebe, im innigen und harmonischen Verhältnisse zu der Natur, zu der menschlichen Gesellschaft und zu Gott."

„So lehrt die von der Vernunft des Ewigen erleuchtete Menschenvernunft; — und die Offenbarung? Was lehrt der Gottgesandte? „„Ich,"" sagt er, „„bin das Thor für die Schafe. Wer durch mich eingeht, der wird selig werden; er wird eingehen und ausgehen, und wird Weide finden.""

„Wie klar und wie einfach ist hier die tiefe Lehre! Der Geist, durch Jesus zur Liebe und zur Heiligung neugeboren, wird unter allen Entwickelungen des Lebens immer sich selbst, seine Freunde, seine reine Liebe, seinen Wirkungskreis, die Speise seines Lebens wiederfinden.“

„O du!“ fuhr Edla mit unendlicher Klarheit und Innigkeit fort, indem sie ihren Arm um den Hals der knienden Nina schlang. „Du, die du mir so theuer, so unbeschreiblich theuer bist .... auch dein geliebtes Antlitz werde ich in einer schönern Heimat wiedersehen. Laß mich es wiedersehen als ein treues Bild derselben lieblichen Seele, aber auch einer höheren und stärkeren. Mein letztes Gebet für dich betrifft nicht Glückseligkeit auf Erden, sondern Veredlung und Vortrefflichkeit. — Und jetzt ....“ fügte sie hinzu, indem ein Ausdruck heftigen Leidens sich in ihren Zügen kundgab, „jetzt rede ich nicht mehr viele Worte mit dir .... denn ich fühle, daß der Tod seine Arbeit mit mir begonnen hat. Ich will ihn in Ruhe wirken lassen und still ihn die irdischen Bande lösen fühlen. Geh' nicht fort! Kannst du meinen Todeskampf schauen, so wünsche ich es. Der Mensch muß seinen Blick nicht von menschlichen Schmerzen abwenden..... Alles muß ertragen, geschaut, verstanden werden ..... man soll von Allem lernen — das Leben vom Tode! A., gib mir deine Hand. Dank für treue Freundschaft. Nina, die deine .... auf meine Lippen!“

Edla verlor die Sprache und schien große Schmerzen zu erleiden; aber ihre Augen behielten ihren ruhigen Blick und waren unverwandt auf Nina gerichtet, sie stärkend und segnend. Sie wurden immer trüber, sahen aber noch auf sie und behielten diese Richtung, auch als sie nicht mehr sahen.

Nicht jeder Gute stirbt wie ein Blumenhauch, nicht jeder Böse an Wasserscheuqualen. Es geschieht oft das Gegentheil. Auf diese Disharmonien des äußern und in-

nern Lebens fest hinzublicken sollten wir uns nicht scheuen. Sie sind kräftige Verheißungen eines versöhnenden Accords jenseits des Orgelpunktes der Gräber.

Edla's Todeskampf war lang und schwer. Die Lebenskraft war stark in ihrer Brust. Sie lebte noch drei Tage, ohne Zeichen des Bewußtseins zu geben. Als am Morgen des vierten Nina schön und bleich, wie wir uns den Todesengel des Kindes denken, über Edla gebeugt dastand und die Schweißtropfen von ihrer Stirn trocknete, schlug sie auf einmal die Augen klar auf, sah Nina stark und groß an und sagte mit einem Ausdruck von Freude: „Ach, du bist es!" Sie lächelte, schloß sie wieder und wenige Minuten darauf stand die keuchende Brust still. Nina küßte die Augenlider zu.

„Eine schöne, eine redliche Kraft ist von der Erde geschieden!" sagte Professor A. mit gebrochener Stimme, indem er seine Lippen auf Edla's kalte Hand drückte. „Lebe wohl, du edles, du starkes Weib! Du hast mich arm zurückgelassen!"

Alle fühlten so in tief betrübten Herzen. Baron H. und Clara trugen Nina vom Sterbelager fort.

„Schreiben Sie an Eduard Hervey!" bat später Nina die Baronin H., „schreiben Sie ihm, was vorgefallen ist, was ich gelobt habe. Ich vermag es nicht."

Die Baronin versprach es. Seitdem Edla todt war und die Gräfin, welche nach der Ueberschwemmungsnacht krank ward, sich um nichts als um sich bekümmerte, widmete sie Nina eine wahrhaft mütterliche Fürsorge.

Edla starb, das Antlitz gegen das Fenster und den Himmel gewandt. Die Sterne blickten freundlich strahlend auf die erblassenden Züge und wachten über sie in der stillen Nacht.

Das Verbrechen.

„Ich habe viel bereut und viel von dieser Reue gelitten! Laßt dies euch erweichen!“

Unsere Leser werden fragen: wie und woher kamen Baron H. und Gemahlin so plötzlich in der Ueberschwemmungsnacht? Zur Erklärung dessen wollen wir mittheilen, daß sie während eines Ausfluges von Paradies unvermuthet auf Graf Ludwig stießen, der auf seiner Reise nach Norrland begriffen war, und sogleich den Beschluß faßten, zu gleicher Zeit mit ihm dort zu sein. Der Leser wird leicht errathen, in welcher Absicht und auf wessen Wunsch. Ihr Vorsatz ward ausgeführt, und sie kamen, um zu retten, zu trösten, ohne jedoch die unglücklichen Ereignisse, welche mehr als eine Brust zermalmten, abwenden zu können.

Auf Nina's Bitte schrieb jetzt die Baronin H. an Hervey. Mit treuer Genauigkeit erzählte sie Alles, was vorgefallen war, und schloß ihren Brief mit diesen Worten:

„Sie sehen so wohl wie ich, was nun zu thun ist. Es scheint mir für Nina's Ruhe wichtig, Sie nicht mehr wiederzusehen. Dies ist auch ihr eigner Wunsch, ihre Bitte an Sie. Ein Zusammentreffen mit Ihnen könnte ihr nur die schrecklichsten Qualen verursachen. Der letzte

Wille der dahingegangenen Edla, das ihr gegebene Versprechen soll und muß ihr heilig bleiben. Der Allmächtige stärke sie! Und möge Ihre Kraft der Entsagung eine Stütze und ein Vorbild für sie werden! Seit dem Tode Edla's liegt sie in einem beständigen Schlummer und ich danke Gott deshalb, denn sie bedarf der Ruhe nach Dem, was vorgefallen ist; sie muß Kraft sammeln zu Dem, was ihr bevorsteht. Ich kenne Sie und ich verlasse mich auf Sie. Noch einmal! Sie darf Sie nicht wiedersehen! Glauben Sie mir, ich fühle für Sie. Ich hätte gewünscht, mit der That beweisen zu können, was ich in der Seele bin,

Ihre treue Freundin
Gr. H."

Am Schlusse des Briefes stand von Nina's zitternder Hand geschrieben:

„O Eduard, lebe wohl, vergib! .... Lebe wohl für immer!"

Aber ehe dieser Brief zu Hervey gelangt, müssen wir ihn besuchen und versetzen uns daher einige Tage vor der Nacht der Ueberschwemmung zurück.

Ein Gefühl wie dasjenige, welches ihn in der Stunde, wo er sich von Nina trennte, zerriß, hatte Eduard Hervey noch nie empfunden. Leichter wäre es ihm gewesen, vom Leben zu scheiden, und sein sanguinisches Temperament, sein tief-religiöses Gemüth waren dieses Mal nicht im Stande, eine unbegreifliche Qual zu entfernen, welche während der ganzen Reise gleich einer Unglücksahnung seine Seele niederdrückte. Endlich erreicht Hervey das Ziel seiner Reise. Ein nettes Häuschen am Ufer des Wenersees, von Laubgehölzen umgeben, bietet sich seinen Blicken dar. Es sieht freundlich aus, als wohnten Tugend und Zufriedenheit darinnen. Eduard's Wegweiser führte ihn in ein kleines Zimmer, dessen zugezogene Gardinen nur ein spärliches Licht hereinlassen. Ein Mann

mit der Feder in der Hand sitzt an einem mit Papieren bedeckten Tische; ein Geistlicher steht daneben.

„Nun, ist es fertig?" fragte eine hohle Stimme, welche aus einem Bette mit zurückgezogenen Vorhängen kam.

„Es ist fertig!" erwiderte der Schreibende mit strengem Ernste, „es fehlt nur noch die Unterschrift."

„Ist noch Niemand gekommen?" fragte die Stimme mit Unruhe und Ungeduld. In diesem Augenblick trat Eduard Hervey hervor. Eine convulsivische Bewegung ließ sich im Bette wahrnehmen. Ein Gesicht, bleichgelb und Grauen erregend, mehr von Leidenschaften als von Leiden verwildert, starrte aus den Vorhängen hervor und die wilden, weit geöffneten Augen sahen forschend in Eduard's Gesicht. Er ist es, ja, er ist es!" sagte der Kranke, wie für sich; „er ist es, der mein Kind rettete! Ihr Name ist Eduard Hervey?

„Ja! antwortete Eduard.

„Haben Sie immer so geheißen?"

„Wozu diese Frage?" sagte Eduard, welcher seinerseits den Kranken aufmerksam betrachtete.

„Erkennen Sie mich?"

„Sie sind es, dessen Knabe bei Tärna in den Strom fiel . . . ."

„Und den Sie mit eigner Lebensgefahr erretteten; aber Sie haben mich früher gesehen, früher . . . ."

Eduard betrachtete ihn lange. „Es scheint mir so," sagte er, „ich kann mich aber nicht erinnern, wann und wo."

„Herr Eduard D., ich war Schreiber beim Grafen R. zu derselben Zeit, wo Sie da waren. Mein Name ist Christian Malm."

Eduard machte eine heftige Bewegung, aber der Kranke winkte mit der Hand und sprach: „Warten Sie! Sie werden hören! Lesen Sie, Herr, lesen Sie laut!"

Der Gerichtsanwalt las mit lauter Stimme:

„Auf meinem Sterbebette und im Begriff, vor den Richterstuhl des Allmächtigen zu treten, bezeuge und betheure ich vor Gott dem Allerhöchsten und vor den Menschen auf der Erde, daß Herr Eduard D. unschuldig an den Missethaten ist, deren Begehung wider den Grafen R. er angeklagt worden, und daß ich allein der Schuldige bin. Ich war es, der an jenem Abend auf den am Ufer stehenden Grafen schoß; ich war es, der sein Geld raubte. Auf mein Anstiften geschah es auch, daß man Eduard Hervey wegen dieser Verbrechen in Verdacht nahm, indem ich allerlei falsche Gerüchte über ihn verbreitete; nicht aus Haß zu ihm, sondern um Aller Gedanken von mir abzuwenden. Was Fräulein Elfrida's Entführung betrifft, so bin ich überzeugt, daß Eduard Hervey hier aus guten Absichten handelte und nur als ein redlicher Mann die Tochter von den niedrigen und hinterlistigen Nachstellungen des Vaters befreien wollte. Alles, was ich selbst sah und hörte, läßt mich dieses glauben, und man bedenke, daß dies die Worte und die Versicherung eines Sterbenden sind. Mehr Gewißheit hierüber kann vermuthlich aus dem eigenhändigen Briefe des Herrn D. an den Grafen R. gewonnen werden, welchen ich nach seiner Flucht versiegelt auf seinem Tische fand und für mich behielt. Er liegt hier unerbrochen bei. Daß dies Wahrheit ist und mit voller Besinnung und freiem Willen von mir bekannt worden, betheure ich bei Gott, vor dessen Richterstuhl ich bald stehen werde, und will es mit eigner Hand unterschreiben."

„Es ist gut," sagte der Kranke mit schwacher Stimme, geben Sie her!" Man gab ihm das Papier und eine Feder, und mit sichtbarer Anstrengung unterzeichnete er seinen Namen. Hierauf fiel er ermattet aufs Bett zurück.

Eduard trat dem Bette näher. Auf seinem schönen männlichen Gesichte las man tiefe Gemüthsbewegung: „Christian Malm," sagte er, „was hatte ich dir gethan, daß du so gegen mich handeln konntest?"

„Nichts, nichts in der Welt! Aber sehen Sie — mir ward vor dem Tode bange und der Teufel flüsterte mir ins Ohr, alle Schuld auf Sie zu werfen, da es sich so leicht machen ließ.“

„Und was brachte Sie zu dem Mordversuche an Graf R.?“

„Rache, Herr, Rache! Er hatte mich mishandelt, mit Füßen getreten, hatte mich einen Schelm genannt — und zwar vor den Augen der Diener! Und ich ward, was er mich schimpfte, ein Schurke — ward es, weil er mich schon entehrt hatte, weil ich mich rächen mußte. Aber ich verbarg mich unter einer demüthigen Maske; ich ward glatt und weich wie eine Schlange, bis die Gelegenheit kam, wo ich stechen konnte. Sie kam. Von der Finsterniß und der Verwirrung begünstigt, konnte ich ohne Gefahr, entdeckt zu werden, auf ihn schießen und ihn dann berauben. Ich bereue nicht, was ich damals that! Er verdiente es, der Grausame, der Niedrige ....“

„Still!“ unterbrach ihn Hervey mit Strenge. „Unglücklicher, denke an dich selbst und was dich erwartet! Denke daran, zu verzeihen, nicht zu fluchen!“

„Die Zeit des Heuchelns ist aus, Herr,“ antwortete der Sterbende mit schwacher und röchelnder Stimme. „Ich habe viel gelogen. Jetzt will ich wahr sein. Was ich wider Graf R. beging, kann ich nicht bereuen. Gott verzeihe mir es, wenn er kann. Was ich aber wider Sie begangen habe, das habe ich bereut, sodaß ich von meinem unrechtmäßigen Gute keinen Genuß haben konnte, sodaß ich an Leib und Seele verdorrt bin. Seit Sie mein Kind mit Gefahr Ihres Lebens retteten, seit dieser Zeit hat die Hölle in meiner Brust gewohnt, und ich beschloß, Ihnen noch vor meinem Tode Gerechtigkeit zu erzeigen. Ich habe viel bereut und viel von dieser Reue gelitten; möge dies Sie erweichen! Wenn Sie können, schenken Sie mir Ihre Verzeihung! Dies würde meinen Tod weniger bitter machen. Ach, Sie sehen gut

aus, Herr, gut und ernst wie ein Engel des Herrn.... vergeben Sie mir!"

„Ich verzeihe dir!" sagte Hervey und legte seine Hand auf das Haupt des Sterbenden.

„Dank! Dank!" sagte dieser mit erlöschender Stimme. „Beten Sie für mich! Mein Kind lebt in Ihrer Nähe .... sehen Sie nach dem Kinde! Retter meines Kindes, beten .... Sie .... für mich ...."

Er führte Hervey's Hand an seine Lippen; seine Augen waren gebrochen. Betend beugte Eduard das Knie am Lager des Sterbenden; der Geistliche, der zugegen war, folgte seinem Beispiel. Es schien dunkel im Zimmer zu werden; die Schatten des Todes schwebten dort. Ein Vierter stand in der Nähe, welcher den Auftritt aufmerksam betrachtete. Er sah auf das schauerliche Antlitz des Sterbenden, er sah Hervey's starken, tiefen Ausdruck innerster Andacht, er horchte seinen inspirirten, halblaut gesprochenen Gebeten und er dachte bei sich:

„Nein, dies ist keine leere Formel, keine bloße Ceremonie. Etwas Schönes, etwas Wichtiges geht wirklich hier vor. Und wie, wenn die kämpfende unglückliche Seele ihre Hütte verläßt und Alles in und außer ihr finster ist, sollten wol in dieser Stunde nicht die Fürbitten der Guten von Einfluß sein? Ja, sie umgeben als gute Engel den Kämpfenden, sie finden den Weg zu seinem Herzen und bereiten es zur Versöhnung vor; sie folgen ihm auf dem Weg in das unbekannte Land, sie beugen mit ihm das Knie vor dem Thron des Königs und helfen ihm beten.... nein, das ist kein vergebliches Wort!" Und als der strenge, weltliche Richter den so lange Verunglimpften so glühend an der Seite seines Feindes beten, für sein Wohl beten sah, da führte er die Hand an seine Augen und wischte — dort ein seltener Gast — eine Thräne fort.

Einige Stunden später war Hervey reisefertig. Das Entsetzen des Auftritts, den er so eben erlebt, hatte in seiner Seele dem übermächtigen Eindrucke der Glückseligkeit weichen müssen, sich vor der Welt gerechtfertigt und das wesentlichste Hinderniß seiner Verbindung mit Nina aus dem Wege geräumt zu sehen. Sein Herz glühte vor Dankbarkeit gegen die Vorsehung und vor unbeschreiblicher Sehnsucht, Nina wiederzusehen, über sie zu wachen, sie zu gewinnen. Er reiste Tag und Nacht. Was vorgefallen war, was noch bevorstand, Hoffnung, Liebe, ungeduldige Erwartung, Alles trug dazu bei, ihn in eine Art von Fieberzustand zu versetzen, und rastlos jagte er vorwärts. Und er kam nach bekannten Gegenden; da vernahm er erschreckende Gerüchte. Er eilte nach seinem Hause und empfing dort den Brief der Baronin H.

Mondschein.

„Stille, o stille!
Schlafe vor Sturm und Schnee,
Einsame Kleine;
Jetzt ist zu Sterben Zeit!
Kalt ist's um Thal und See,
Stille, o stille!"

„Schweige denn, schweige,
Höre zu lauschen auf!
Es geht jetzt zur Neige,
Das Leben dir heut Lebewohl;
Arme, gute Nacht, schlaf wohl!
Schweige denn, schweige!"

Svanhvits Gesang.
Atterbom.

„Die Liebe macht Alles möglich."
Lamennais.

Es gibt Mondschein auch in dem menschlichen Leben; es gibt Mondschein im Menschenherzen. Er kommt gern nach einem unruhigen und stürmischen Tage. Es ist eine Versöhnung zwischen Licht und Schatten, eine klare Dämmerung, eine stille Wehmuth, ein Schlummer der Gefühle, ein Weh, aber auch ein Wohl; — dann fallen stille Thränen, mild wie der Thau auf versenkte Wiesen ..... aber es dauert oft lange, ehe diese Ruhe, dieser Himmelsschein ins Herz herabsteigt.

Ein entsetzlicher Tag war vorüber. Nina hatte zum ersten Male recht erfahren, was ein Seelensturm sei. Sie

lag jetzt auf ihrem Sopha. Die Thüren zum Saale standen offen und von dem Sopha, worauf Nina lag, sah sie in das große, düstre Zimmer hinaus, worin Edla kurz vorher auf dem Paradebette gelegen hatte. Der Mond schien durch die Fenster. Die Freunde waren am Grabe Edla's und Nina war allein. Sie hatte darum gebeten wie um eine Gunst. Alles war jetzt still um sie her und nur das Brausen des Meeres ward eintönig und dumpf vernommen. Nina hatte die Fenster geöffnet, aber die Abendluft brachte jetzt ihrer Brust keine Kühlung. Der Gedanke an Hervey stand mit einer unendlichen Qual in ihrer Seele; sie fand sich so schuldig wider ihn, sie klagte sich an, ihn unglücklich gemacht zu haben. „Wird er mir verzeihen können?" fragte sie sich.

Als sie daran dachte, daß sein geliebtes Auge mit Schmerz und stillem Vorwurfe auf sie blicken würde, o wie sehnte sie sich da nicht darnach, ihm zu Füßen zu sinken; aber da sah sie Edla's verbietende, blutige Gestalt und sie wollte wieder Allem entsagen Derjenigen wegen, die für sie gestorben war. Aber Hervey? Warum sollte er durch sie leiden? — So ward ihre Seele zwischen streitenden Gefühlen hin- und hergeworfen. Sie wußte nicht mehr, was sie thun sollte, was Recht, was Unrecht sei. Sie klagte sich als die Ursache alles Unglücks an; sie haßte ihr eignes Leben. Und dann .... O theurer Leser, hast du jemals einen Freund verloren, dir so theuer wie das Leben, und ward eure Trennung durch ein von dir begangenes Unrecht getrübt; hast du brennende Reue gefühlt und gewußt, daß du sie niemals auf Erden vor dem Verlorenen würdest äußern können; hast du Stunden gehabt, wo dein Herz sich nach ihm oder nach ihr sehnte, so .... so daß deine Seele zerrissen war, so daß du dein Leben, ach, deine ewige Seligkeit hättest hingeben mögen, um einen Augenblick den Verlorenen wiederzusehen, um die treue Hand zu drücken, um dich an die geliebte Brust zu stützen

und zu weinen .... hast du so gefühlt, o dann wirst du Nina verstehen, begreifen, wie sie fühlte, als sie unwillkürlich, mit gewaltsam klopfendem Herzen, mit ausgebreiteten Armen ausrief: „Eduard! Eduard!"

Die Thüre im Hintergrunde des Saals ging leise auf; ein schwarzgekleideter Mann erschien in ihr. Bei seinem Anblick durchfuhr Nina ein Schauder von Angst und Freude. Mit einem schwachen Rufe richtete sie sich auf.

Der schwarzgekleidete Mann ging heran bis zur Thüre ihres Zimmers. Hier blieb er stehen, stützte sich an die Thürpfoste und betrachtete Nina unverwandt mit einem unbeschreiblichen Blicke; aber das Gesicht war bleich und voll von Gram. Ach, es war der Blick, den Nina im Traume gesehen hatte, es waren die geliebten Züge, die Hand lag auf dem Herzen — war es, um dessen blutige Wunde zu verbergen? Nina hörte sein schweres Athmen.

Ihre erste Bewegung war, in seine Arme zu stürzen, ihr Haupt an seine Brust zu verbergen; die zweite, in den finstersten Theil der Stube zu entfliehen und sich dort gleichsam zu verstecken. „Eduard, Eduard!" rief Nina, „warum kommst du? Ach! weißt du wol, daß wir geschieden sind .... daß ich dir entsagt habe?"

„Ich weiß Alles," sagte Hervey.

„Verzeihe mir!" bat Nina verzweifelt und fiel auf ihre Knie nieder.

„Ich komme nicht, dir Vorwürfe zu machen, ich komme, dich zu segnen!" sagte Hervey mit göttlicher Milde in Stimme und Blick. Er ging zu ihr hin, er richtete sie in die Höhe, er führte sie zum Sopha und setzte sich dort neben sie. Er hielt ihre gefalteten Hände zwischen den seinigen und sah sie an mit einem ernsten, aber durchdringenden Blicke.

„Du hast an mir gezweifelt?" sagte er.

„O nein, nein!" war Alles, was sie zu erwidern vermochte.

„Ich auch nicht an dir!“ sagte er; sein Antlitz klärte sich zu einem himmlischen Lächeln auf. „Nun wolan, Geliebte, wir trennen uns nicht, trennen uns nicht für ewig. Auf der Erde für eine geringe Zeit von einander entfernt, werden wir jenseit derselben wieder in der Liebe desselben Himmels, in demselben festen Glauben vereinigt werden. Unsere Seelen trennen sich nicht. — Innig Geliebte! Habe Frieden, Frieden mit dir selbst, Frieden mit der ewigen Macht, welche unsere Schicksale lenkt! Du hast recht gethan! Du konntest nicht anders handeln. Ein höherer Wille hat gesprochen. Wir müssen gehorchen!“

„Müssen gehorchen!“ wiederholte Nina matt. Sie hatte ihr Haupt herabgebeugt und neigte ihre Stirn gegen ihre verschlungenen Hände.

„Werde ruhig, werde glücklich auch auf Erden! Ich werde dann — nicht unglücklich sein.“

„Nicht unglücklich,“ sagte Nina nach.

„Vertraue dem ewig Guten; er ist mit dir!“

„Mit dir!“ wiederholte Nina; ihre Thränen flossen.

Hervey stand auf. Seine Stimme zitterte. „Ich wollte dich sehen,“ sagte er, „ich mußte dich noch einmal hören, ich wollte dir danken! Deine Liebe hat mich unaussprechlich glücklich gemacht...... ihr Andenken wird mein ganzes Leben verherrlichen, wird mich froh dem Lande entgegeneilen lassen, wo wir wieder vereinigt werden. Friede über dich, Geliebte!.... Erfülle deine Pflichten! .... Lebe für Gott!“

Auch Nina stand auf. Sie wußte nicht, was in ihr vorging. Und er segnete sie in Worten und Tönen so mächtig, so lieblich, daß dabei eine wunderbare Freude ihre Brust erfüllte. Sie lauschte ihm wie der Stimme der Gottheit. Und als er sie an sein Herz schloß, als zum ersten und letzten Male er seinen Mund auf den ihrigen drückte, da bin ich gewiß, daß Engel unsichtbar sie umringten und ihre unsterblichen Scheitel

senkten in Bewunderung vor zwei liebenden und leidenden Sterblichen.

Wie aus einem Traume erwachte Nina. Er war fort. Sie führte die Hand über ihre Stirn und fühlte Thränen im Haare, das sich über ihr theilte. „Er hat mich gesegnet!" sagte sie, und es ward hell in ihr. Und wie sie dastand — eine auferstandene Leiche — bebend, ahnend, anbetend, das Antlitz nach dem klaren Himmel gewandt, da sah sie wie früher einmal das Bild des Kreuzes auf ihrer Brust liegen und sie war mit Himmelsglanz übergossen. Jetzt war das Räthsel ihres Lebens erklärt. Keine wollustvollen Töne lockten mehr draußen, sondern ein kraftvoller Gesang ertönte in ihrer eignen Brust und erweckte dort einen höhern Himmel.

Aber er?

Als er ihr Friede gegeben, da schwankte die Kraft in seiner Brust. In der Thüre seines stillen Hauses stand er einsam, sah in die wilde Gegend hinaus und betrachtete sein zerstörtes Glück; sein Leben ohne Nina. Eine von ihm nie gekannte Verdüsterung kam über seine Seele, und mit dem Göttlichen, am Kreuze Leidenden, klagte er: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen!?"

Trauung, Wiege, Grab.

„Weint nicht über mich, obgleich ich von meinem Sommer,
Von meinem Herbst ich schied.“

Tegnér.

Wir kleiden uns in Blumen zu der ersten Feier, in tiefe Trauertrachten, wenn die letzte Heimat einem der Unseren geöffnet wird. Es könnte doch oft mit Recht das Gegentheil geschehen. Aber es ist schön; eine junge Braut und ihr Anblick locken das Herz unwillkürlich zur Freude. Die festliche Kleidung, der Myrthenkranz um die jungfräuliche Stirn, die liebevollen Blicke Aller, welche sie zu schmücken und zu verschönen scheinen, die Ahnungen einer Zukunft, welche schön mit ihr erscheint — Alles entzückt! Mit ihr, durch sie sieht man wieder ein Haus sich auf der Erde bilden, eine Noah's-Arche auf der wilden Flut der Welt, wo die weiße Taube des Friedens bauen und wohnen wird, und dort werden schöne Kinder sein und süße Liebkosungen und fröhliche Blicke und liebewarme Herzen und Freunde werden unter dem gastfreien Dache ruhen und manche Wirksamkeit, manche schöne Gabe wird dort ihren Mittelpunkt finden und Segen im Leben verbreiten. Sie steht da, die junge Braut, die Schöpferin alles Dieses; Hoffnungen und Freuden begleiten sie. An Leiden denkt man nicht an einem Hochzeittage.

Und wenn die Augenlider der Braut von zurückgehaltenen Thränen schwer scheinen, wenn ihre Wange blaß ist, wenn ihr Benehmen beim Nahen des Bräutigams mehr Furcht als Schüchternheit zu erkennen gibt — so will man doch nicht an Unglück glauben. Tanten und Muhmen winken einander zu und flüstern: „Ich war auch so an meinem Hochzeittage; es vergeht mit der Zeit!" Und wenn ein gefühlvolleres und geprüfteres Herz in der Stille einen Seufzer für die Braut ausstößt, so tröstet es sich, in der Furcht, das Vergnügen an der Feier zu stören, mit dem Gedanken: „Es ist so der Welt Lauf!"

Diejenige, welche sich auf diese Weise bei Nina's Hochzeit tröstete, und welche dennoch in diesem Troste keinen Trost fand, war die Baronin H. Sie wiederholte wol hundert Mal für sich die wohlweise Redensart; aber jedesmal, wenn sie Nina betrachtete, mußte sie mit den Augen blinzeln, um hervorquellende Thränen zu zerstreuen. Baron H. sah es. Er ging zu ihr hin und ergriff ihre Hand. Der Knabe schläft süß!" sagte er. „Clara sitzt bei der Wiege und will nicht weg davon." Die Baronin drückte die Hand ihres Mannes. „Nina wird Mutter werden," dachte sie und sie ward ruhiger ihretwegen.

Es war auch an ihrer Brust, in ihren Armen, wo Nina am Abende kalt und beinahe bewußtlos lag.

„Ich werde selbst über meine Tochter wachen," sagte die Gräfin Natalie, „überlasse sie mir!"

„Ich lasse sie heute Abend nicht aus meinen Armen, es möge kommen, wer da wolle!" sagte die Baronin H. mit fester Bestimmtheit und sah den hereintretenden Bräutigam herausfodernd an. Die Gräfin ging ihm schnell entgegen.

Ungefähr ein Jahr darauf sah ich Nina wieder und nie vergesse ich den Anblick. Bleich von überstandenen Leiden lag sie auf einem schneeweißen Bette. Eine weiße Binde

schloß sich dicht um ihre Stirn, ihr Haar versteckend. Die Spitzen der Tüllhaube fielen darüber und spielten um ihre sanfte Wange. Alles, was sie umgab, war blendend weiß; sie selbst war dem Schnee ähnlich, der von einigen Sonnenstrahlen, einigen blassen Rosenblättern beglänzt wird. An ihrer Seite lag, in ihrem ersten Morgenschlummer, ihre kleine Tochter. Ich sah, daß Nina Mutterfreude empfand. Es war schön, das schöne Auge strahlen zu sehen, während man die lieblichen Lippen sagen hörte:

„O man weiß nicht, was es ist, ehe man es erfahren hat, auf ein Mal von allen Plagen frei zu sein und das Kind geboren zu wissen, die Hand auszustrecken und es dann — neben sich zu fühlen!“

Und ihre weiße, matte Hand strich liebkosend über die Kleine, welche es freudig zu empfinden schien. „Sie soll Edla heißen!“ fuhr Nina mit süßer Innigkeit fort, „ich will ihr einen Schutzengel geben. Möge sie der Himmlischen gleichen!“

Ich verließ Nina ruhig, in dem Gefühle, daß ihr Leben nicht freudeleer sein werde; aber das Bild der bleichen jungen Mutter stand traurig in meiner Seele. Ich habe noch nie einen Lebenden so bleich gesehen.

Ich sah sie einige Jahre später noch blässer; aber damals war es natürlich. Sie lag in ihrem Sarge und war auch da noch schön. Ihre kleine Tochter war vorausgegangen und sie folgte ihr. Ich sah bei der Leiche den hartfühlenden Ludwig. Er weinte wie ein Kind.

Als Nina den Tod herannahen fühlte, schrieb sie an Hervey folgende Worte:

„Ich habe gelebt — weil du es wolltest. Weil du mich gesegnet hast, habe ich Kraft erhalten, weit von dir entfernt Menschen glücklich zu machen — und ich bin nicht unglücklich gewesen. Ich habe Mutterfreude, aber auch Mutterschmerz gefühlt. Ich sterbe und ich danke Gott. Wenn ich während meines Lebens dich höher als alles Andere geliebt habe, so wird der Allgütige mich nicht ver-

dammen. Es war meine Kraft, es war meine Tugend. In dieser Stunde, wo die Welt um mich dunkel und mein Blick trübe ist, in dieser Stunde ist meine Seele noch hell und fest und hoffnungsvoll durch dich. O wie ein klarer Lichtstrahl brachst du durch mein nebelhaftes Dasein und gabst ihm Wärme und Farbe! Ach! — und ich verdunkelte deines; aber auch meine Zeit, dich zu erfreuen, wird kommen. Höre mich! Mein Geist flieht... nimm dessen letzten Seufzer, dessen letzte frohe Hoffnung — höre! In deiner Todesstunde werde ich dir erscheinen! Wenn es Abend für dich wird und dein klarer Blick sich trübt und die kühlen Nebel der Erde um dich aufsteigen — dann wird es mir gestattet werden, zu dir zu kommen und dich zu jener lichten Welt abzuholen, wohin Edla vorausgegangen, wo sie dich kennen und lieben lernen wird, wo wir ewig beisammen sein werden, du mein, ich dein. Ich klage nicht darüber, daß wir auf der Erde getrennt worden. Ich war deiner nicht würdig. Gott hat mich prüfen und reinigen wollen, um mich dir nahe zu bringen. Edla! ich komme. Wann war ich deinem Willen ungehorsam, Edla? Eduard, Geliebter! O, Gott segne dich und sei mir deinetwegen gnädig! Gott segne dich!

Nina."

Ein Christ.

„Laß meines Willens Opfer dir behagen,
O du, der meines Herzens Tiefen schaust!
Ich will von dir den Kelch mit Liebe nehmen,
So wie auch du mir ihn aus Liebe gibst."

Vitalis.

Wenn ein Herz, von tiefen Sorgen belastet, dabei bricht, wenn die Krankheit in der Wunde, welche der Schmerz geöffnet hat, Wurzel schlägt und dann am Leben zehrt, bis es stirbt — dann wird Niemand von uns sagen, daß das sorgenbeladene Herz nicht hätte brechen sollen, daß die Kraft sich hätte frisch erhalten können, daß das Leiden hätte ertragen werden müssen; nein! wir wollen kein Wort des Tadels über die Sinkenden sprechen, die sich nicht aufrichten, als bis in der Auferstehung jenseit des Grabes!

Aber schön, aber stärkend und herrlich ist der Anblick des Mannes, welcher eine muthige und geduldige Brust den Giftpfeilen des Lebens darbietet, der ohne Trotz und ohne Schwachheit unerschütterlich seinen Weg weiter geht, welcher leidet, ohne zu klagen, dessen theuerste Hoffnung das Schicksal raubte, und der doch Freude um sich verbreitet, der nur lebt, um zu beglücken; ach, wie schön ist der Anblick Desjenigen, der seine Dornenkrone trägt, der sie aber zur Verklärung trägt!

Ich habe mehr als einen so königlich Leidenden gesehen und dabei immer innig empfunden: „O, ich möchte eher dieser sein, als ein nur weltlich Glücklicher!"

Ich muß einen Unterschied machen. Es gibt Unglücksfälle, in denen wir eine höhere Hand, eine unabwendbare Schickung sehen; sie sind wie Gewitterschläge aus der Wolke. Es gibt Leiden anderer Art, welche mit der Tortur stündlicher Nadelstiche verglichen werden können. Sie werden von Menschen verursacht, sie entstehen recht oft in den Familien, wenn Gatten, Eltern und Kinder mit und für einander leben, gleichsam nur, um im Hause die schlimmste Hölle zu erschaffen; dort gibt es Plagegeister, dort gibt es Geplagte. Es ist schwer zu sagen, welche am meisten zu beklagen sind — die Unglückseligen! Die erste Art von Unglück ist am leichtesten zu ertragen. Es ist viel, viel besser, unter Gottes als unter Menschenhand zu leiden. Der Blitz von der Höhe gibt den Tod oder auch ein Licht, eine Kraft. Die Stiche von Menschenhand verzehren die Kraft gleich einem langsamen Krebse. So wird auch das Herz erbittert und Bitterkeit — das ist des Lebens Samumwind; wo sie hingeht, wird Alles öde. Doch gibt es auch hier Rettungsmittel. Es gibt eine Engelsgeduld, welche jede verletzende Spitze abstumpft, welche den Leidenden unter den Martern sich selbst und zuletzt auch die Andern heiligen läßt. Es gibt einen sokratischen Muth, der alle Wolkenbrüche Xantippens in stärkenden Regen verwandelt; es gibt auch einen Heldenmuth, welcher die Fessel bricht, die zu schwer zu tragen war. Ein jeder so Geplagte prüfe sich selbst — aber er prüfe sich vor einem höhern Auge und er wähle und lasse sein Herz nicht verwittern oder bitter werden, denn dies thut Niemanden gut.

Betrachte diese Gegend, wo man früher nur unfruchtbare Ameisen und endlose Wälder und Sümpfe sah. Sie ist nicht mehr dieselbe. Nette Höfe liegen in Menge auf Thal und Anhöhe zerstreut. Das Himmalaja-Korn schaukelt seine

langer Aehren über weit ausgedehnte Felder. Zahlreiche Heerden bedecken fette Grasweiden. Alles zeugt von einem Orte, der in Wohlstand ist, von einem Volke, welches Ordnung und milde Sitten liebt. Wer hat alles Dies bewirkt? Ein Mann, dessen Lebensfreude das Schicksal vernichtete, der keine Glückseligkeit in der Welt hatte außer der, welche er Andern bereitete; Eduard Hervey hatte dies bewirkt. Aus dem Kummer, der in sein Leben eingriff, rettete er sich nur durch die angestrengteste Wirksamkeit an Seele und Körper. So überwand er und von der Zeit an, wo er Nina todt wußte, ward es ihm leichter.

Auf eine glänzende Weise in den Augen seiner Mitbürger gerechtfertigt, sah Hervey sich bald als ein Ziel allgemeiner und einzelner ehrenvoller Auszeichnung. Ehre und Ansehen suchten ihn; aber still lehnte er sie ab. Sie hatten jetzt alle Macht über seine Seele verloren. Er blieb in dem Kreise, wo er schon gekannt und geliebt war, und vollendete sein begonnenes Werk. Er baute die Gegend an und ordnete die Gemeinde, die sich unter seinen Augen bildete. Er gab ihr Wurzel in Ordnung und Fleiß, er gab ihr Krone in dem Lichte Gottes. Sein freundlicher Blick, seine weisen Rathschläge, seine kräftige Hand waren da für Alle. Fröhlich war er selten, aber immer ruhig und hell; er liebte die Menschen, zollte jedem Guten seine innige Achtung und sah mit Liebe das Schöne auf der Erde. Sein Alter war wie seine Jugend. Sein Leben war ein Gottesdienst.

Und könnten wir nicht, meine leidenden Freunde, das Leben besser tragen, wenn wir mit kräftigem Vorsatze unsere Gedanken von Dem, was uns Pein macht, zu etwas Schönem oder Hohem hinwendeten? Ist wol Mangel daran auf der Erde? Ach, es gibt so viel Gutes, so viel Edles bei den Menschen, so viel Frisches in der Natur, so viele Ruhe bei den Büchern, so viele Hoffnung über den Sternen und vor Allem in allem Schöpferischen in

allem Schaffen eine so erneuernde Kraft! Wer impft einen Fruchtbaum, der nicht an dem wachsenden Zweig Theilnahme hegt, der nicht gern dessen Frucht kosten wollte? Der Leser wird mich hier erinnern, daß ich die Trost- und Freudenquelle, die tiefste, die größte, oft die einzige, zu erwähnen vergessen habe;..... aber weshalb Das wiederholen, was wir Alle wissen? Außerdem, wäre diese Quelle nicht — was lohnte es sich dann der Mühe von einer andern zu reden! Was ihnen Allen Leben verleiht, ist ein Tropfen aus der ewigen. Aber die Zeit eilt. Der Tag unserer Geschichte neigt sich zu seinem Ende. Es ist Abend.

Die Nebel steigen um Tärnas Hügel. Sie steigen wie winkende, flüchtende Geister empor. Sie fahren hin und sinken und steigen wieder. Sie wehen kühl und feucht über die Erde hin. Leise breiten sie ihre Schleier über die Wiese; sie soll darunter schlafen. Wo sie erscheinen, kommen Thränen. Der Wind seufzt sterbend in den Bäumen. Es ist Abend.

Die Nebel steigen um Hervey's Behausung; sie ziehen um seine Fenster und verbergen ihm die freundliche Erde. Sie scheinen ihn davon abholen zu wollen und rollen mit leichten, luftigen Dampfwagen dahin. Sie scheinen zu ahnen, daß seine letzte Stunde gekommen ist, daß er bereit ist, abzureisen.

Werdet ihr euch wundern, meine freundlichen Leser, daß Diejenige, welche ihre Feder eurem Vergnügen gewidmet hat, euch jetzt von Sterbelager zu Sterbelager führt, daß das Alltagsleben gleichsam eine Leichenprocession geworden ist? Aber fürchtet jetzt nichts und folgt mir bereitwillig noch diesen kurzen Weg; ihr werdet keinem düstern Bilde begegnen. Heiteres, junges Mädchen, fürchte nichts! Was ich dir zeigen will, ist nur Freude, klare, hinreißende Freude. Laß dich auch nicht von dem Gedanken stören, daß diese Schilderung eine Fiction sei. Ich versichere dich, sie ist Wahrheit!

Am Fenster in einem bequemen Lehnstuhle sitzt der redliche Leidende unserer Geschichte. Gegen die weißen Kissen lehnt er sein Haupt so kraftlos, aber so still. Auf dem abgezehrten Antlitz ruht eine wunderbare Klarheit; auf die himmelsklare, hohe Stirn fallen dünn einige dunkle, aber grauwerdende Locken herab. Er ist nicht allein. Die Mutter ruht in der stillen Erde, aber Marie steht treu an seiner Seite. Nur sie will er in dieser Stunde neben sich haben. Wie die Lebensflamme flackert, ehe sie erlischt! sie sinkt und steigt, verdüstert sich und wird wieder klar, und will die Hütte nicht verlassen, in der sie so lange gewohnt hat. Hervey versinkt zuweilen in einen Schlummer, der einer Todesbetäubung gleicht, aber er erwacht wieder, um seine Hände zu falten, und ruft mit einer Freude, die nicht irdischer Hinreißung ähnlich ist:

„Ach, welche Wonne! Ist es möglich, daß ich noch auf der Erde verweile? Kann so viele Seligkeit dort Raum haben? Gott, mein Gott, welche Himmelsluft! Bin ich wol derselbe? Ist es möglich, daß Eduard Hervey auf der Erde diese Freude fühlen kann? Jesus, Liebereicher, dies ist dein Leben! Ewige Liebe, das Maß, welches du verleihst, ist gehäuft!"

Die Nacht geht, der Morgen bricht an. Noch weilt Hervey auf der Erde, von Lüften der Seligkeit geliebkost. Da brach ein Strahl der aufgehenden Sonne durch die Nebel und lag auf dem Antlitz des Sterbenden. Ein verklärtes Leben färbte Hervey's Wangen. Seine Augen strahlten. Er richtete sich schnell in die Höhe, streckte die Arme aus und rief mit einem noch nie gehörten Tone von Liebe und überirdischer Freude: „Nina!"

Er sank zurück — eine Leiche. Der Geist war entschwunden. Sie hatte ihn geholt.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

